Italien
wie es wirklich ist.

Bericht

über

eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden,

als

Warnungsstimme

für Alle, welche sich dahin sehnen

von

Gustav Nicolai.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Otto Wigand'sche Verlags-Expedition.
1834.

Italien

wie es wirklich ist.

Zweiter Theil.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Pompeji. Historische Notizen über Herkulanum und Pompeji. Sorge der Regierung für die Ausgrabungen. Aschenlagen. Die Barriere in der Gräberstraße. Das Wachthaus. Pagus Augustus Felix. Anblick der aufgegrabenen Stadt. Beschaffenheit der Gebäude im Allgemeinen. Enttäuschung der Reisenden auch in Pompeji. Kleinliche Bauart. Die Wandgemälde. Musivische Fußböden. Der Phallus. Wollust und Ueppigkeit der Pompejaner, nach ihren Bauten zu urtheilen, ein liederliches Pygmäengeschlecht. Beschreibung der Einzelheiten Pompeji's. Das Landhaus des Arrius Diomedes. Grabmäler, Kolumbarien und Cenotaphien. Cicero's Landhaus. Monument der Mamia. Die Porta herculanea und die Mauern der Stadt. Via consularis. Das Haus des Albinus. Das Haus des Chirurgen und die Dogana. Oeffentlicher Brunnen. Das Haus des Sallust. Der öffentliche Backofen. Die Handmühlen. Die Gemüsehandlung. Die Akademie der Musik. Haus des Julius Polybius. Die Apotheke. Schenkläden (Thermopolien). Haus des Aedils Pansa. Cave canem. Obscönes Bild. Die öffentlichen Bäder. Schuttkarren. Weinkneipen und Amphoren. Die Fontainenhäuser. Casa del Fauno. Die größten und schönsten Mosaikbilder Pompeji's. Der Nil und die Schlacht bei Platea. Tempel der Fortuna. Töpfermarkt. Das Forum zu Pompeji, ein winziges Plätzlein. Der

Tempel des Jupiter. Trümmer des Forums. Das Gebäude der Priesterin Eumachia. Der Isistempel. Das Odeum. Das Flötenkonzert in Pompeji. Das Quartier der Soldaten daselbst. Das Amphitheater. Rückfahrt nach Neapel. Die meerkatzenähnliche Bettlerbrut. Zeichensprache der Italiener. Das Fest in Rosina. Neapel bei Abend. Die Lazzaroni. — Spazierfahrt am folgenden Vormittag in der Stadt. Kirche St. Gennaro de' poveri. Die Katakomben. Fahrt nach Pozzuoli. Die Galeerensclaven. Die Solfatara. Die italienischen Esel. Trinkgelder. Gegend um Pozzuoli. Der alte Molo. Der Tempel des Jupiter Serapis. Die Stadt Pozzuoli. Schöner Abend und Rückfahrt nach Neapel.

Neapel, am 22. Juni.

Bevor ich unsere gestrige Wanderung durch Pompeji beschreibe, will ich einige historische Notizen vorausschicken.

Sowohl Herkulanum als Pompeji war Anfangs von Etruskern, Pelasgern und Samnitern bewohnt. Im Jahre 665 gründete Sylla daselbst eine römische Kolonie. Die Lage Pompeji's in der Nähe des Meeres und an dem Küstenfluß Sarno, ein vortrefflicher Hafen und blühender Handel erhoben die Stadt alsbald zu einer der volkreichsten des alten Kampaniens. Mehrere berühmte Römer erbauten daselbst Landhäuser. Unter dem Kousulat des Regulus, im 63. Jahre der christlichen Zeitrechnung, wurde Pompeji durch ein

Erdbeben sehr beschädigt; bei der furchtbaren Eruption im Jahre 79 aber eben so wie Herkulanum und die Ortschaften Stabiä, Oplonti (jetzt Torre dell' Annunziata) Retina, Tegianum und Oram Campaniä mit einem Aschen- und Steinregen bedeckt. Nach den Mittheilungen Suetons ist übrigens nicht anzunehmen, daß Pompeji und Herkulanum bei dieser Gelegenheit schon völlig verschüttet worden wären, da derselbe anführt, daß Titus alle Mittel angewendet habe, um die Beschädigungen wieder auszubessern; auch erwähnt Dio Cassius, daß Titus zwei Konsuln nach Kampanien gesandt habe, um Kolonien zur Wiederbevölkerung beider Städte zu gründen. Zu jener Zeit war also Herkulanum und Pompeji noch keinesweges von der Oberfläche der Erde verschwunden; sondern ein Theil mag begraben gewesen sein, während der andere bis zu den spätern Eruptionen bewohnt blieb.

Der Umstand, daß man zu Herkulanum und Pompeji verhältnißmäßig nur wenig menschliche Gerippe gefunden hat, beweiset, daß sich die meisten Einwohner gerettet haben müssen. Es kann dies um so weniger einem Zweifel unterliegen, als dem Ausbruche des Vesuvs stets Anzeigen vorausgehen, so daß also eine Entfernung möglich ist.

Ich habe nie begriffen, wie diese Städte, nach ihrer endlichen, völligen Verschüttung, Jahrhunderte hindurch unter der Erde liegen konnten, ohne daß man sie wieder aufzufinden bemüht war. Allein es

sollen allerdings schon frühere Nachforschungen Statt gefunden haben. Nach einer alten Inschrift ist es z. B. wahrscheinlich, daß schon Alexander Sever eine Menge Säulen und Statuen ausgraben ließ. Erst später wurden die untergegangenen Ortschaften nach und nach vergessen. Vielleicht hatten die zu wiederholten Malen erfolgten Bedeckungen die Gegend endlich so verändert, daß Niemand mehr genau die Stelle der Häuser anzugeben vermogte, deren Ausgrabung ihn interessiren konnte.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1748) trafen Landleute, die einen Weinberg anlegten und Gräben auswarfen, auf Monumente und Statuen. Dies erinnerte an die verschwundenen Städte; der König Karl III., ein Freund der Wissenschaft und Kunst, kaufte den Weinberg und die umliegenden Ländereien, und ließ die Nachgrabungen fortsetzen. Die Gräberstraße und das Landhaus des Freigelassenen Arrius Diomedes waren die ersten Entdeckungen, welche man machte, und bald überzeugte man sich, daß man einen Theil Pompeji's zu Tage gefördert hatte. Seitdem sind die Nachgrabungen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden. Die Regierung hat gegenwärtig jährlich 25,000 Franken zu Ausgrabungen und Reparaturen angewiesen, schon sind 24 Straßen, der 5. Theil der Stadt, ausgegraben; allein es würden nach einer sorgfältigen Berechnung 2,894,000 Franken nöthig sein, um Pompeji ganz aufdecken zu können. Früher war das

Geschäft der Ausgrabung oft nicht in guten Händen; gegenwärtig aber sind kenntnißreiche Männer damit beauftragt. Marchese Arditi ist Ober-Intendant der Ausgrabungen, und der Architekt Bonucci mit der unmittelbaren Leitung derselben beauftragt.

Man hat Pompeji mit sieben leichten Aschenlagen und mit kleinen Steinchen im Ganzen etwa 13 Fuß hoch bedeckt gefunden. Die oberste Lage ist nur sehr dünn. An einzelnen Stellen zeigt die Schichtung nicht mehr die Ordnung, in der sie, wie im Allgemeinen ersichtlich, der Krater des Vulkans ausgespieen haben muß, und es geht daraus hervor, daß sie bereits in früherer Zeit unter einander gewühlt worden ist. Theils müssen also die Einwohner nach jeder neuen Eruption in alten Zeiten auszugraben gesucht haben, was möglich war, bis endlich die stets wiederkehrenden Ausbrüche sie einen so unsichern Aufenthalt zu verlassen bewogen; theils mögen im Laufe späterer Jahrhunderte die Besitzer der Ländereien, welche die verschütteten Ortschaften bedecken, hier und dort auf Ueberbleibsel der Vergangenheit stoßend, weitere Nachgrabungen angestellt, und ohne das Dasein einer ganzen Stadt zu ahnen, zu Tage gefördert haben, was gerade an einer einzelnen Stelle vorhanden war.

Noch sahen wir von der Stadt nichts, da wir uns zwischen flachen, wallartig sich hinstreckenden Hügeln befanden. Von der Landstraße führt links ab ein Weg bis an die Barriere der Gräberstraße

Pompeji's. Auch hier erblickt man die Stadt noch nicht, da der Eingang in dieselbe seitwärts am Ausgange der alten Straße angebracht ist, welche sich hier in der Quere hinter den Hügeln hinzieht, so daß man sie nicht der Länge nach überschauen kann. Am Eingange steht ein neapolitanisches Wachthaus mit Soldaten, und so war es durchaus, als befänden wir uns an der Barriere einer neuen Stadt. Wir meldeten uns und erhielten einen Führer. Mit welcher Ueberraschung sahen wir, in die alte Straße eintretend und uns rechts wendend, nun plötzlich diese in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum alten Stadtthor von Pompeji vor uns! Die Gräberstraße ist nämlich eine Vorstadt Pompeji's, oder richtiger ein unmittelbar vor der Stadt gelegenes Dörfchen, Namens Augustus Felix, gewesen, wo die Grabmäler und Cenotaphien *) der Bewohner Pompeji's errichtet wurden, gleichzeitig aber auch Landhäuser und Spaziergänge befindlich waren. Der Name Augustus Felix geht aus den hier gefundenen Inschriften hervor.

Wer nicht selbst in Herkulanum und Pompeji gewesen ist, wird sich schwerlich einen rechten Begriff davon machen können, wie sich diese wieder ausgegrabenen Städte eigentlich ausnehmen. Man stellt sie sich höchst wahrscheinlich als unterirdisch vor, wie das Theater von Herkulanum; allein diese Vorstel-

*) Leere Grabmäler, denen zu Ehren errichtet, deren Asche an einem andern Orte ruhte.

lung ist unrichtig. Man glaubt sich namentlich in Pompeji keinen Augenblick in einer verschüttet gewesenen Stadt zu befinden; Häuser und Gassen liegen, wie in jeder andern Stadt, frei und offen da, weil Erde, Asche, Lava, Schutt und Steine, welche Alles bedeckt und ausgefüllt hatten, sorgsam fortgeschafft und außerhalb des Stadtbezirks abgeladen worden sind. Pompeji gleicht mehr einer von ihren Bewohnern erst vor Kurzem verlassenen, aber von Barbarenhänden geplünderten und zerstörten Stadt. Namentlich gewährt der Umstand, daß mit weniger Ausnahme alle Bedachung der Häuser fehlt und die Sonne mithin von oben in die offen klaffenden Mauern hineinscheint, ein Bild solcher Zerstörung. Ueberall herrscht Todesstille. Rings an den ausgegrabenen Theil der Stadt lehnen sich die flachen, jetzt bewachsenen Lavahügel an die Mauern der Häuser, so daß die Stadt in einem kleinen Thale zu liegen scheint. Nach der Landseite hin erhöhen sich in der Entfernung diese Hügel zu einer mit Oelbäumen und anderem Gebüsch bewachsenen niedrigen Bergkette, die mit dem Vesuv in Verbindung steht. Wo man in der Stadt umherwandelt, erblickt man die darüber hinausragenden Hügel und den Vesuv. Die Mauern der Häuser sind meistens nur 10 bis 12 Fuß hoch und bestehen aus gewöhnlichen, länglicht viereckigen, braunrothen Backsteinen; nach der Straße zu sind sie theils mit Mörtel oder Stuck in Form von Quadersteinen überzogen, theils kalklos und ohne Beklei-

dung. Vor den Häusern zieht sich auch hier, wie in Herkulanum, rechts und links in ununterbrochener Folge ein schmales, erhöhtes Trottoir längs der Straße hin. Das Pflaster besteht aus breiten grauen Lava=platten, die mit ihren ganz unregelmäßigen Ecken, wie sie gerade paßten, an einander gefügt sind; das Trottoir ist zum Theil mit grober, musivischer Arbeit verziert und der erhöhte Rand desselben in schnurgra=der Richtung mit Quadern eingefaßt. Aus der an=geführten Höhe der Mauern geht hervor, daß die Häuser, mit sehr weniger Ausnahme, nur ein Stock=werk gehabt haben; nur an einzelnen Stellen deuten enge, winkelartige und hühnersteigähnliche Steintrep=pen darauf hin, daß ein zweites Stockwerk vorhanden gewesen sein müsse. Die Façade der Häuser besteht aus einem oder mehrern schmalen Eingängen, bis=weilen aus einer Menge hinter einander fortlaufender hoher und schmaler Thüröffnungen, die in kleine Gemächer führen, welche man unwillkürlich für Kaufläden, Werkstätten, Schenkzimmer oder der=gleichen halten muß. Von Fenstern ist, wenigstens nach den Straßen hinaus, nichts wahrzunehmen. Dies muß wohl beachtet werden, wenn man sich ein rich=tiges Bild von Pompeji machen will. Das Licht fiel also, wie es noch jetzt in Italien in untern Stock=werken häufig der Fall ist, nur durch die Thür, und in oberen Gemächern augenscheinlich durch eine Oeff=nung im Dache oder durch sehr hoch angebrachte kleine Fenster hinein. Zuweilen wird die gerade Linie der

Häusermauern, durch den offen nach der Straße liegenden Vorhof (atrium) eines schönern Gebäudes unterbrochen. Oft versteckt sich auch der Vorhof hinter eine vorliegende Reihe von steinernen Kramläden. Die an der Straße befindlichen Façaden der Häuser haben in der Regel äußerlich gar keinen architektonischen Schmuck, worin ihnen, wie erwähnt, die neuern neapolitanischen Gebäude gleichen. Die oben am Rande ganz glatt abgestumpften Mauern deuten ferner darauf hin, daß die Häuser Pompeji's ebenfalls flache Dächer gehabt haben. Von Holz und Metall ist in den Häusern nichts mehr zu sehen; doch bemerkt man oft noch die Balkenlöcher. Ueber dem Eingange der Häuser findet sich häufig eine Steintafel mit dem Namen des Eigenthümers, oder das Emblem einer Kunst oder eines Handwerks in Stein gehauen; auf der Schwelle sahen wir auch einmal das Wort Salve in Mosaik. Fast alle Mauern aber sind oben neben dem Eingange, oder bei Eckhäusern an der Ecke auf dem Kalk oder Stuck mit rothen Buchstaben beschrieben. Theils sind es die Namen der Hauseigenthümer, theils Bekanntmachungen des Magistrats, theils Ankündigungen von Festlichkeiten, Spielen, Verkäufen u. dergl. Höchst interessant ist es, diese alten lateinischen Buchstaben zu betrachten. Man hält sie eher für arabische Schnörkel, als für römische Schriftzüge, und es ist schwer, sie zu entziffern. Die von mir beobachtete Eigenthümlichkeit der Italiener, auf weiß übertünchte Mauern zu schreiben, findet also

ebenfalls im grauen Alterthume ihren Ursprung. Schon erlöschen übrigens die Mauerschriften in Pompeji mehr und mehr; an vielen Stellen sind sie kaum noch zu erkennen.

Anfangs richtet man zitternd vor Wißbegier und innerer Bewegung das Auge bald hier, bald dorthin; je mehr man aber fortschreitet, um so vertrauter wird man mit dem, was man sieht; man wird ruhiger und beobachtet; alsbald schwindet die Begeisterung und ach, auch hier fühlt man sich enttäuscht! Auch Pompeji ist, ich nehme das Amphitheater und die Stadtmauern aus, mehr oder minder klein, ja kleinlich! — Schon das bis jetzt Angeführte dürfte nicht geeignet sein, ausschweifende Begriffe über diese Stadt und die Herrlichkeit der Alten beizubringen. Es findet sich aber des Tadelnswürdigen noch viel mehr. Die Straßen Pompeji's, wiewohl, mit Ausnahme der langen Via consularis, in der Regel gerade, sind fast alle eben so eng und schmal, wie die aufgegrabene Straße von Herkulanum. In den meisten kann nur ein Wagen fahren. Auch die breiteste würde nicht mehr als zwei Wagen neben einander gestatten. Das elende Pflaster bezeugt die schlechte Straßenpolizei, welche in Pompeji Statt fand. Erblickt man gleich mit einem unbeschreibbaren Gefühl der Rührung noch die Geleise der alten Fuhrwerke, so kann man sich doch nicht der Bemerkung enthalten, daß sie eigentlich gar nicht zu sehen sein müßten. Am Eingang in eine Quergasse fanden wir das Geleise

fast einen halben Fuß tief in das Pflaster eingedrückt, und dies überhaupt so ausgefahren, daß nur die größte Armuth oder die größte Liederlichkeit diesen Zustand entschuldigen kann. Pompeji war aber keinesweges eine arme Stadt. Alle Häuser sind, wie in Herkulanum, klein, oft winzig bis zur Lächerlichkeit. Auch in Pompeji haben sie fast sämmtlich in der Mitte einen kleinen, viereckigen Hof, der, wie dies in unsern Klostergebäuden der Fall ist, von einer Reihe Säulen (Peristyl) umgeben ist, welche, mit den Wänden der nach dem Hofe hinausgehenden Zimmerchen durch ein flaches Dach verbunden, einen Portikus bilden. Diese Säulen sind zuweilen von Backstein, mit Mörtel oder Stuck bekleidet; zuweilen aber auch von Marmor. In der Mitte des Hofes befindet sich stets eine viereckige Cisterne. Das Innere der Häuser, selbst der größern Gebäude, besteht aus kleinen, oft nur 2 bis 4 Schritte breiten und 4 bis 8 Schritte langen, fensterlosen Gemächern, die selten oder nie unter sich in Verbindung stehen. Ein Paar angebliche Schlafzimmer hatten nur die Größe einer menschlichen Lagerstätte, und mußten völlig dunkel gewesen sein, wenn gleich jetzt die Sonne diese elenden Winkel erhellte. Wer die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Häuser mit der Eigenthümlichkeit des Landes vergleicht, kann nicht zweifeln, daß die Alten Schmutz, Unflath und Flöhe eben so sehr geliebt haben müssen, als ihre Nachkommen. Das ist nun eben kein erfreulicher Gedanke. — Merkwür-

dig ist, daß wir, mit Ausnahme eines Ladens oder einer Werkstätte in der Via consularis, des Tempels der Isis und der öffentlichen Backöfen, nirgend Spuren eines Schornsteins gefunden haben. —

Die Mauern im Innern der Höfe, Hallen und Zimmer sind entweder mit gewöhnlichem Kalk, oder mit festem polirtem Stuck überzogen, und mit den bekannten Wandgemälden verziert. Allein diese so sehr gepriesenen Mahlereien verrathen nur zu oft eine völlige Geschmacklosigkeit und sind oft die elendesten Klecksereien. Ich bin weit entfernt, aus diesen Wandbildern auf den Zustand der Mahlerkunst zu Pompeji zu schließen; das wäre wohl, als wollte man aus unsern oft von Maurern gemalten Zimmern den Zustand unserer Mahlerkunst beurtheilen; — aus welchem Grunde hat man aber die Ueberbleibsel des Alterthums, welche Herkulanum und Pompeji in dieser Hinsicht bieten, so übermäßig herausgestrichen? Der größte Theil dieser Gemälde ist, um ihn dem Einfluß der Witterung zu entziehen, abgenommen und in das Museum zu Neapel geschafft worden. Vielleicht werden wir dort bessere Sachen sehen. Was wir davon noch vorfanden, gleicht ganz den Wandmahlereien in Herkulanum. Fast überall erblickt man rothe, gelbe oder blaue Wände mit gemalten Vertäfelungen; frei in der Mitte derselben menschliche Figuren und Köpfe, Götter und Göttinnen, Thiere, besonders Vögel und Fische, auch musikalische Instrumente, und oben im Simms

Groteskengewinde von mannigfacher Form und Zusammensetzung. Roth scheint die Lieblingsfarbe gewesen zu sein; es sieht aber jetzt bräunlich aus. —

Wirklich schön sind sämmtliche Fußböden sowohl in den Vorhöfen, als in den Hallen und Zimmern, aus kleinen viereckigen Steinen von etwa ½ Zoll Breite und 1 Zoll Höhe, in den verschiedensten Farben quadrirt, eckig und rund, gewunden, punktirt oder nach den zierlichsten Blumen- und Figurenmustern musivisch zusammengesetzt. Selbst in den schlechtesten Wohnungen findet man musivische Fußböden, wenn gleich hier nur die einfachsten Muster.

Ueber dem Eingange mehrerer Häuser war sonst ein in Stein ausgehauener Phallus angebracht. C'estàdire eröffnete uns, daß im Museum ein ganzes Zimmer voller Priapäen aus Herkulanum und Pompeji gezeigt werde. Auch dies erschütterte meine gute Meinung von den Alten. Man lächle nicht, halte mich nicht für scheinheilig. Ich weiß sehr wohl, daß das Alterthum im Geiste des Alterthums beurtheilt werden muß, daß priapische Gebilde durch Religionskultus geheiligt waren, und daß der Phallus von Weibern als Amulet getragen wurde; allein ein erfreulicher Gedanke ist es wahrlich nicht, daß die menschliche Natur sich dahin verirren konnte, das heiligste Geheimniß zu profaniren. Mir wenigstens war der Anblick ein widerlicher; er begründete die erste Störung des frommen Gefühls, mit dem ich der großen Grabstätte der Vergangenheit mich genähert hatte. Bald

sah ich nicht mehr die Römerwelt, sondern nur die wollüstigen Vorfahren der jetzigen Italiener vor mir. Wer weiß zu sagen, was ein Phalluszeichen über der Hausthür bedeutete? Wer mag bestreiten, daß man sich das Aergste dabei denken kann? — Man hat zwar in dem Hause, wo man noch jetzt dies Zeichen findet, zahlreiche priapische Gebilde in Gold, Silber und Erz gearbeitet ausgegraben, und daraus geschlossen, daß es nur das Emblem des Arbeiters gewesen sei; allein wie erläutert man seine Bedeutung an andern Orten? — Man betrachte nur die Landhäuser und Privatwohnungen der vornehmen Pompejaner, und man wird sich überzeugen, daß hier Wollust und Ueppigkeit herrschte. Kühlende Säulenhallen, Marmorbäder, Springbrunnen, Gärtchen, verschwiegene Gynäceen (Frauenzwinger) und Venereen mit wollüstigen Wandgemälden und plumpen Darstellungen der schlüpfrigsten Gemeinheit, so daß das sittliche Gefühl empört wird, hat hier der Vesuv vertilgt und menschlicher Wille wieder ans Licht gefördert. Auch diese sybaritischen Landhäuser sind übrigens im Duodezstyl erbaut und unbegreiflich klein, so daß man glauben möchte, ein Geschlecht von liederlichen Pygmäen habe sie bewohnt.

Doch ich will unsere Wanderung durch Pompeji nach den einzelnen Gegenständen ausführlicher verfolgen.

Die Gräberstraße liegt am Abhang des flachen Hügels, der sich von der Stadt gegen den Vesuv hin

erstreckt. Sie beginnt zur Rechten des Eingangs, durch welchen der Fremde eingelassen wird, mit dem Landhause des Arrius Diomedes. Kaum waren wir in die Straße eingetreten, als uns aus den Ruinen dieses Hauses ein Landmann entgegentrat, der uns aus italienischer Bauchflasche mit langem Halse schlechten Wein als Erfrischung anbot. Das Innere des Hauses, welches zu den schönsten der ausgegrabenen gehört, enthält einen länglicht viereckigen Hof; rings umher läuft ein Portikus von 14 viereckigen Säulen, die einst mit Stuck bekleidet waren. Im Hofe scheint ein Gärtchen befindlich gewesen zu sein; sechs Säulen bildeten hier wahrscheinlich einen Laubgang; in der Mitte des Gartenraumes zeigt sich ein kleines Marmorbassin. Nur acht Zimmerchen umgeben den Hof; man kann sich also denken, wie klein er ist. Sie sind fast sämmtlich mit Figuren und Grotesken auf rothem Grunde bemalt und haben musivische Fußböden. Ein Paar noch erhaltene Decken sind flach und mit Stuck geziert. Zwei Zimmer zur Rechten des Peristyls waren für die Sclaven bestimmt; zwischen beiden führte eine kleine steinerne Treppe in ein zweites Stockwerk hinauf: wahrscheinlich der Boden, weil man hier Stroh und Gerstenkörner ausgegraben haben soll. Zur Linken des Peristyls sind Bäder befindlich. Eins der Badezimmer enthält ein Bassin, welches von kleinen Säulen umgeben ist, und einen Ofen. Hier hat man bei der Ausgrabung eine Art Kessel, eine noch von Rauch

geschwärzte Pfanne mit zwei Handhaben und einem eisernen Roste gefunden. Aus diesem Zimmer tritt man durch eine Thür in die Feueresse, welche das Wasser erwärmte, über derselben liegt das Schwitzbad. Dann folgen im Peristyl die Schlafzimmer, die meist mit Vögeln bemahlt gewesen sein sollen; in der Mitte derselben ist in Form eines Halbzirkels das Speisezimmer angebracht, welches Fensteröffnungen hat. Noch sieht man die Stelle, wo der Tisch stand, und es sind hier, wie man uns sagte, gläserne und bronzene Gefäße, Kuchenformen, zwei Messer mit knöchernen Griffen und Kandelaber gefunden worden. Auf einer kleinen Treppe gelangt man endlich zu den höher gelegenen Zimmern, von denen aber nur die dachlosen Mauern der rechten Seite erhalten sind.

Was die in Pompeji gefundenen menschlichen Gerippe anlangt, so soll ein großer Theil derselben in dem Landhause des Diomedes ausgegraben worden sein. Wir fragten, ob man uns nicht einige von diesen merkwürdigen Ueberresten zeigen könne, erhielten indessen zur Antwort, daß die Gerippe, sowohl in Pompeji als in Herkulanum, sobald sie an die freie Luft kämen, in Staub zerfielen, und daß nur einzelne dickere Knochenstücke, z. B. Schädel, diesem zerstörenden Einflusse widerständen. Man erzählte uns auch, daß eins der in dem Landhause ausgegrabenen Skelette höchst wahrscheinlich das des Diomedes selbst gewesen sei, indem es einen Schlüssel in der einen und Schmuck und goldene Münzen in der

andern Hand gehalten habe. Hinter demselben soll das Gerippe eines Sclaven gelegen haben, welches silberne und bronzene Gefäße in den Händen hielt. Herr und Diener sind offenbar in dem Augenblick, wo sie sich mit diesen Kostbarkeiten durch die Flucht retten wollten, verschüttet worden. Die bei ihnen gefundenen Sachen, so wie überhaupt alle ausgegrabene Gegenstände, die wir bei unserer Wanderung durch Pompeji vermißt haben, werden wir im Museum sehen.

Nach dem Landhause des Diomedes folgen in der Gräberstraße rechts und links altrömische Grabmäler, Kolumbarien*) und Cenotaphien von Marmor, auf denen sich Basreliefs befinden. Das Kolumbarium des Nevoleja ist etwa 8 Fuß hoch und 6 Fuß breit. Durch ein in neuerer Zeit angebrachtes Drahtgitter sahen wir in der Nische desselben noch jetzt eine Urne und Aschenkrüge stehen. Das Grabmal des Scaurus ist schön; es sollen darauf, als man es ausgrub, Gladiatorkämpfe und Jagdthiere in Stuck abgebildet gewesen sein.

Am Abhange des Hügels, der sich zur Linken der Straße hinzieht, jedoch etwas erhöht neben derselben, steht ein langes, niedriges, in kleine Läden abgetheiltes Gebäude. Da man hier das Skelett

---

*) Kolumbarien sind die Fächer oder besondern Behältnisse in den alten Begräbnissen, worin man die Urnen mit der Asche der verbrannten Körper beisetzte.

eines Esels und eines Maulthiers gefunden hat, so glaubt man, daß dies Haus eine Stallung war. Gegenüber zur Rechten führte man uns in die Trümmer einer Villa, angeblich des Cicero; — die darin aufgefundenen Inschriften machen es aber wahrscheinlicher, daß sie dem M. Crassus Frugius gehört hat. Noch wohl erhalten ist ein großer Kryptoportikus unter demselben, eine Säulenhalle im Souterrain, die aus sehr hohen Pilastern besteht. Dergleichen unterirdische Hallen, zum Aufenthalt bei großer Hitze bestimmt, finden sich unter mehrern Gebäuden Pompeji's.

Dann folgen zur Linken der Straße Trümmer einer bedeckten Halle mit einem halbzirkelförmigen Sitz für die Spatziergänger; rechts abermals Kramläden oder Schenkstuben, und endlich an beiden Seiten nochmals Grabmäler. Unter denen zur Rechten befindet sich das Monument der Mamia, und hier wieder ein halbzirkelförmiger Sitz, von wo aus man sich einer reizenden Aussicht nach dem Meere und dem Vesuv erfreut. Jetzt endlich standen wir vor dem Stadtthor Pompeji's, Porta herculanea zu alter Zeit genannt.

Es besteht aus einem großen Mittel- und zwei kleinern Seitenthoren, die oben rund gewölbt sind. Es ist ein viereckiges Gebäude aus Ziegelsteinen ohne alle Verzierung erbaut, nicht viel höher als alle übrigen Häusermauern, oben platt und so tief, daß man ein Paar Schritte zu gehen hat, ehe man durch das-

selbe in die Stadt gelangt. An der Stadtseite des Thors sieht man rechts und links noch jetzt die Mauerfugen, in denen sich einst das Fallgatter bewegt hat. Die alten Inschriften, welche sich am Thor und an der Stadtmauer hier befanden, sind nicht mehr vorhanden. Ist man in die Stadt eingetreten, führt ein schmaler Weg zur Linken nach den Stadtmauern. Diese sind ringsum entweder vollständig ausgegraben, oder doch ihrer Lage nach ausfindig gemacht, so daß man die Größe und Ausdehnung der Stadt und die Form ihres Umrisses genau kennt. Pompeji hat hiernach die Gestalt einer Ellipse und den Umfang einer halben deutschen Meile. An dem ausgegrabenen Theil der Stadtmauern erblickt man Brustwehren und Schießscharten und von Zeit zu Zeit stumpfe, viereckige und von Travertinquadern erbaute Thürme. Die Höhe der Mauern beläuft sich auf 24 bis 30 Fuß, und sie sind so breit, daß an einigen Stellen 3 Wagen neben einander darauf fahren können.

Die Porta herculanea führt in die Konsularstraße. Dicht am Thore liegt hier auf der linken Seite ein sehr ruinirtes Haus, in dem man noch ein Speisezimmer mit dem Triclinio, d. i. die steinerne Bank, erkennt, auf welcher die Alten bei der Mahlzeit lagen. Gleich darauf folgt ein Thermopolium, d. h. eine Schenkstube für warme Getränke. Zur Rechten befindet sich das Haus des Albinus mit einem Phallus über der Thür. Hier hat man die goldnen, silbernen und bronzenen Priape ausgegra-

ben, deren ich oben erwähnt habe, und welche die Archäologen vermuthen läßt, daß Herr Albinus Kunstarbeiter in diesem Genre gewesen sei. Dann folgen mehrere zerstörte Wohnungen. Gegenüber zur Rechten wurde uns das Haus eines Chirurgen und das öffentliche Wage- oder Zollhaus (Dogana) von Pompeji, gezeigt. In jenem hat man nämlich eine Menge chirurgischer Instrumente gefunden; in diesem mehrere Wagen, ganz wie die unsrigen eingerichtet, und Gewichte von Marmor und Blei.

Alsbald erreichten wir einen kleinen Platz, der dadurch entstanden ist, daß eine zweite Gasse in die Via Consularis hineinläuft, und daß beide nun von der Ecke, die sie bilden, als eine breite Straße fortlaufen. An dieser Ecke steht ein Brunnen, d. h. ein kleines viereckiges Steinbassin, in welches aus einer an der Seite erhöhten Röhre das Wasser hinablief. Links, nicht weit vom Brunnen, erblickt der vom Thor Kommende in der erweiterten Straße den offenen Vorhof eines hübschen Hauses. Eine Inschrift nennt Cajus Sallustius als gewesenen Eigenthümer desselben. In der Mitte des mit Mosaik verzierten Vorhofs befindet sich ebenfalls ein Bassin; zur Rechten und Linken sieht man in die offen klaffenden Zimmer. Die zur Rechten verschlossen das Gynäceum. Die Wand, welche sich hier dem Eintretenden zeigt, war bei der Ausgrabung mit einer lebensgroßen nackten Diana bemahlt, welche die Neugier Aktäons bestraft; neben diesem Zimmer befin-

den sich zwei mit schönem Mosaik gezierte Schlafgemächer. Im Hintergrunde des Vorhofs führte ein mit Pilastern geschmückter Eingang in einen kleinen Gartenraum. Aus dem Hause des Sallust tritt man gleich rechts in das damit zusammenhängende Gebäude, welches einen öffentlichen Backofen enthält. Derselbe steht im offenen Vorhofe dieses Gebäudes dicht an der Straße und hat die Größe und Gestalt unserer heutigen Backöfen; doch erhebt sich über seiner äußern Wölbung ein hoher runder Schornstein, so daß er sich wie eine große unförmliche steinerne Flasche ausnimmt. Es gehören zu demselben drei Handmühlen, oder richtiger, steinerne Vorkehrungen, das Getreide zu mahlen, welche von den unsrigen sehr verschieden sind. Sie bestehen aus einem runden Gefäß von Tuffstein (catillus), auf dessen Mittelpunkt ein steinerner, etliche Fuß hoher Kegel (meta) mit der Spitze ruht. Um diesen Kegel wird mittelst zwei daran befindlicher Handhaben, durch welche Stangen gesteckt sind, ein trichterförmig ausgehöhlter Stein, der auf den kegelförmigen Stein genau paßt, und oben einen Raum zur Aufnahme des Getreides enthält, gedreht; das Getreide dringt auf diese Weise in die Fuge zwischen dem Kegel und dem trichterförmigen Stein, und die Friktion mahlt das Getreide, welches als Mehl in das runde Gefäß fällt.

Gleich daneben erblickt man einen Laden mit einem Feuerherd und sieben in eine gemauerte Bank

eingefugten Amphoren, die zur Aufbewahrung von Oel, Wein, Oliven und Gemüse gedient haben mögen.

Auf der andern Seite der Wohnung Sallusts wurde uns ein Haus als Akademie der Musik aus dem Grunde bezeichnet, weil man auf den Wänden der Zimmer musikalische Instrumente dargestellt gefunden hat. Am Lararium*) dieses Hauses sieht man zwei Schlangen, und einen Priester, der ihnen Libationen darbringt.

Das gegenüber befindliche Haus des Julius Polybius soll hübsche Wandbilder gehabt haben. Es ist übel, daß überall die besten Malereien abgenommen sind; deshalb macht Pompeji in der Wirklichkeit einen ganz andern Eindruck, als in den Abbildungen, die durch den Farbenschmuck der vorgefundenen Gemälde täuschen. Diese Täuschung ist um so größer, als die Abbildungen mit frischen Farben prangen, wogegen man den ausgegrabenen Wandbildern, so gut sie auch erhalten sein mögen, doch das hohe Alter ansieht.

Bald darauf theilt sich die Via Consularis in zwei Arme und man gelangt zu einem Laden, der

---

*) Lararium, ein Behältniß am Vorhofe, worin die Römer die kleinen Statuen ihrer Haus- und Familiengötter aufbewahrten. Zuweilen war dies Behältniß auch auf dem Herde, in der Schlafkammer oder in der Gallerie angebracht.

die Apotheke genannt wird. Man hat hier eine Menge von Vasen mit Arzneimitteln und Pillen ausgegraben.

Auf dem Wege hierher befinden sich zahlreiche Thermopolien (Schenkläden). Der Verkäufer stand hinter einem steinernen Ladentische, der im rechten Winkel gebaut, und in der Regel mit Marmor von verschiedener Färbung ausgelegt war. Auf einem dieser Ladentische bemerkten wir noch Spuren der runden Einschnitte, welche das häufige Hinsetzen der Trinkgeschirre hervorgebracht hatte.

Wir gingen links an der Apotheke vorbei, und gelangten sofort in eine breitere Querstraße, welche die Thermen= (Bäder=) Straße heißt. Hier besichtigten wir an der Ecke zur Linken zuvörderst das Haus des Aedils Pansa, welches von steinernen Läden umgeben ist, und im Innern zu den schönsten Gebäuden Pompeji's gehört. Es hat ein offnes Atrium, treffliche Mosaikfußböden, einen Portikus, dessen Säulen kannelirt und von gemischter Ordnung, jedoch nur von Stein und mit Stuck bekleidet sind, in der Mitte ein Gärtchen und ein Bassin mit einer Fontaine. Ein Gesellschafts=, ein Speise= und ein Schlafzimmer umgeben den Garten.

Sodann folgt das Haus des Poeten, auch „Cave Canem“ (nimm dich vor dem Hund in Acht!) genannt; letzteres weil sich beim Ausgraben auf der Schwelle des Eingangs ein Mosaikbild vorfand, welches einen gegen den Eintretenden vorspringenden

Kettenhund darstellte. Durch einen engen Durchgang gelangt man in den Vorhof, dessen Mitte ein Bassin einnimmt. Dieser Vorhof soll rings von vorzüglichen Wandgemälden, homerische Gestalten darstellend, umgeben gewesen sein. Ueberall erzählte man uns von vorhanden gewesenen Dingen. Was nützt dies, wenn man sie nicht sieht! — Warum hat man nicht wenigstens ein Haus in Pompeji ganz in dem Zustande gelassen, in welchem man es zu Tage förderte? — In einem Schlafzimmer des Vorderhauses soll sich ein scheußlich obscönes Bild befunden haben. Man wende nicht ein, daß dem Reinen alles rein sei, oder daß die Sitte der Zeit dies entschuldige. Klagt doch selbst Properz, der jener Zeit angehörte, darüber, daß man den jungen, unschuldigen Mädchen die Scene ihrer Entweihung in bildlichen Darstellungen vor's Auge führe, und ruft des Himmels Zorn auf den herab, der zuerst so frech war, solche Bilder zu schaffen! — Dem Beschauer gegenüber, beim Eintritt in den Hof befand sich ein gleichfalls in das Museum gebrachtes Wandgemälde, welches einen recitirenden Dichter vorstellte. Nach diesem Gemälde und nach ähnlichen Darstellungen des Mosaikfußbodens wird das Gebäude auch Haus des Poeten genannt.

Dem Cave Canem gegenüber sind die öffentlichen Bäder gelegen. Man denke sich auch hier nichts Großartiges. Sie bestehen aus drei neben einander befindlichen Gemächern von mäßiger Größe.

Die Decke derselben ist rund gewölbt und daher noch wohl erhalten, auch mit Kaissons und Rosetten, roth und blau bemalt, verziert. Aus dem ersten Gemache, dem Frigidarium oder Abkühlungszimmer, gelangt man in das Mittelzimmer (cella media) oder Tepidarium, welches eine laue Temperatur hatte, und auf das warme, dritte Zimmer vorbereitete. In diesem Tepidarium steht an der Hinterwand ein bronzener, mit zierlich gebogenen Füßen versehener Feuerbehälter; gleich links neben der Eintrittsthür befinden sich zwei Bänke ohne Lehne von demselben Metall. Unmittelbar unter dem Simms der gewölbten Decke sind kleine röthliche Karyatiden von gebranntem Thon angebracht; über dem Simms läuft ringsherum eine Reihe von Arabesken, und über diesen befinden sich kleine Basreliefs in viereckigen Rahmen. Das dritte Zimmer (calidarium oder sudatorium), das eigentliche Badegemach, ist mit einfachen Pilastern geziert; im Fries sind kleine Delphine mit emporgerichteten Schwänzen in Stuck angebracht. Vor der Hinterwand des Zimmers steht ein Badegefäß (baptisterium); demselben gegenüber befindet sich ein Sprützbad (laconicum), eine halbzirkelförmige Nische, in deren Mitte eine Fontaine das Wasser emporsprützte *). Auf dem Rande des Bassins liest man in

---

*) Die Archäologen werden hier großes Geschrei erheben, und mir zu beweisen suchen, daß laconicum ein Schwitz-, nicht ein Sprützbad gewesen sei.

Bronze die Worte: Gn. Melissaeo. Gn. F. Apro. M. Stajo. M. F. Ruso II. Vir. iter. F. D. Labrum ex D. D. ex P. P. f. c. constat. h. s. DCCL., oder: Gneus Melisseus Aper, Sohn von Gneus und M. Stajus Rufus, des Marcus Sohn, zum zweiten Male Duumvirn der Justiz, haben nach dem Decret der Decurionen (Rathsherren) diese Badewanne auf öffentliche Kosten wieder herstellen lassen. Sie kostet 750 Sesterzien (etwa 36 Thaler). Der Fußboden in diesen drei Badestuben ist nur schlecht musivisch verziert.

Als wir auf die Straße zurückkehrten, kamen uns ein Paar zweiräderige, mit Ochsen bespannte Karren entgegen, welche mit Schutt beladen waren. Auch in Pompeji scheinen die Ausgrabungen nur sehr lässig betrieben zu werden.

Den Bädern gegenüber hatten die alten Pompejaner klüglich unterschiedliche Weinkneipen angelegt. Man sieht hier eine große Menge von Amphoren, in denen der Wein aufbewahrt wurde. Es sind etwa zwei Fuß hohe, bauchige Vasen, von gebranntem Thon, die unten spitzig zulaufen, so daß sie nicht stehen können. Man lehnte sie daher schief gegen die Mauer. In dieser Stellung hat man sie gefunden und auch gelassen. Wir haben deren mehrere an verschiedenen andern Orten Pompeji's, namentlich auch in der Villa des Cicero, gesehen.

Wir wandten uns nun links in eine kleine Querstraße, an deren Ende wir zu den beiden be=

rühmten Fontainenhäusern gelangten. In dem ersten, welches 1826 entdeckt wurde, befinden sich an beiden Seiten des Eingangs zwei Gesindestuben, dann folgt wie gewöhnlich der Vorhof, hinter diesem ein Garten und ein Portikus. Man erkennt den Gebrauch der Zimmer aus den Malereien, womit sie geziert sind. An der Mauer im Hintergrunde zeigt sich eine Nische mit einem Frontispice und in derselben eine wirklich allerliebste, kleine Fontaine, die mit Mosaik und kleinen Muscheln ausgelegt und mit Marmor bekleidet ist. Diese Fontaine hat sich so vollkommen erhalten, daß man glaubt, das Wasser müsse sofort zu springen anfangen; allein das Röhrwerk ist natürlich vernichtet. Das Wasser lief über 3 Stufen in ein länglicht viereckiges Marmorbassin. Zwei an der Nische angebrachte Marmormasken sollen als Lampenbehälter zur abendlichen Beleuchtung der Wasserstrahlen gedient haben und müssen, da der Lichtschein durch die Augen und Mundlöcher fiel, einen eigenthümlichen Effekt hervorgebracht haben. Gleich neben diesem Hause ist das der sogenannten kleinen Fontaine gelegen. Auch hier erblickt man in der hintern Gartenmauer eine mit Muscheln, Schnecken und Mosaik verzierte kleine Nische, und vor derselben ein Bassin. Das Wasser sprudelte aus dem geöffneten Munde einer in der Nische befindlichen Marmormaske hervor. Die bronzenen Zierathen dieses Bassins, ein geflügelter Genius mit einer Gans, aus deren Schnabel Wasser sprützte,

und ein bronzener Fischer, der aus dem Bassin angelte, sind dem Museum einverleibt.

Wir kehrten nun wieder nach der Bäderstraße zurück und verfolgten dieselbe bis zu der Casa del Fauno, der letzten Ausgrabung in dieser Richtung. Das Atrium dieses Gebäudes ist von mehrern Zimmern umgeben, und mit einem Mosaikfußboden von kleinen, in bunter Unordnung zusammengefügten Steinchen verziert, worunter man Blutjaspis, orientalische Agathe und bunten Alabaster findet. Das Bassin in der Mitte des Atriums war mit der bronzenen Statue eines Fauns geschmückt, wovon der Name. Hinter dem Atrium folgt ein Plätzchen, welches einst Blumengarten gewesen sein mag, und in dessen Mitte eine Fontaine ihre Strahlen in ein Marmorbecken warf. Rings umher lief ein Portikus von 24 jonischen Säulen. Rechts zur Seite des Atriums und des Gärtchens ziehen sich die Zimmer des Gynäceums hin. Hinter dem Garten scheint ein Boskett befindlich gewesen zu sein. Hier erhebt sich ein Salon, der das schönste und größte Mosaikbild aus farbigen Steinen enthält, welches bis jetzt in Pompeji aufgefunden worden ist. Schon auf der Schwelle zwischen den Säulen am Eingange in diesen Salon nimmt ein schmales längliches Mosaikbild, welches den Nil darstellt, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt die Fluth und einen Theil des Ufers; auf dem Wasser schwimmen Enten mit überraschender Wahrheit und in den verschieden-

sten Stellungen; man sieht sie schnatternd ihr Futter suchen, oder mit Wasserblumen in den Schnäbeln spielen; eine der Enten zur Linken schnappt nach einem Frosche; hier und dort tauchen aus der blauen Fläche Wasserblumen empor, auf welchen zuweilen kleine Vögel sitzen; das Ufer ist mit Schilf und Blumen geschmückt; im Mittelpunkt hebt ein Nilpferd seinen Kopf aus dem Wasser, ihm zur Rechten klappt ein kleines Krokodill den gewaltigen Zahnrachen auf; hinter demselben stehen am Ufer zwei Ibise; ganz links im Vordergrunde zeigt sich ein Ichneumon, gegen den eine Schlange den Kopf emporhebt. Alles dies ist mit den natürlichen Farben dargestellt.

Das große Hauptbild, welches den Fußboden des Salons einnimmt, mag etwa 12 Fuß lang und 7 Fuß hoch sein *). Es stellt in fast lebensgroßen Figuren die Schlacht bei Platäa vor, wo 479 Jahre vor Christi Geburt die Perser unter Mardonius von den Griechen unter Pausanias geschlagen wurden. Auf dem angeführten kleinen Raum befinden sich 44 Figuren; die Anzahl der Kämpfenden beträgt 28, die der Pferde 16. Man erblickt ein Reitergefecht; Mardonius in schönem, kriegerischem Schmuck ist so eben von einem Steine an der Stirn getroffen, und sein schwarzes Pferd unter ihm zusammengesunken;

*) Genau nach hiesigem Maaß ist es $19\frac{1}{3}$ Palmen lang und $10\frac{1}{4}$ Palmen hoch.

Pausanias sprengt im griechischen Feldherrnkostüm mit eingelegter Lanze auf ihn zu; Mardonius sucht durch einen kräftigen Griff dieselbe von sich abzuhalten; sein Gesicht drückt Angst und Schmerz aus; die auf der rechten Seite des Bildes um ihren Anführer versammelten Perser, mit ihren eigenthümlichen, das Kinn und die Ohren verhüllenden kegelartigen Mützen, sehen mit Furcht und Entsetzen den Fall desselben; ein anderer Anführer der Perser auf einem Streitwagen, der von 4 schnaubenden Rossen gezogen wird, beugt sich vom Wagen herab mit dem Ausdruck des Entsetzens zu Mardonius herüber, als wolle er den Sinkenden halten, während sein Wagenlenker in diesem Augenblick der Verwirrung nur an Flucht denkt und die Rosse mit einer knutenähnlichen Peitsche treibt; ein verwundeter Perser an der Erde richtet den Blick auf seinen Feldherrn und man sieht den Ausdruck seines Gesichts im Spiegel seines Schildes. Auf der Erde liegen zerstreute Waffen umher. Die linke Seite des Bildes, die Griechen, sind leider zerstört; selbst vom Pausanias ist nur der obere Theil des Körpers bis zur Hüfte und von seinem Pferde nur der Kopf und ein Vorderfuß erhalten. Die Komposition ist geistreich und lebendig; die Farben sind frisch; die Zeichnung enthält hier und da Fehler; die hintern Figuren treten, wohl zu bemerken, in richtiger Perspektive zurück; nur die Aesthetik würde sich nicht befriedigt erklären, da den Mittelpunkt des Bildes zwei wohlge-

nährte Pferdekroupen einnehmen, die, da ihre Besitzer den Schwanz heben, ein arges Centrum sehen lassen; auch glaube man nicht, daß die Arbeit, als Mosaik betrachtet, die vortrefflichen Arbeiten des Mittelalters und der neuern Zeit erreiche *).

Wir wandten uns nun, um die Straße des Forums zu erreichen und weiter in das Innere der Stadt vorzudringen. An der Ecke dieser Straße steht der Tempel der Fortuna. Er war klein. Eine mit einer Balustrade versehene Treppe führt zu einem Vestibulum, das mit 4 Säulentrümmern geziert ist; der viereckige, innere Raum des Tempels (cella) zeigt im Hintergrunde einen Altar und eine mit einem Frontispice gezierte Nische, wo wahrscheinlich das Bild der Göttin stand.

---

*) Ich hätte Dir, günstiger Leser, hier, bei dem großen Mosaikbilde Pompeji's eine glänzende, antiquarische Gelehrsamkeit entwickeln und Dir nachweisen können, daß der auf dem zusammengesunkenen schwarzen Pferde liegende Feldherr nicht Mardonius sei, weil letzterer, wie Herodot berichtet, ein weißes Pferd geritten hat; ja ich würde, wenn Du damit noch nicht zufrieden wärest, Dir zu beweisen im Stande sein, daß überhaupt das Bild nicht eine Scene aus der Schlacht von Platäa, sondern vielmehr die Schlacht bei Arbela, welche im Jahr 331 v. Chr. zwischen Alexander und Darius Codomannus Statt fand, darstelle; allein Deine Güte wird mir jede Erörterung hierüber gern erlassen. Sollte Dir meine harmlose Schilderung nicht genügen, so laß Dich von den gelehrten Herren X. Y. und Z. des Breiteren belehren.

Hierauf erblickt man an beiden Seiten der schmalen Straße des Forums, die uns übrigens als die breiteste in Pompeji gerühmt wurde, eine Menge von Läden. Da man an dieser Stelle ungewöhnlich viel Töpfergeschirr ausgegraben hat, so nimmt man an, daß hier der Verkauf solcher Waaren Statt gefunden haben muß. Bald standen wir auf dem Forum. Dies ist ein länglich viereckiger Platz, ungefähr 50 Schritte breit und etwas über 150 Schritte in seiner größten Ausdehnung lang. Der größte Platz dieser bedeutenden, alten Stadt war also ebenfalls sehr klein. An drei Seiten muß ihn einst ein Portikus umgeben haben, noch stehen einzelne Säulen desselben von Tuffstein; auch sind noch die Piedestale der Bildsäulen vorhanden, welche den Platz zierten. Er ist mit breiten Tuffsteinen gepflastert. Die eine schmale Seite desselben, von der aus wir in das Forum eingetreten waren, wird vom Tempel des Jupiter oder dem öffentlichen Schatzgebäude eingenommen. Ueberall hochfliegende Benennungen! Betrachtung spannt indessen die Erwartung mächtig herab. Dieser Tempel gleicht fast dem beschriebenen der Fortuna; auch diese Trümmer haben keinen Anschein von Größe. Man hat hier zwei an Helm und Waffen kenntliche Skelette von Soldaten ausgegraben, die wahrscheinlich auf ihrem Wachtposten das Leben einbüßten.

Vom Tempel des Jupiter aus überschaut man die Mauertrümmer aller öffentlichen Gebäude, welche auf dem Forum lagen. Dahin gehören der Tem-

pel des Merkur zur Linken, der Tempel der Venus zur Rechten, und hinter denselben, durch eine kleine Straße geschieden, die Basiliken, d. h. der öffentliche Versammlungsort der Geschäftsleute und der Ort, wo die Justiz verwaltet wurde; dieser Straße gegenüber aber das Gebäude der Priesterin Eumachia. Alle sind mehr oder minder niedlich und geschmackvoll; allein keineswegs in großartigem Styl erbaut gewesen. Das Gebäude der Eumachia, deren Marmorbild man hier fand, ist besonders hübsch; der Portikus im Innern hat aus 48 Marmorsäulen bestanden.

Wir verließen das Forum, gingen eine Straße, die am Gebäude der Eumachia vorbeiführt, hinauf, und gelangten durch einen engen Durchgang in einige Weingärten, in denen bis jetzt noch keine Ausgrabungen vorgenommen worden sind. Als wir diese Gärten quer durchwandert hatten, erreichten wir eine andere Straße, wo man uns das Tribunal, den Isistempel und den Tempel des Aeskulap zeigte. Der Isistempel hat 42 Schritte Länge und etwa 36 Schritte Breite. Auf jeder Seite stehen noch 8, in der Façade aber 6 dorische Säulen. Das Sanctuarium im Hintergrunde bildet einen kleinen viereckigen und erhöhten Tempel für sich, mit Säulen, Nischen und Seitenfrontispicen; 7 Stufen führen zu demselben hinan. Vom Dach ist natürlich, wie überall, nichts zu sehen; die Mauern starren offen und oben abgebrochen und verwittert in die Luft. Das ganze

Gebäude ist von Ziegeln mit Mörtel erbaut. Auf dem Altar hat man bei der Ausgrabung im Jahre 1765 die Statue der Isis gefunden. Außerdem eine Menge höchst merkwürdiger Sachen, die auf den Cultus Bezug haben, bronzene Gefäße und Instrumente zum Tempeldienst, ägyptische Amulete, und unter den Wandgemälden Isis mit dem Sistrum, Anubis mit dem Hundekopf, Priester mit Palmzweigen, Arabesken, Nilpferde, Ibise, Vögel, Delphine und dergleichen: — Alles gegenwärtig im Museum befindlich. Unter Sylla war bekanntlich der Kultus der Isis von den Römern adoptirt worden.

In der Umgebung des Tempels zeigte man uns mehrere Zimmer, in denen die Priester gewohnt haben. Auch erzählte man uns, daß hier mehrere Priesterskelette ausgegraben worden sind. Eins derselben soll noch ein Eisen in den Händen gehabt haben, womit der Verunglückte wahrscheinlich die Mauer durchbrechen wollte, um sich zu retten.

Vom Isistempel gelangten wir zum Odeum, dem komischen (kleinen Theater) von Pompeji, hinter dem sich seitwärts das tragische oder größere Theater befindet. Völlig erschöpft von unserer nun schon mehrstündigen Wanderung ließen wir uns auf den Trümmern der obersten Sitze nieder. Die Sitzreihen laufen, obwohl das Gebäude selbst viereckig ist, terrassenförmig im Halbzirkel nach dem Proscenium hinab. Die Säulentrümmer, welche wir hier oben rings umher bemerkten, beweisen, daß das Odeum

einst bedeckt gewesen sein muß, und daß die Säulen ein Dach getragen haben. Wenn die Odeen auch zu Wettstreiten in der Musik dienten, so wurden wir daran auf das Lebhafteste erinnert. Denn während uns hier abermals ein Bauer jämmerlichen Krätzer, den er uns als Lacrimä anprieß, und außerdem noch harten Sauerteig als Brot verkaufte, hörten wir hinter uns in der engen Straße, durch welche wir eingetreten waren, ein abscheuliches Flötensolo vortragen. Ein bettelnder Krüppel begrüßte uns, als wir das Odeum verlassen hatten, mit Tönen, die uns nöthigten, uns die Ohren zuzuhalten. Bald quiekte er in die Höhe hinauf, bald gurgelte er mollig trillernd in der Tiefe. Wir gaben ihm, unter der Bedingung sofort aufzuhören, ein nicht unbedeutendes Geldstück.

Es begann bereits dunkel zu werden. Das tragische Theater konnten wir nicht mehr in Augenschein nehmen, weil wir das viel schönere Amphitheater noch zu sehen wünschten. Wir begaben uns daher durch das dicht an der Stadtmauer gelegene, sogenannte Quartier der Soldaten, auch Mercato Publico genannt, (es giebt in Pompeji sehr viel Orte, deren Zweck die Archäologen noch nicht erforscht haben, auch sind ihre Forschungen meist sehr problematisch) wieder zur Stadt hinaus nach der Landstraße, wo wir unsere Wagen vorfanden, und fuhren dann ein Viertelstündchen weit bis zu dem östlichsten Theil Pompeji's, in dem blos das Amphitheater aus-

gegraben worden ist. Eine herrliche Ruine! Von außen nur am obern Rande von Schutt und Erde befreit und nur im Innern vollständig ausgegraben, kann das Gebäude nicht eher wahrgenommen werden, als bis man oben auf den Rand der Mauer tritt, wo es sich dann dem überraschten Auge plötzlich wie ein in die Erde gegrabenes, und rings mit Terrassen umgebenes, eiförmiges Riesenbassin darstellt. Die ganze innere Einrichtung ist fast noch vollständig erhalten, nur die marmornen Quadersteine, mit denen die terrassenförmigen Sitze rings bekleidet waren, sind an vielen Stellen nicht mehr vorhanden, so daß die spärlich mit dürrem Grase bewachsene Erde hier frei zu Tage liegt. Der Abend war herniedergesunken; der Himmel strahlte im goldigen Glanze; rings umher schwieg die Natur; uns gegenüber erhob sich jenseits in verrätherischer Stille der unheilbrütende Vulkan. Und indem wir vor uns hinab auf die Arena des Amphitheaters blickten, gedachten wir mit wunderbarem Gefühl des schrecklichen Kampfes, der einst, wie Tacitus in den Annalen erzählt, dieselbe mit Blut befleckte! Livinejus Regulus gab hier ein Fechterspiel, dem, außer den Einwohnern von Pompeji, auch die Landleute der Umgegend beiwohnten. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen diesen und den Einwohnern der Stadt, woraus ein Handgemenge wurde, in dem viel Menschen das Leben verloren. —

Die Wanderung durch Pompeji war beendigt;

der letzte Eindruck, den die Ruinen hinterließen, würdig und schön.

Wir fuhren nun nach der Stadt zurück. C'est-à-dire rieth uns, wenn es finster werden würde, auf unserer Hut zu sein, indem schon viele Fremde auf dem nächtlichen Rückwege von Pompeji in der Art bestohlen worden seien, daß unsichtbare Hände von hinten in den Wagen gegriffen und mit größter Schnelligkeit etwas herausgerissen hätten.

Während unser neapolitanischer Lohnkutscher sehr langsam dahintrottete, verfolgte uns eine Schaar heilloser Bettelbuben, welche mit Zetergeschrei neben uns herlief. Daß wir mit vollen Händen Almosen ausstreuten, half nichts; die Brut verließ uns nicht, und vergällte uns durch beispiellose Zudringlichkeit den Genuß des schönen Abends. Eine halbe Stunde weit liefen sie, wohl 15 an der Zahl, neben uns her; fast nackt oder mit Lumpen bedeckt, schienen sie mit ihren erdfahlen Gesichtern und mit ihrer schmutzig gelbgrauen Körperfarbe eher dem Affen- als dem Menschengeschlecht anzugehören. Einer dieser Knaben glich wirklich einer Meerkatze, er starrte im Laufen blödsinnig auf uns hin, und verdrehte auf widerliche Weise die gegen uns ausgestreckten Arme und Hände. Wir mußten uns von diesem Ekelbilde abwenden. Mehrere schlugen im Trabe ein Rad; alle aber machten eine Menge von Zeichen mit den Händen und mit den Augen, so daß uns wirklich unheimlich wurde, es war, als würden wir von

Wahnsinnigen verfolgt. Wir forderten den Kutscher auf, schneller zu fahren; allein ich habe schon erwähnt, daß eine stillschweigende Verbrüderung der Italiener gegen die Fremden Statt findet. Er fuhr wo möglich noch langsamer und die Bettelbrut wurde noch zudringlicher. Wir baten endlich unsern Cicerone flehentlich, diese Quälgeister zum Schweigen zu bringen und zu entfernen, und erlaubten ihm, zu geben, was er wolle. C'est-à-dire warf jetzt den Knaben nur noch eine Kleinigkeit zu, und befahl ihnen, kurz und ernst, uns zu verlassen. Dies wirkte augenblicklich; denn sie sahen, daß jetzt nicht blos ein Fremder, sondern auch ein Landsmann gegen sie war! —

Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt lassen, daß den Italienern die Gewohnheit, durch Zeichen zu sprechen, eigenthümlich ist. Diese Zeichen sind aber so unnatürlich, daß man sie nicht verstehen kann. Die Hand wird vor dem Gesicht langsam hin- und herbewegt, und dabei fächern sich die Finger mit außerordentlicher Schnelligkeit aus einander oder krümmen sich zusammen, oder die Finger beider Hände haken sich in einander. Denkt man sich nun, daß derjenige, der die Zeichen macht, schweigend die listigen, durchdringenden Augen auf den heftet, dem er sich verständlich machen will, und daß die Bewegung der Arme und Hände nicht willkürlich, sondern krampfartig zu sein scheint; so wird man nicht zweifeln, daß man einen Tollhäusler, von

dem man jeden Augenblick an die Gurgel gepackt werden kann, vor sich zu sehen wähnt; Einer von uns bemerkte vielleicht noch richtiger, diese Zeichen der Italiener glichen einer geheimen Gauner- und Diebessprache. —

Wir athmeten frei, als uns unsere Quälgeister verlassen hatten. Es war nun dunkel geworden und die Nacht sternenklar hereingebrochen. Wie gewöhnlich prüften wir den Himmel und verglichen ihn mit dem unsers Vaterlandes. Er war gewiß und wahrhaftig nicht schöner, als wir ihn tausendmal bei uns gesehen haben.

In Resina empfing uns fröhliches Menschengewühl. Man feierte ein religiöses Fest und hatte die ganze Straße auf der Seite nach Neapel mit Festons geschmückt, an denen viele Hundert von Lampen in kleinen buntpapiernen Ballons hingen. An mehrern Stellen brannten Freudenfeuer, Musikchöre ließen eine rauschende Janitscharen-Musik erschallen, in welche sich das durchdringende Geschrei des Volkes mischte. So ist es zuverlässig die ganze Nacht fortgegangen; denn Nachtruhe kennt der Italiener nicht.

Als wir uns Neapel genähert hatten, gewährten die zahllosen Lichter der Stadt, die sich im Meere wiederspiegelten und die Feuer der Wachtschiffe in der Dunkelheit einen zauberischen Effekt. Am Strande war noch Alles in größter Lebendigkeit; insbesondere leuchteten die Buden der Köche, der Frucht- und der

Muschelhändler den sich hier herumtreibenden Lazzaronis appetitlich entgegen.

Es scheint mir nöthig, hier auch noch der irrthümlichen Ansicht zu begegnen, welche sich außerhalb Italiens über die Lazzaroni verbreitet hat. Was fabelt man doch von ihnen! Sie sollen eine ganz abgesonderte Menschenklasse bilden, die sämmtlich ohne Stand, Beschäftigung, Haus und Heimath (!), Tag und Nacht ihr Leben im Freien zubringen und nur durch die höchste Noth zur Arbeit bewogen werden. Alles dies ist aber durchaus unrichtig. Unter Lazzaroni versteht man in Neapel überhaupt den Pöbel der Stadt und Umgegend, welcher nur von niedrigen Beschäftigungen lebt. Sie dienen daher als Lastträger oder Boten, oder ernähren sich als Höker, indem sie mit Obst und Lebensmitteln schreiend durch die Stadt laufen. Sehr gern verrichten sie jedes Geschäft, welches man ihnen anvertraut; sie ergeben sich nur dann dem dolce far niente, wenn sie wirklich keine Arbeit bekommen können, und wohnen ebenso wohl in Häusern, wie andere Leute. Die schmutzige Umgegend des Mercato ist, wie C'est-à-dire uns sagt, fast ganz von Lazzaronis bewohnt. Allerdings giebt es auch einige, die so arm sind, daß sie, so lange die Witterung gut ist, ihre Nächte im Freien zubringen; allein das thut auch der Arme im Norden. Einzelne von ihnen gehen dürftig, andere anständig gekleidet umher; eine sie besonders unterscheidende Kleidung haben sie nicht; sie tragen sich

nach Maaßgabe ihrer Mittel, wie andere Leute. Am besten vergleicht man sie mit den Berliner Eckenstehern, die bekanntlich im Sommer großentheils im Freien leben und das dolce far niente vielleicht noch mehr lieben, als ihre neapolitanischen Kameraden. Während den Letztern eine Melonenscheibe genügt, sind die Berliner Eckensteher oft sogar mit dem bloßen Sonnenschein zufrieden. Interessant ist es uns zu hören, daß sich jährlich nur zwölf Lazzaronipaare verheirathen dürfen. Ob man die armen Leute dadurch zu vermindern glaubt? —

In der Stadt selbst fanden wir es nach der Seite der Chiaja schon ruhig. Es war halb eilf Uhr, als wir in unserm Gasthofe abstiegen.

Nachdem ich heut Vormittag den vorstehenden Abschnitt über Pompeji geschrieben hatte, benutzten wir den noch übrigen Theil des Vormittags zu einer abermaligen Spazierfahrt in die Stadt. Die Sonne schien und die Hitze war groß; ohne indessen den Grad zu erreichen, den wir vor Wien, also in Deutschland, hatten ausstehen müssen. Nur der verweichlichte Italiener findet die Hitze Italiens so unerträglich. Ich würde die Grade anführen; allein wir haben einen Thermometer in Italien noch nicht zu sehen bekommen. Bei uns besitzt mancher arme Bürger ein solches Instrument; hier sucht man es

selbst in den Wohnungen der Vornehmen vergebens, und muß es erst kaufen.

Wir fuhren nach der Kirche St. Gennaro de Poveri am Fuße des Hügels von Capo di Monte, um die berühmten Katakomben Neapels zu sehen. Durch den Hof des zur Kirche gehörigen Klostergebäudes, welches jedoch gegenwärtig den Armen eingeräumt ist, gelangt man zu einem kleinen, schmalen, ganz versteckten Gärtchen, welches an die Tuffsteinfelsen des Hügels stößt. In diesen Felsen befinden sich die Katakomben, und man gelangt unmittelbar aus dem Gärtchen in den Eingang derselben. Sie bestehen aus drei über einander liegenden Etagen von höhlenartigen Gängen, die in den Tuffstein gearbeitet sind. An beiden Seiten der Gänge erblickt man in den Felsenmauern länglichte, der Quere nach eingehauene Nischen, oft fünf- und sechsfach über einander, ein bis anderthalb Fuß hoch, 3 bis 4 Fuß tief und 3 bis 6 Fuß lang. Diese Nischen enthielten und enthalten zum Theil noch die Ueberreste menschlicher Gebeine. Wo selbige herausgenommen worden sind, klaffen die Löcher; wo die Gebeine noch vorhanden, hat man die Nischen mit Felsstücken und Erde verkleidet. Man geht mit Fackeln eine geraume Strecke weit in allen Etagen. Es wird behauptet, daß sich die Gänge bis Puzzuoli erstrecken, und daß sie den alten Christen zur Zeit der Verfolgung zum Aufenthalt und zur Grabstätte gedient haben. Gegenwärtig hat man sie in einiger Entfernung vom

Eingange verschüttet. Im höhern Stockwerke befindet sich eine große gewölbte Höhle, die der Versammlungsort und die Kirche gewesen zu sein scheint. Hier erblickt man große ausgemauerte Wandnischen und in denselben Altäre mit verwitterten Heiligenbildern al fresco gemalt. Diese Altäre enthielten, als man die obere Steinplatte wegnahm, ebenfalls menschliche Gerippe, welche höchst wahrscheinlich die Ueberbleibsel der Priester und Bischöfe gewesen sind. Hier und dort sahen wir in den länglichten Wandöffnungen der Gänge einzelne Knochen und Todtenschädel, an einer Stelle, wo die Gänge verschüttet sind, moderte ein Haufen von menschlichen Gebeinen, und von einem niedrigen Erdwall, der sie von uns schied, grinzten uns eine Menge bemooster Schädel, schauerlichen Wächtern gleich, entgegen. Ganz vorn rechts am Eingange in diese unterirdischen Grüfte befindet sich im Felsen eine kleine Kapelle, die in neuerer Zeit erbaut worden zu sein scheint.

Nachmittags fuhren wir nach der Solfatara. Wir durcheilten den Pausilipp und schlugen jenseits desselben die zwischen Ulmen und Weinrebengehängen nach dem Meere hinführende, staubige, mittlere Straße ein. Am Meere angekommen, sahen wir dicht vor uns zur Linken, so nahe, daß es durch eine Brücke mit dem Lande verbunden werden könnte, das Eiland Nisida, welches wie ein dreieckiger Felsen aus dem blauen Spiegel hervorragt; zur Rechten öffnete sich unsern Blicken der kleine liebliche Golf von Poz-

zuoli; uns gegenüber lag an demselben, vielleicht nur eine Meile entfernt, Bajä, die äußerste Landspitze oder das Capo Misene, und darüber hinaus der Epomeo auf Ischia. Die Landstraße wendet sich nun zur Rechten und führt längs der malerischen Felsenufer des kleinen Meerbusens bis nach Pozzuoli. Die sanft sich kräuselnden Wellen netzen murmelnd das Ufer; das Meer glich einem stillen See. Unablässig ruhte unser Auge auf dem reizenden Amphitheater, welches die den Golf einschließenden, sanften Höhen bilden. Zwar sahen wir auch hier weder Palmen- und Orangenwälder, noch Blumenmatten; allein hier hüllen Ulmen, Weinreben und Gebüsche die Gegend doch in freundliches Grün.

Unterweges kamen wir an einem Steinbruch vorüber, wo eine große Anzahl gefesselter Galeerensclaven mit furchtbaren Banditengesichtern unter Aufsicht weniger Soldaten arbeitete. Wir konnten uns nicht des Gedankens erwehren, daß es diesen Verbrechern ein Leichtes gewesen sein würde, sich zu befreien und an uns die lang entbehrte Uebung wieder zu versuchen. Nun erst wissen wir, wie neapolitanische Räuber aussehen. Es ist nicht möglich, in Italien einen ungetrübten Genuß zu haben; der Anblick dieser Vagabonden brachte einen Mißton in unsere freudige Stimmung.

Plötzlich sahen wir, um eine Felsenecke uns wendend, die alten schwarzen Steinklumpen von Pozzuoli in einiger Entfernung auf einem hervorspringenden Hü-

gel sich terrassenförmig über und neben einander in's Meer hinabziehen. Wie ein altes Felsenschloß klebt diese Stadt am Berge. Unmittelbar vor derselben führt der Weg rechts ab in die Höhe. Mehrere Landleute oder Fischer liefen neben dem Wagen her und boten uns Muscheln und selbst fabricirte antike Mosaikstückchen zum Verkauf an. Pozzuoli war wieder verschwunden; wir hatten ein Dörfchen, aus einigen wenigen steinernen Häusern bestehend, erreicht, und mußten aussteigen. Hier erhielten wir Jeder einen Esel zum Ritt nach der Solfatara. Eine Viertelstunde lang zog sich der Weg nun zwischen Hecken und Gärten bergan; die Eigenthümer der Esel gingen, sie durch Worte und Schläge antreibend, uns zur Seite. Ich habe nicht geglaubt, daß ein Esel so schnell und rüstig vorwärts schreiten könne, als wir dies heute bemerkt haben. Die Eselreiterei ist daher auch durch ganz Italien verbreitet, und in einer italienischen Landschaft darf, wenn sie wahr sein soll, der Esel nicht fehlen. Schon wenn man in das toskanische Gebiet kommt, begegnet man häufig auf den Landstraßen Männern und Weibern auf Eseln; höchst possirlich sieht es aus, wenn der italienische Landmann mit Spitzhut, Jacken, kurzen Manchesterhosen und Schuhen auf einem Esel im schnellen Zuckeltrabe vorbeireitet; höchst eigenthümlich, wenn Weiber, das gegen die Sonne schützende Tuch um den Kopf, auf dem Esel sitzend, die in unförmliche Schnallenschuhe gehüllten Füße seitwärts

herabhängen lassen. Je südlicher man kommt, je mehr nimmt der Gebrauch der Esel zu. Die armen Thiere werden jämmerlich geprügelt, oder durch einen ganz eigenthümlichen Laut angetrieben, der etwa klingt, als ob man den Buchstaben a ein Paar Mal hinter einander kurz abgestoßen, und so, als ob man den Ton nicht recht aus der Kehle bringen könne, ausspricht. So oft wir dies a', a'! ertönen ließen, setzten sich unsre Esel zu unserer größten Belustigung sofort in Trab.

Nach einer Viertelstunde hielten wir vor der Thür einer Mauer, die den Weg verschloß. Man öffnete, und wir ritten in die Solfatara, die phlegräischen Felder der Alten, ein. Das Haus, zu dem die Mauer gehört, ist eine Alaunsiederei und Schwefelfabrik, die hier reiche Nahrung findet. Man hat die Solfatara oft beschrieben; allein bevor ich sie gesehen, war es mir nicht möglich, mir eine richtige Vorstellung davon zu machen. Man denke sich einen Vulkan von mäßiger Höhe, dessen Krater oben in der Art zusammengestürzt ist, daß die Trümmer im Fallen über die innere Höhlung des Berges eine feste Decke gebildet haben. Rings umher sind einzelne Theile des früheren Randes des Kraters noch stehen geblieben, so daß sie jetzt die Fläche, welche den ehemaligen Krater bedeckt, als Felsenhügel verschiedener Größe und Gestaltung einschließen. Diese Fläche nun, oder dies Feld im Innern der Hügel, ist etwa 450 Schritte lang und 400 Schritte breit, und über-

all mit einer gelbweißlichen, dürren Thonerde bedeckt, aus der nur hier und da Riedgras und niedrige Büschel von Roßmarin hervorsprießen. In der Mitte der Fläche, oder wenn man will, des Thales, hielten wir still. Die Führer nahmen große Steine und warfen sie mit Heftigkeit gegen den Boden, der davon hohl erdröhnte. Dann ritten wir gegen die äußerste Ausdehnung der Fläche hin, wo dicht an den Felsenhügeln, die hier eine schmale Schlucht bilden, an zwei oder drei Orten graue Schwefeldämpfe brausend aus kleinen Löchern und Steinritzen emporschossen, die rings von glühendem, roth und schwefelgelb gefärbtem Steingerölle umgeben waren. Besonders heftig kochte und braußte es aus dem einen dieser kleinen Steingeröllkessel; die Gewalt des aus demselben hervorströmenden Dampfes war so groß, daß ein Paar kleine, roth und schwefelgelb glühende Steine wohl einen halben Fuß hoch emporgeworfen wurden, und, da sie stets wieder zurück sanken, gleichsam auf der Oeffnung tanzten. Die umliegenden schwarzen Lavafelsen und Fesentrümmer waren mit Ammoniak und mit den reinsten Schwefelkrystallen überzogen. — Der Eigenthümer meines Esels hatte mich stets vorausgeführt und zu den interessantesten Gegenständen zuerst hingebracht; jedes Mal hielt er mir denn die Mütze hin und bat um ein buona man'. —

Auf dem Rückwege schlugen wir bei dem Dörfchen, wo wir unsre Esel bestiegen hatten, eine andere Richtung ein, um die Gegend Pozzuoli's kennen zu

lernen. Wir kamen an den Resten einer alten Straße vorüber: altes Pflaster, aus breiten vieleckigen Lavastücken bestehend. Der Führer meines Esels hatte es mir kaum gezeigt, als er auch dafür ein buona man' verlangte! — Der Weg zog sich nun zwischen Weinbergen hin, an mehrern wenig interessanten Ruinen vorbei, die hier in den Weingärten stehen. Das mit Gestrüpp bewachsene, ganz verfallene Amphitheater des alten Puteoli zeigt nur noch düstere, mit Schutt und Unflath angefüllte, kellerartige Gänge, eben so die dabei in Ruinen liegende Piscina (Wasserbehälter), gemeiniglich das Labyrinth genannt. Die Natur ist hier wirklich schön; aber die Ciceroni quälen den Reisenden mit der Ansicht jämmerlicher Steinklumpen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen durch das Weinlaub der Hügel, durch welche unser Pfad sich wand, und die gegen die Sonne fast durchsichtig erscheinenden Weinblätter zeichneten auf dem orangefarbenen Abendhimmel die reizendsten hellgrünen Arabesken. Wir waren unaussprechlich froh! Bald sahen wir zur Linken den hellblauen Golf, das Vorgebirge Misene, die Inseln Procida und Ischia, und weit hinüber zur Rechten grüne Hügel. Und indem wir schwelgten im Anschauen verloren, riefen unsere Führer: ecco la villa di Cicerone! und zeigten uns abermals ein Paar elende Mauertrümmer. Unwillig gab ich meinem Esel einen Schlag und lenkte ihn nach der Meeresseite hin. Wir hatten Pozzuoli umritten, und sahen es nun auf der entgegengesetz-

ten Seite; — schwarz, trümmerhaft, dachlos und mit leeren Fensterlöchern machte es doch auch von dieser Seite durch seine Lagen, und insofern es sich wie eine große Burgruine ausnimmt, in dem Gesammtbilde einen wunderbar ergreifenden Effekt.

Dicht bei der Stadt ragen in den Golf hinein die malerischen Trümmer der alten steinernen Bogenbrücke, oder richtiger des alten Molo von Puteoli, der ein Wunderwerk der Baukunst gewesen sein muß. Allmälig stiegen wir zum Ufer hinab, und wie die reizende Gegend unsern Blicken entschwand, erwachte auch wieder die Theilnahme für die Reste des Alterthums, und deshalb besuchten wir nun vor der Stadt noch die berühmten Trümmer des unter Domitian erbauten Tempels des Jupiter Serapis. Dies Gebäude hatte äußerlich eine viereckige Gestalt, und war 134 Fuß lang und 115 Fuß breit, rings von 42 viereckigen Priestergemächern umgeben. In der Mitte des Hofes befand sich der Tempel, der sich auf einer cirkelrunden erhöhten Basis von 65 Fuß Durchmesser erhob, die noch erhalten ist. Man bemerkt noch, daß sie von 16 Marmorsäulen umgeben gewesen sein muß, welche wahrscheinlich die Kuppel des Tempels trugen. Von diesen Säulen ist indessen keine mehr vorhanden; doch stehen außerhalb der runden Basis noch drei ungeheuere, ihrer Kapitäler beraubte Säulenschafte von Cipollinmarmor*), welche

---

*) Zwiebelmarmor, von cipolla, die Zwiebel, weil

traurig auf die Trümmer hinabblicken, von denen sie umgeben sind. Zwischen diese Trümmer ist überall das Meereswasser eingedrungen, so daß man Steine gelegt hat, um einen trocknen Pfad zu gewinnen.

Nun erst bekamen wir das Innere der Stadt Pozzuoli zu sehen. Wir fanden, wie gewöhnlich, enge, schmutzige Straßen, geschwärzte Häuser, und das Bienengewimmel zahlloser schreiender Nichtsthuer. Diese Italiener stehen stundenlang zu Hunderten rechts und links auf beiden Seiten der Straßen oder mitten auf denselben, und unterhalten sich laut schreiend unter stets gleichzeitiger Anwendung ihrer widerlichen Zeichensprache. Wir fuhren schnell durch sie hin; ein Schwarm von Bettlern verfolgte uns bis zur Landstraße. In erfrischender Abendkühle legten wir denselben Weg am Ufer des Golfs zurück, den wir gekommen waren. Die Sonne war untergegangen, ein köstliches Purpurroth färbte hinter uns den Horizont und den silbernen Spiegel des kleinen Golfs, dessen niedrige Höhenzüge sich wie ein dunkler Gürtel zwischen Himmel und Wasser schlangen. Vor uns zur Linken ragte über den Rücken des Pausilipp hinaus des Vesuvs ehrwürdiges Haupt in die blaue Luft; zur Rechten erblickten wir nahe vor uns

---

er blätterig ist, wie diese Frucht. Er soll eine graugelbliche Farbe haben und kostbar sein; diese Säulen gleichen aber alten, schwarzen, werthlosen Steinblöcken.

Nisida; weiter hinüber Capri und das Vorgebirge von Sorrent, jedoch ungeachtet der anscheinenden Klarheit der Luft nicht heiter, sondern wie Nebelgebilde. Bald befanden wir uns auf der staubigen Landstraße zwischen den Ulmen, dann rollten wir durch die schmale Höhle des Pausilipp und erreichten bei völliger Dunkelheit Abends um 9 Uhr unsern Gasthof.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Schlaflose Nacht und Ungeziefer. Italien ist unerträglich. Unreine Luft in Neapel. Kathedrale des heiligen Januarius. Die Heiligensäule. Regen. Auch bei Neapel giebt es keine Orangenwälder. Die einzelne Palme! Das Schloß der Königin Johanna. Die Prozession. Spazierfahrt am Mergellinastrande und über den Rücken des Pausilipp. Strada del Vomero. Stinkende Höhlen. Aloepflanzen. Straßenpflaster Neapels. Spaziergang in der Villa reale. St. Carlo; Semiramis. Ein neapolitanischer Fashionable fängt Flöhe.

Neapel, am 23. Juni.

Wieder einmal eine schlaflose Nacht. Unsre Wohnung ist ein Pallast, allein in keiner deutschen Bauernkneipe würde man so viel Flöhe finden, als hier in diesem Pallast Neapels. Beneidenswerthe Eselshäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die Fata Morgana ihrer Einbildungskraft in Italien die schmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! Und gliche Italien wirklich den Gefil-

den Elysiums, wandelte man hier überall auf Blumenauen durch den Blüthenduft meilenweiter Orangenwälder dahin, oder träfe das Auge hier überall auf die Farbenpracht exotischer Pflanzen; wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohl fühlen? Stelle Dir vor, lieber Leser, daß man Dir in der schönsten Gegend der Erde eine prächtige Villa mit einem lieblichen Garten, unter der ausdrücklichen Bedingung, darin zu wohnen, geschenkt hätte, daß Du aber in diesem Besitzthum bei Tage und bei Nacht von Flöhen, Mücken und Wanzen zerstochen würdest, daß Du zur täglichen Stillung Deines Hungers eine den Nahrungsmitteln der Hottentotten vergleichbare Ekelkost hinabwürgen müßtest, daß Du Dich unabläßig von einem schmutzigen, mit Läusen und Flöhen behafteten, betrügerischen Gesindel umgeben sähest, und dich vergeblich nach geistigen Genüssen, nach wissenschaftlicher Erhebung sehntest, würdest Du diesen Zustand ertragen? — Gern wird sich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anstrengungen aller Art unterziehen, um seine Kenntnisse zu bereichern; allein muß er sich halb zum Thier entwürdigen, steht der Edlere gewiß zurück. Wir können zwar hier in Neapel nicht über unsre Kost klagen; wiewohl sie nicht mehr so gut ist, als am ersten Tage nach unserer Ankunft; allein wie viel Reisende sind denn im Stande, auf längere Zeit in Gasthöfen vom ersten Range zu logiren? Seitdem ich die Trattoria

von Kapua und die Sudeleien der hiesigen Köche gesehen habe, möchte ich keine neapolitanische Garküche besuchen. — Daß man sich in ganz Italien vergeblich nach wissenschaftlicher Erhebung sehnt, ist leider nur zu wahr. Man nehme ein wissenschaftliches Werk der neuern Italiener zur Hand: Charlatanerie vertritt darin die Stelle der Gründlichkeit. Eine Menge von Büchern des Auslandes, welche die Aufklärung befördern würden, sind verboten. Der Ultra-Katholicismus tritt hier eben so hemmend in den Weg, wie die Indolenz des Südens.

Heute früh war der Himmel umwölkt, allein die Luft wieder so unrein, daß wir das vor uns im Golf liegende Capri nur mit neblichten Umrissen sahen. Auch ist es uns immer noch nicht möglich gewesen, die so nahe gelegene Küste von Sorrent deutlich zu erkennen.

Wir begaben uns Vormittags nach der Kathedrale des heiligen Januarius, gegründet im Jahre 1280 unter Karl I. von Anjou. Sie ist von gothischer Bauart und prächtig verziert; an den Seiten des Eingangs befinden sich zwei schöne Porphyrsäulen. Das Innere der Kirche besteht aus drei Schiffen; an den Seiten der äußeren Schiffe öffnen sich mehrere Kapellen. Im Ganzen enthält die Kirche 110 Säulen von ägyptischem Granit. Der Hochaltar besteht aus kostbaren Marmorarten; über demselben erblickt man eine Marmorstatue von Bracci, die Himmelfahrt vorstellend. Unter der Kathedrale be-

findet sich im Souterrain eine zweite Kirche. — Hier liegt unter dem Hauptaltar Neapels Schutzheiliger begraben. Nicht weit vom Eingange der obern Kirche zeigt sich zur Rechten die weltberühmte Kapelle des heiligen Januar, welche ihrer vorzüglichen Kostbarkeiten wegen der Tresor genannt wird, und gegen eine Million neapolitanischer Dukaten, (ein Dukaten zu 1 Thlr. 3 Sgr. 10$\frac{7}{8}$ Pf. in preußischem Gelde gerechnet,) gekostet hat. Sie wurde im Jahre 1608 auf Kosten des Volks in Folge eines Gelübdes bei Gelegenheit der Pest im Jahr 1526 erbaut. Sie ist rund und durch ein bronzenes Gitter von dem rechten Seitenschiff der Kirche geschieden. Die äußere Façade des Eingangs in die Kapelle besteht aus weißem und schwarzem Marmor; zwei Säulen halten den Architrab; an beiden Seiten der Gitterthür befinden sich Nischen mit den Statuen der Heiligen Peter und Paul, von Finelli gearbeitet. Im Innern enthält die Kapelle 42 korinthische Säulen von Brokatell = Marmor *) und 7 Altäre. Auf dem mittleren Altar, der aus Porphyr, Silber und Bronze zusammengesetzt ist, erblickt man die bronzene Statue des heiligen Januar. In dem Tabernakel von massivem Silber werden zwei Phiolen mit dem Blute des Heiligen aufbewahrt, die im Augenblick

*) So genannt nach dem Geäder, welches einem Brokatmuster vergleichbar ist. In der Regel fällt die Farbe dieses Marmors ins Violette.

seines Märtyrtodes gefüllt worden sein sollen. Dies Blut wird bekanntlich drei Mal im Jahre flüssig, zuerst am 8. Tage des Monats Mai, das zweite Mal am 8. Tage des Monats Septbr., und zuletzt am 16. September, dem Feste des Schutzheiligen. Die Priesterschaft bewahrt das Geheimniß der Flüssigmachung, und hat dadurch großen Einfluß auf das gemeine Volk, welches, wenn das Wunder geschieht, außer sich vor Freude ist; wenn aber die Flüssigmachung nicht gelingt oder sich verzögert, laut ächzt und schreit, und sich verzweifelnd die Brust schlägt.

Unser Spaziergang durch die Stadt trug abermals dazu bei, uns die Ueberzeugung zu gewähren, daß Neapel nichts weniger als prächtig, sondern eine enggebaute, schmutzige Stadt ist, die nur einzelne freundlichere breite Straßen enthält. Ohne die eigenthümliche Bauart der Häuser, die ihr ein fremdartiges Ansehen geben, würde die Stadt als solche gar keine Beachtung verdienen. Wir kamen heute durch Winkel, in denen Mist und Kehricht lag; rings um eine auf einem ungepflasterten kleinen Platze stehende Heiligensäule hatte sich der Pöbel vielfach seiner Nothdurft entledigt.

Nachmittags bezog sich der Himmel und es fiel ein heftiger Platzregen. Als es aufgehört hatte zu regnen, blieb die Sonne unter einem leichten Flor. Dies war angenehm und wir beschlossen spazieren zu fahren. Wir forderten C'estàdire auf, uns mit der schönsten Gegend Neapels bekannt zu ma-

chen. Dabei äußerte ich unverhohlen, daß wir uns in Italien getäuscht fänden, daß wir Blumengefilde, grüne Wiesen, Palmen und Orangenwälder wenigstens hier bei Neapel zu sehen geglaubt hätten, und daß wir dagegen nicht einmal diejenigen Gewächse sähen, welche wir schon bei Terracina wahrgenommen, daß hier vielmehr im Ganzen nur Rüstern und Wein wüchsen, und daß, um die Wahrheit ganz zu bekennen, die Umgegend Neapels in Beziehung auf Vegetation ganz gewöhnlich sei. C'estàdire zuckte die Achseln und meinte, dies hätten ihm schon viel Fremde gesagt. Ich fragte ihn darauf, ob es denn hier oder südlicher von Neapel keine Orangenwälder gebe? Nein, antwortete er, es giebt nur einzelne solcher Bäume in Gärten. Wachsen denn, fragte ich ferner, Palmen in oder bei Neapel? Erst schien er nun, was mir unbegreiflich war, den Baum gar nicht zu kennen, dann aber gab er die mir denkwürdige Antwort: Nein, dergleichen haben wir hier nicht! —

Wir fuhren nach seiner Anordnung auf der von Murat angelegten schönen Chaussee spazieren, welche längs dem Fuße des Pausilipp am Meeresufer dahinführt und hinter dem Mergellinastrande sich ganz allmälig nach dem Rücken des Berges in die Höhe hebt. Mit höchster Ueberraschung sahen wir gleich am Anfange der Straße rechts in dem Vorhofe eines Landhauses eine schöne hohe Palme, die neben den schwertförmigen Blättern grüne Fächer weithin aus-

breitete. Da ist ja eine Palme! rief ich entzückt unserem Cicerone zu. Nun ja, antwortete er, die ist die einzige.

Wir kamen am alten Schloß der bösen Königin Johanna vorbei. Es besteht aus vollständig erhaltenen Mauern, die mit offenen Fensterlöchern klaffen und am Mergellinastrande liegen. An drei Seiten sind sie vom Meere umspült. Die Königin Johanna war ein wollüstiges Ungeheuer. Sie feierte in diesem Schlosse ihre Orgien, und ließ, nach dem Genuß ihrer Opfer, dieselben ermorden und in's Meer werfen. In der Nähe dieser unheimlichen Mauern begegneten uns Priester und fanatisches Landvolk in einer Prozession, wir hielten für angemessen, C'estädire's Beispiel zu befolgen, der den Hut abnahm und in den Händen hielt, bis der Zug vorüber war.

Indem der Weg allmälig in die Höhe stieg, entwickelte sich, insbesondere hinter uns, eine sehr reizende Aussicht. Wir konnten das ganze Bassin des Golfs von Neapel, die Stadt mit ihren Kastellen, den Vesuv, das Vorgebirge von Sorrent und Capri überschauen. Rechts dicht am Wege lag hier und da der feinkörnige Sandstein des Pausilipp mit den darin angebrachten Höhlungen zu Tage; reizende Landhäuser und Gärten verschönten den Vordergrund zur Linken, da die Straße, je höher sie steigt, sich allmälig vom Ufer entfernt. Dieser Spaziergang ist unbezweifelt der schönste von Neapel.

Wir begegneten indessen nicht vielen Spaziergängern und Equipagen. Oben auf dem Berge wandten wir uns rechts, weil hier eine Straße (Strada del Vomero) über den Rücken des Pausilipp nach einer andern Seite der Stadt zurückführt. Anfangs genossen wir auf der Höhe der freundlichen Aussicht über den Theil der Landschaft, der von der Stadt aus betrachtet jenseits des Pausilipp gelegen ist; wir erblickten Hügel und Thäler mit Ulmen, Reben, Pinien und Oelbäumen bewachsen und darüber hinaus das Meer; bald aber befanden wir uns zwischen hohen Gartenmauern, die durch Häuser und dorfähnliche Ansiedelungen unterbrochen wurden und den Blick in's Freie nicht mehr gestatteten. Mit Ekel fuhren wir an den stinkenden Höhlen der hohen, steinernen Häuser und an dem widerlichen Gesindel vorbei, welches in den Thüren saß. Die Illusion war dahin! — Hier oben fanden wir übrigens Wachen ausgestellt, um das Kontrebandiren über den Pausilipp zu verhindern. Zuweilen bemerkten wir recht hübsche Villen; auch nahmen wir durch die offenen Gartenthüren allerdings hier und da einzelne Orangenbäume und auf den Gartenmauern einige Aloepflanzen wahr; allein in Gärten haben wir im Norden dergleichen Pflanzen auch, und ob sie im Freien oder in Kübeln stehen, ist dem Auge gleichgültig. Orangenwälder giebt es also in Italien nicht! —

Es dauerte lange Zeit, ehe wir die einförmige Straße, welche zwischen den Mauern auf dem Rük-

ken des Pausilipp dahin führt, zurückgelegt hatten, und C'estàdire mußte unsern ganzen Unmuth fühlen, uns so schlecht geleitet zu haben. Endlich erblickten wir das rechts auf einer noch größeren Höhe gelegene Castell St. Ermo. Wir fuhren unter demselben vorbei und befanden uns dann bald wieder auf dem abscheulichen Straßenpflaster Neapels, welches an dieser bergigen Seite der Stadt, wo die Straßen steil hinab steigen, so ausgefahren ist, daß man jämmerlich zerstoßen wird. Auf diese Weise endigte also unsere Spazierfahrt sehr trübselig.

Nach unserer Zurückkunft besuchten wir noch die Villa reale, wo die Beau monde sich in der Abendkühle erging, während Reichere dicht daneben auf der Chiaja spazieren fuhren. Die Villa reale theilt sich in 5 Alleen; die mittelsten derselben bestehen, wie ich schon angeführt, aus Akazien; die am Meere gelegenen aus kleinen Steineichen. Dieser öffentliche Spaziergang ist durch Statuen und durch ein Paar Fontainen geziert; an den Seiten der Alleen befinden sich Steinbanken. Der sonst hier aufgestellt gewesene farnesische Herkules und der farnesische Stier sind in's Museum gebracht worden. Die Villa reale ist mit steinernen Pfeilern, zwischen denen sich ein eisernes Geländer hinzieht, eingefaßt und dadurch von der Chiaja geschieden. Vorn an der schmalen Seite des Oblongums, welches dieser Spaziergang bildet, befindet sich der Eingang, an dem rechts und links ein Paar niedrige Kaffeehäuser mit

einem flachen, von einer Gallerie umgebenen Dache gelegen sind. Vergebens bemühten wir uns, ein schönes Gesicht unter den Spaziergängerinnen aufzufinden.

Abends begaben wir uns in das St. Carlo-Theater, wo Rossini's Semiramis leidlich aufgeführt wurde. Das Haus war gefüllt; das Publikum still und aufmerksam wie das vorige Mal. Nirgend bemerkten wir in den Logen Gesellschaftszirkel, wie solche, nach der Versicherung anderer Reisenden, in den italienischen Theatern gebräuchlich sein sollen; Alles achtete sorgsam auf das Stück. Applaus wurde nicht gespendet; nur dem Liebling des Publikums, der Sängerin Ronci de Begnis (Semiramis), gelang es auch heute, das Publikum zu einer Beifalls-Aeußerung hinzureißen. Nach dem ersten Act der Oper folgte das neuliche Ballet. Wir hatten, da man auch hier in den Logen seitwärts sitzen muß und nichts sehen kann, Parkettplätze genommen, und werden dies auch künftig thun, so lange wir noch italienische Theater besuchen. Die Flöhe trieben es heute noch viel ärger, als vor ein Paar Tagen. Neben uns saß ein fein gekleideter neapolitanischer Fashionable. Nachdem er sich eine Weile geschuppt und gekratzt hatte, zog er kaltblütig einen Stiefel aus; dann krempelte er die Beinkleider in die Höhe und — fing Flöhe. Darauf achtete Niemand; Derjenige, den es zu sehr beißt, kratzt sich hier ungenirt oder er stellt eine öffentliche Jagd an. —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Hofkirche zur heiligen Klara; die Jesuitenkirche S. Trinità maggiore; das Findelhaus; die Vicaria; der Garten der Protestanten, neapolitanische Hetären; der Mercato; Konradins Kreuz; trübe Atmosphäre; italienische Nudität; Küchengeheimnisse.

Neapel, am 24. Juni.

Bei Gelegenheit unserer Wanderung durch die Stadt am heutigen Vormittage nahmen wir noch einige Kirchen in Augenschein. Sie sind meistentheils unbedeutend; doch darf ich die Hofkirche zur heiligen Klara und die Jesuitenkirche S. Trinità maggiore nicht unerwähnt lassen. Die erstere ist 1310 im gothischen Styl erbaut und im Jahre 1744 mit Marmor, Gemälden und vergoldetem Stuck verziert worden. In der Kapelle zur Linken des Hochaltars sind mehrere Prinzen der königl. Familie beigesetzt. Die Kirche S. Trinità maggiore ist erst im Jahr 1750 an der Stelle, wo der Pallast der Prinzen von Salerno stand, erbaut, und die äußere Mauer

dieses Pallastes beibehalten worden. Die Façade gewährt dadurch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Im Innern hat die Kirche Kreuzesform, über dem Mittelpunkt dieses Kreuzes erhob sich eine Kuppel, von Lanfranco gemahlt, die jedoch durch ein Erdbeben zerstört worden ist. C'estàdire erzählte uns, daß in dieser Kirche selbst Damen den Hut ablegen müßten. Er schien noch mehr sagen zu wollen; allein die Furcht vor den Herren, denen die Kirche gehört, war zu groß.

Wir gelangten, nachdem uns C'estàdire noch das Findelhaus gezeigt hatte, quer durch die Stadt wandernd, nach der Vicaria am Thor von Capua. Die Vikarie ist ein ungeheures, isolirt stehendes, von hohen, dicken, schwarzen Mauern umgebenes Gebäude, und war früher, unter dem Namen Castel Capuano, Residenz des Königs Wilhelm I. von Neapel. Peter von Toledo verlegte dahin den Civil- und Kriminal-Gerichtshof, das Archiv und die öffentlichen Gefängnisse. Eine große Menge von Verbrechern blickte durch die vergitterten Fenster; an den Zinnen der düstern Mauern bleichten etwa 20 Schädel hingerichteter Mörder und Straßenräuber in den Strahlen der Sonne. Diese furchtbare Warnung wird indessen von dem neapolitanischen Pöbel wenig beachtet.

C'estàdire fragte uns, ob wir den Kirchhof, oder, wie es hier heißt, den Garten der Protestanten zu sehen wünschten, und da wir uns in dessen Nähe befanden, bejahten wir es. Wirklich ist dieser Kirchhof

der in der Vorstadt liegt, ein kleines, freundliches Gärtchen, mit hübschen Marmordenkmälern, welche den in Neapel gestorbenen Engländern von deren Verwandten und Angehörigen errichtet worden sind; ein Deutscher ruht hier noch nicht. Der am Eingang wohnende Todtengräber hält den Friedhof in schönster Ordnung. Dem Garten gegenüber befindet sich die Gasse, in der die Hetären der niedrigsten Klasse Neapels ihre schauderhaften Wohnungen aufgeschlagen haben. Fast nackt mit schlumpigen Lumpen bedeckt, in der Regel über die Jahre der Jugend längst hinaus, oder doch durch Laster gealtert, ekelhaft fett, viehische Gemeinheit in den flammenden neapolitanischen Augen, das schwarze Haar unordentlich um den Kopf hängend, saßen sie, wie ein flüchtiger Blick in die Gasse hinein beim Vorübergehen an derselben uns wahrnehmen ließ, im Koth vor der Thüre, und mit Entsetzen bemerkten wir, daß dieser Abschaum der Menschheit, bestimmt dem Lazarone und Straßenräuber zur Lust zu dienen, mit widerlicher, unzüchtiger Geberdensprache uns zuwinkte und daß die ganze Gegend beim Anblick der Fremden in Aufruhr gerieth. Wir eilten, so schnell wir konnten, davon. Auf dem Wege zum Thore begegneten uns geputzte Damen dieser Art, die von einem Spaziergange in die Stadt nach ihren Höhlen zurückkehrten: — scheußliche Erinnerung! Und in diese Gegend hat man im christkatholischen Neapel die Ruhestätte der Protestanten verlegt! —

Als wir bei der Vikarie wieder angelangt waren, wandten wir uns links nach der Piazza del Mercato. Dies ist der größte Platz Neapels; aber auch der schmutzigste Theil der Stadt. Ringsumher befinden sich hohe, aber schlechte, räuchrige Häuser, die, wie wir nun selbst sahen, von gemeinem Volk bewohnt werden. Montag und Freitag ist Wochenmarkt auf dem Mercato; allein auch an andern Tagen werden hier Eßwaaren aller Art feil geboten, und der Platz wimmelt von der Hefe des Volks. Die historischen Erinnerungen, welche sich an diesen Platz knüpfen, hatten uns dahin geführt. Hier erfolgte Konradins Hinrichtung 1268 und Masaniello's Empörung (1647.) An der Stelle, wo Konradin gefallen ist, stand früher eine Kapelle und ein Kreuz, die Kapelle verbrannte indessen im Jahr 1781. Seitdem sind hier Magazine erbaut worden, hinter denen man nur noch das steinerne Kreuz erblickt.

Als ich nach Hause zurückgekommen, und vom Balkon über den Golf blickend, die Inseln und das Vorgebirge abermals nicht deutlich erkennen konnte, ungeachtet der Himmel blau war und die Sonne schien, wußte ich nicht, was ich nach gerade von der stets gerühmten Klarheit der Luft Italiens denken sollte! — Kaum war ich auf den Balkon hinaus getreten, als sich mir unten auf dem Trottoir am Gitter der Villa reale ein Bettelweib zeigte, welches zwei Kinder an der Hand und eins auf dem Arme hatte. Von jenen Beiden ging ein Mädchen vollkommen

nackt, wie es Gott geschaffen. Es ist dies das erste Mal, daß ich völlige Nacktheit in Italien gesehen habe. Ich warf ein Almosen hinab und flüchtete vor den Schaaren anderer Bettler, die ich bereits im Anzuge sah, in's Zimmer zurück.

Hier war inzwischen die Mittagstafel servirt worden. Unsere Mahlzeit gab wieder mannigfachen Stoff zu Betrachtungen. Bis jetzt haben wir in Italien an Gemüse eigentlich nur grüne Bohnen, Schoten, Artischoken, Kürbisse und Gurken zu sehen bekommen; in seltenen Fällen gab es auch wohl Spinat. Alle übrigen Sorten von Gemüse scheint man in diesem Lande nicht zu kennen. An Fleisch ist uns bis jetzt nur Hühner=, Tauben=, Schöpsen=, Kalb=, Ziegen= und Rindfleisch vorgesetzt worden; dagegen quält man uns täglich und insbesondre hier, mit vielen Arten von widerlich schmeckenden Seefischen. Eben so giebt es hier jeden Mittag grüne Bohnen, die nur im Wasser abgekocht werden. Auch die übrigen Speisen wiederholen sich eigentlich alle Tage mit geringer Abänderung. Dennoch wissen wir, daß Herr Anastasio zwei Köche unterhält. Wir hatten gestern um Abwechselung, namentlich um Wild und um ein anderes Gemüse, gebeten. Heut erhielten wir nun Kohlrabi und als Braten einige Fettammern, die wir, beiläufig gesagt, auch in Rom gegessen haben. Als wir nach dem bestellten Wildbraten fragten, zeigte der Kameriere befremdet auf die Vöglein. Wir entgegneten, daß wir unter

Wild Rehe, Hirsche, wilde Schweine, Rebhühner, Schnepfen und dergl. verständen. „Ach," antwortete er lächelnd, „dergleichen Thiere findet man ja in ganz Italien nicht. Die Jagd beschränkt sich blos auf kleine Vögel und Kaninchen; in seltenen Fällen wird hier bei Neapel auch wohl ein Hase geschossen." Wirklich haben wir bis jetzt in Italien keine Spur von Wildpret bemerkt, und dies ist natürlich, da es in diesem Lande keine Wälder giebt. Ein Jagdliebhaber möge also Italien nicht besuchen. Auch haben wir nirgend Enten und Gänse wahrgenommen; nur einmal wurde uns im nördlichen Italien als Leckerei eine gebratene Ente vorgesetzt. Man sieht nur Pferde, Rindvieh, Schafe, nackte Schweine, Tauben und Hühner. Wie arm ist dies gepriesene Land in jeder Beziehung! —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Reise auf den Vesuv. Salvator. 23 Personen Begleitung. Anblick des Aschenkegels. Das Eremitenhaus. Die Wache. Mühvolle Besteigung des Aschenkegels. Der Sonnenuntergang. Blick vom Vulkan herab. Der Gipfel des Berges. Das Lava-Trümmerfeld. Der alte Krater. Der zweite Aschenkegel mit dem neuen Krater. Buona man', buona man', eccellenze. Rückkehr. Die Höhle des Eremiten. C'estàdire jammert und schnellt die Reisenden was Weniges. Das runde Sümmchen. Milde Nacht. Zahlung in Resina. Gouachebilder vom Vesuv am folgenden Morgen. Scirokkowind. Besuch des Museums. Die Statuen; der farnesische Herkules und die Gruppe des farnesischen Stiers, Venus Kallipygos, Aristides, Sammlung der etruskischen Vasen. Die zu Herkulanum und Pompeji gefundenen häuslichen Geräthschaften. Zimmer der Glassachen. Kabinet der Lebensmittel und Kostbarkeiten aus Pompeji. Ein Häuflein Asche, einst Gattin des Diomedes. Die Wandgemälde. Ein Schädel und der Abdruck einer weiblichen Brust in vulkanischer Asche. Die Papyrusrollen. Abwickelung der Manuscripte. Das ägyptische Kabinet und die Mumien. Macaroni in Neapel, eine Speise für Bootsknechte. Pflaumen im Juni.

Pantomime und Tanz neapolitanischer Knaben. Wer nationelle Gebräuche in Italien sehen will, muß dafür bezahlen. Ganz Neapel ist in dicken Qualm gehüllt; ein Beweis mehr für die stete Klarheit des hesperischen Himmels.

Neapel, am 25. Juni.

Gestern Nachmittag fuhren wir nach dem Vesuv. In Resina, von wo aus man den Berg zu besteigen pflegt, hielten wir vor der Wohnung Salvators, des bekannten und wohlunterrichteten Cicerone dieses Vulkans. Wir stiegen die enge Steintreppe zu ihm hinauf und fanden ihn in seiner unordentlichen Klause mit dem Einpacken von Mineralien beschäftigt, die er nach Berlin schicken wollte. In einem andern kleinen Zimmer war die ganze Mineralogia vesuviana ausgepackt. Niemand möge versäumen, diese merkwürdigen vulkanischen Erzeugnisse in Augenschein zu nehmen. Vor der Thür hatten sich eine Menge Einwohner Resina's mit Pferden, Eseln und Tragsesseln eingefunden. Alle schrieen und schnatterten und bewegten sich mit ihren Thieren durch einander; Jeder hoffte auf das Glück, die Reise mit uns machen zu können. Wir überließen C'estàdire, das Nöthige zu veranstalten. Er miethete für uns Männer Pferde, für sich und unsre Reisegefährtin Esel, und außerdem zwei Tragen zum Gebrauch der Schwächern beim Besteigen des Bergkegels. Zu

jedem Tragsessel gehörten 8 Mann, bei jedem Thier blieb der Eigenthümer, und sonach setzte sich, Salvator mit eingerechnet, eine Karavane von 27 Personen in Bewegung. Wäre uns dies beim Eintritt in Italien begegnet, wir würden uns bei der Aussicht, 23 Personen bezahlen zu müssen, um irgend eine Merkwürdigkeit besehen zu können, in Gift und Galle aufgelöset, ja vielleicht dem Vergnügen ganz entsagt haben; allein wer bis Neapel gekommen und die ganze Halbinsel fast bis zum äußersten Ende durchreiset ist, der hat hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich in Langmuth zu üben. Wir waren daher ungemein vergnügt und freuten uns über unsre Begleitung, welche, indem wir durch die lange, den weit sich hinstreckenden Fuß des Vesuvs hinaufführende Straße Resina's dahinritten, von den übrigen Bewohnern mit neidischen Blicken betrachtet wurde. Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als wir unsre Reise antraten. Anfangs zog sich der steinige Weg hinter Resina zwischen Mauern und Weingärten hinauf; der Himmel war klar und vor uns hob sich aus dem zarten Grün der Weingärten, welches den Vesuv bis zur Hälfte dürftig bedeckt, der öde, röthlichgraue, breite Aschenkegel des Vulkans mit ausgezackter Krone schweigend in die Luft. Er rauchte nicht. Zur Linken schied eine breite Schlucht den Kegel des Vesuv vom höheren Monte Somma. Ueber den Aschenkegel erstreckten sich zur Rechten und in der Mitte vor uns mehrere erkaltete Lavaströmungen

hinab, die sich in der Entfernung auf dem zarten, röthlichen, man möchte sagen, fleischfarbigen Grau der Asche, wie braunschwarze Furchen ausnahmen.

Allmälig hören die Gärten auf; der Boden wird kahl und rauh, und mit höchster Ueberraschung sieht man, indem man sich den schwarzbraunen Lavaströmungen nähert, die sich rechts in breiten Feldern nach dem Meere hinziehen, daß dieselben aus gewaltigen Felsblöcken bestehen, die in wilder Unordnung über einander fortgeschoben sind. Alsbald befindet man sich auf dem engen Pfade, der sich mitten durch diese Schauer der Verwüstung dahin schlängelt, und mit Entsetzen betrachtet man diese porösen, schlackenartigen, scharfkantigen, oft zehn bis zwölf Fuß hohen, zwischen Geröll verstreuten Felsen, die in den abenteuerlichsten Formen emporstarren. Nur etwas entfernter zur Linken zeigt sich noch Vegetation, die bis zu einem kleinen Plateau emporsteigt, auf dem fast am Fuße des Aschenkegels, den man noch lange nicht erreicht hat, das weiße Häuschen des bekannten Eremiten gelegen ist.

Nachdem der Pfad eine Weile sich aufwärts gewunden hatte, senkte er sich wieder und wir gelangten aus den Lavafelsen auf ein sehr unebenes Terrain, welches mit einer grauen Thonerde bedeckt schien. Hier zeigte uns Salvator, indem wir durch eine enge Schlucht ritten, in der hohen Erdwand die Aschenlagen der Eruption von 79. Dann stiegen

wir wieder bergan, und endlich erreichten wir um drei Viertel auf 7 Uhr die Wohnung des Eremiten. Sie liegt von schattigen Bäumen umgeben dicht an der Schlucht, die den Vesuv vom Monte Somma trennt, und gewährt eine entzückende Aussicht über Neapel und den Golf mit seinen Inseln. Der Eremit, ein gewöhnlicher Kneipenwirth, der nur, wenn er es für nöthig erachtet, die Kutte anlegt, kredenzte uns, während wir auf einem Stein am Rande des Plateaus saßen und unsere Blicke auf der schönen Gegend ruhten, Lacrimä Christi. Es war ein dünnes, gelbliches, trübes Gesöff, halb süßlich, halb herbe schmeckend. Auch andere Reisebeschreiber beklagen sich darüber, daß der sogenannte Eremit des Vesuvs seine Gäste prelle und daß gerade er den schändlichsten Krätzer für Lacrimä ausgebe. Er schenkte übrigens, ohne zu fragen, auch unserer zahlreichen Begleitung ein, und man wird sich denken können, welche Rechnung wir zu bezahlen hatten.

Wir brachen bald wieder auf; denn der schwerste Theil der Reise stand noch bevor und wir wollten den Sonnenuntergang auf dem Gipfel des Berges genießen. Wir hatten etwa noch eine halbe Stunde zu reiten und mußten nun über so steile Erhöhungen fortklimmen, daß die Pferde mehrmals in Gefahr waren zu stürzen. Endlich war der Aschenkegel erreicht. Vom Eremiten aus hatte uns ein Soldat begleitet. Am Fuße des Kegels eröffnete uns Salvator, daß die Pferde, Esel und Sachen der Reisen-

den hier zurückgelassen würden, daß der Soldat zur jedesmaligen Beaufsichtigung dieser Gegenstände hier stationirt sei, und daß derselbe für seine Mühe einen Piaster erhalte. Da man Niemanden zwingen kann, seine Sachen nicht mit auf den Vesuv hinaufzunehmen und die Pferde und Esel von den Eigenthümern bewacht werden können, so muß wohl eine andere Ursache diese Vorsicht der Regierung veranlaßt haben. Vielleicht soll das Gesindel, welches mit dem Fremden hinauf geht und dem dieser, fern von menschlicher Gesellschaft, im Krater eines Vulkans Preis gegeben ist, daran erinnert werden, daß — unten eine Wache die Rückkehr des Fremden erwarte.

Ich habe in meinem Leben viel hohe Berge bestiegen, ja viel höhere, als der Vesuv, dessen Spitze sich nur 3573 französische Fuß über die Meeresfläche erhebt; allein keine Beschreibung gewährt einen Begriff von der ungeheuern Schwierigkeit, mit der die Besteigung des Aschenkegels eines Vulkans verbunden ist. Nachdem wir stundenlang bergan geritten, sahen wir nun die ungeheuern, fast senkrecht emporsteigenden und glatt mit Asche überstreuten Felsenwände, die den furchtbaren Rauchfang des Vulkans bilden, dicht vor uns. Die Lavaströmungen der letzten, erst vor vier Wochen erfolgten, Eruption, die, von unten gesehen, breiten, schwarzbraunen Strichen gleichen, und über den Rand des offenen Schlundes nach den Lavafeldern vergangener Jahre und Jahrhunderte hinabgelaufen sind, zeigten sich nun hier ebenfalls

als eine Felsentrümmerkette, die zum Theil noch nicht völlig erkaltet war, sich schnurgerade hinaufzog, und an deren äußerstem Rande zur Linken wir im trocknen Aschengeröll zum Krater emporklimmten. C'estàdire ging mit Behendigkeit voran; unsere Gefährtin hatte sich sogleich auf den Tragsessel gesetzt; ein Versuch meinerseits, in diesem Geröll vorwärts zu schreiten, überzeugte mich, daß meine körperlichen Kräfte dazu nicht ausreichen würden, und bald machte ich daher von dem andern Tragsessel Gebrauch; während mein Bruder und unser gemeinschaftlicher Freund, jünger als ich, es mit Recht als einen Ehrenpunkt betrachteten, den Gipfel durch eigene Kraft zu erreichen. Ich habe schon gesagt, daß jeder Tragsessel von acht Männern getragen wurde. Der Anblick dieser armen Teufel, die, um Jeder einen halben Piaster zu verdienen (denn ein solcher Sessel kostet vier Piaster), sich einer so ungeheuern Anstrengung unterziehen, war wirklich schmerzlich und vergällte die Freude. Der Kegel ist so steil, daß wir, die Getragenen, die Knie fast an den Mund drücken und den Kopf in der unbequemsten Stellung vorn übergebogen halten, auch uns stets mit den Händen vorn anklammern mußten, um nur nicht hinten über zu stürzen. Unsere halbnackten Träger krochen, indem sechs von ihnen, rechts und links vertheilt, die Stange des Sessels auf die Schulter gelegt, und zwei von ihnen sich an Stricken ziehend, vorgespannt hatten, mit Händen und Füßen vorwärts. Zehn-

mal Fuß fassend und eben so oft wieder zurückrollend, quälten und mühten sie sich ab, uns empor zu schaffen, daß es ein Erbarmen war. Der Schweiß floß in Strömen über ihr Gesicht; Nasenflügel und Mund waren weit geöffnet, alle Muskeln dieser gelben, ausgemergelten Leichname traten in krampfhafter Spannung hervor. Einer von ihnen sank einem Sterbenden gleich zurück; einem Andern floß das Blut aus Mund und Nase. Uns traten die Thränen in die Augen; wir erklärten, daß wir verzichten und umkehren wollten; allein dies hätten sie ja um keinen Preis zugegeben. Auch waren wir allmälig höher gekommen, und das Ziel schien nicht mehr fern. Und wer würde es glauben, bei dieser ungeheuern Anstrengung waren sie nicht einen Augenblick still; unaufhörlich schwatzten und schnatterten sie; ja einer meiner Träger sang! — Mir zur Seite ging Salvator; auch er sprach unaufhörlich mit mir, ihn schien die Wanderung nicht im Mindesten anzugreifen. So viel thut Gewohnheit; denn seit langen Jahren führt er die Reisenden auf den Vesuv. Der Berg ernährt ihn und er befindet sich wohl dabei.

Fünf Viertelstunden dauerte diese Qual, während welcher unsere Träger nur vier Mal angehalten und sich wenige Minuten erholt hatten. Eben sank die Sonne, als wir den Gipfel erreichten. Sofort stürzten unsere Träger auf uns zu und baten um ein Trinkgeld. Erst nachdem sie befriedigt waren, konnten wir an den Sonnenuntergang denken. Wir

wandten uns und hatten nun das weite Bassin des Golfs von Neapel mit allen Inseln und jenseits der Vorgebirge, über die wir fortsahen, das unendliche in Nebel verschwimmende Meer vor uns. Wir erkannten, scharf begrenzt gegen den vom abendlichen Himmel beleuchteten Wasserspiegel, die ausgezackte Form des Gestades, welches sich rechts fast in gerader Richtung bis Neapel hinzog; diese große Stadt glich, mit ihren steinernen, dachlosen Häusern entfernt unter uns liegend, einem Haufen von viereckigen Kartenhäuschen. Und jenseits des Pausilipps glänzte der kleine Golf von Baja und zwischen der flachen Insel Procida und dem gebirgigen Ischia der breite Wassergürtel, der die Meerbusen von Neapel und Gaeta verbindet. Rechts über Neapel hinaus senkte sich der westliche Horizont auf das Meer und auf die Küste des Golfs von Gaeta hinab. Violette Wolkenschichten lagerten hier und trugen den blutrothen Sonnenball, der feurige Streifen über die dunkeln Wolkengebilde ausgoß, welche in den Horizont des Meeres hineinragten und sich hier allmälig in bläuliche Nebel auflöseten. Fernere Gegenstände ließen sich nicht erkennen. Schnell war die Sonne hinter die finstere Wand hinabgesunken. Nur noch hier und da sandte sie durch die Fugen der Wolkenschichten roth glänzende Strahlen. Das eigenthümliche Gefühl, von einem Vulkan herab, das Naturschauspiel des Sonnenuntergangs zu betrachten, und fern von der Heimath auf ein fremdes Meer und fremde

Gefilde herabzublicken, verschönte, was wir sahen. Denn gewiß kann, die Wahrheit zu gestehen, die Luft in nördlichen Regionen nicht unreiner und unklarer sein, als wir sie hier in den hesperischen Gefilden unausgesetzt antreffen. Nichts als Dünste, wohin man blickt! —

Die Sonne war verschwunden, und wir überschauten nun neugierig den Ort, auf dem wir uns befanden. Wer nie einen feuerspeienden Berg bestiegen hat, wird glauben, daß wir uns auf dem äußersten Rande eines ungeheuern Kraters befanden. Allein dies war keineswegs der Fall. Der Heraufsteigende erblickt vielmehr, auf dem Gipfel des Vesuvs angekommen, vor sich ein ungeheueres, mit schwarzen und bräunlichen Felsentrümmern bedecktes Feld, welches fast eine Viertelmeile (5624 franz. Fuß) im Umfange hat und rings von schmalen und ausgezackten schwarzen Felsenklippen, die besonders rechts und links noch ein Paar hundert Fuß hoch sein mögen, eingeschlossen ist. An der Seite, wo man hinauf kommt, hat die Lava dies Felsenriff fortgespült. Im Hintergrunde des großen Trümmerfeldes erhebt sich ein zweiter mächtiger, ganz schwarzer, kegelförmiger und mehrere hundert Fuß hoher Aschenberg, den man von unten nicht sehen kann, weil die Felsenklippen ihn verdecken. Dieser Berg, sagte uns Salvator, habe sich erst bei den letzten Eruptionen gebildet; auf seiner Höhe seien die neuen Krater des Berges befindlich; der alte Krater liege rechts von

uns in der Mitte der Trümmer, auf denen wir uns befänden. Wirklich bemerkten wir jetzt, daß leichte Rauchwolken auf dem Gipfel des schwarzen Aschenkegels vor uns lagerten, eben so rauchte die Spitze der Felsenklippe zur Linken in der Nähe des Kegels. Es ist nicht möglich, eine Beschreibung von der entsetzlichen Verwüstung zu machen, die sich dem Auge darstellt, wenn man das Trümmerfeld des alten Kraters näher betrachtet. Der kühnste Mann zittert, wenn er auf diese grausigen Denkmäler allgewaltiger Naturkräfte seinen Fuß setzt. Es gemahnt ihn, als sei es frevelnde Versuchung, diesem schrecklichen Grabgewölbe zu nahen, die Geheimnisse dieser furchtbaren Werkstätte zu erforschen. Alles war still, wie im Schooße der Verwesung; kein Lüftchen rührte sich auf dieser Höhe, auch war es nicht kalt, wie auf den nördlichen Gebirgen, sondern es herrschte milde Wärme. Ein durchdringender Schwefelgeruch erfüllte die Atmosphäre. So weit wir sahen, bemerkten wir auf der Höhe nirgend eine ebene Stelle; überall lagen poröse und scharfkantige Lavaschlackenfelsen neben und über einander, an vielen Stellen dick mit dem schillernden Gelb des Schwefels und mit weißem Salze überzogen. Diese hellen Farben auf dem Schwarz und Dunkelbraun der Felsentrümmer und Randklippen erhöhen das Grausige der Gegend. Dicht neben dem Orte, wo wir die Höhe erreicht, befinden sich einige Lavaplatten, welche stets von dem un=

terirdischen Feuer sanft erwärmt sind. Hier legten sich unsere Träger nieder, um ihre von Schweiß durchnäßten Lumpen zu trocknen und sich zu erholen.

Salvator forderte uns nun auf, zu eilen, damit uns nicht die Finsterniß überrasche, bevor wir alle Geheimnisse des Vulkans gesehen. Unsere Reisegefährtin war von der bloßen Anstrengung beim Herauftragen so erschöpft, daß sie, auf ihrem Tragsessel sitzend, unter C'estàdire's Bewachung zurückblieb. Wir übrigen, Salvator und die Eigenthümer der Pferde und Esel machten uns auf den Weg. Wir kletterten, mit Stöcken versehen, über die furchtbaren Felsenblöcke fort, die rings vor uns lagen, um nach dem alten Krater und der äußersten Felsenwand zur Rechten, die uns schwefelgelb entgegenschillerte, zu gelangen. Oft klimmt man empor, oft hinab. Die Felsenblöcke sind auf den flachen Seiten so rauh porös, daß man damit das Fleisch von den Knochen reiben, und an allen Ecken so scharf, daß der geringste Fehltritt eine gefährliche Verwundung herbeiführen könnte und mindestens Kleider und Stiefel zerreißen würde. Ich hatte bisher geglaubt, daß die Lava in glatten Strömen dahinfließe und auch so erkalte, und äußerte dies gegen Salvator. Er erklärte, daß dem auch so sei, und zeigte mir an einzelnen Stellen solche erkaltete, glatte, grauschwarze Lavaströmungen, welche theils unter den Felsenblöcken, theils zwischen denselben hinliefen. Zu gleicher Zeit belehrte er uns,

daß die Lavablöcke erkaltete Lavaschlacken seien, die oben auf der flüssigen Lava schwämmen und sich seitwärts absetzten, oder sich in und über einander schöben und dann liegen blieben, während der flüssige Theil der Lava sich weiter ergösse. An einzelnen Stellen waren die Lavaschlacken unter uns noch fast glühend heiß, so daß wir in größter Schnelligkeit darüber hinspringen mußten; an andern Stellen drang aus den Ritzen der Felsen unter uns heißer erstickender Schwefeldampf empor, und mehrmals waren wir nahe daran, Luft und Besinnung zu verlieren. Plötzlich zeigte uns Salvator in der Mitte des Trümmerfeldes, auf dem wir wandelten, ein tiefes, jedoch nur etliche Fuß breites Loch zwischen den Felsentrümmern, mit der Bemerkung, daß es der alte Krater sei. In der dunkeln Tiefe leuchtete es wie feurige Kohlen; ein Beweis, daß das Feuer noch nicht erloschen ist. Nicht weit davon fanden wir an mehrern Stellen die Lava des letzten Ausbruchs noch roth glühend. Salvator steckte seinen Stab hinein und augenblicklich loderte er in Flammen auf. Nun wurden Fackeln angezündet und wir traten den Weg nach dem neuen Kegel an. Auch jetzt glühte es oft unter unsern Füßen. Mit unaussprechlicher Anstrengung und bis an die Knie einsinkend, erreichten wir nach mehr als viertelstündigem Steigen die Spitze des neuen Kegels. Dieser Kegel besteht blos aus einem schwarzen, mürben und trockenen Schlacken- und Aschengeröll. Oben umgiebt eine mürbe,

an einzelnen Stellen nur ein Paar Fuß breite Wand, welche von diesem Geröll gebildet wird, den neuen Krater, aus dem, etwa 50 Fuß tief, drei cirkelrunde, dicht hinter einander folgende und ungefähr 12 Fuß im Durchmesser habende Löcher von geheimnißvoller Tiefe entgegen gähnen. Es war leider dunkel geworden. Die Führer wagten nicht mit den Fackeln hineinzuleuchten und hielten dieselben abwärts nach außen den Aschenkegel hinab. Hier oben nun brachten wir unsern entfernten Freunden in der Heimath ein Lebehoch.

Schnell rutschten wir dann den Aschenkegel hinab und klimmten unter Salvators Anführung im Schein der Fackeln, welche die Gegenstände rings umher grausig beleuchteten, über die Felsenblöcke nach dem Orte zurück, von wo wir ausgegangen waren. Es ist mir unbegreiflich, wie es möglich ist, sich hier oben in der Dunkelheit der Nacht zu finden. Wir waren eine Stunde abwesend gewesen. Wir setzten uns nun hin und verzehrten etwas von den mitgenommenen Lebensmitteln, wobei uns unsere Begleitung wacker half. Die verhungerten Träger mochten wohl lange nichts Kräftiges genossen haben. Ich kann diese Leidensgestalten nicht vergessen. Unsere Gefährtin erzählte uns mit großer Rührung, daß diese Leute während unserer Abwesenheit nicht geschlafen, sondern, auf den Lavaplatten liegend, unaufhörlich mit einander geflüstert hätten, und daß ihr drittes Wort stets buona man', buona man' und

Eccellenze gewesen sei. Entweder ließ sie also die Freude über das erhaltene Trinkgeld nicht schlafen, oder sie berechneten todesmüde dennoch, wie und wo sich wohl noch ein Trinkgeld darüber werde verdienen lassen.

Es war 9 Uhr, als wir aufbrachen. Mit ungeheuern Sätzen rutschten wir, bis über die Knie in der Asche steckend und dem fortgleitenden, trockenen Geröll uns hingebend, von unsern Fackelträgern angeführt, in einer Viertelstunde den großen Kegel hinab, zu dessen Besteigung fünf Mal längere Zeit nöthig gewesen war. Wir fanden die Schildwacht bei unsern Thieren. So ermüdet wir waren, durften wir uns doch noch nicht wieder aufsetzen; man rieth uns, die sehr abschüssigen Stellen zwischen dem Kegel und der Wohnung des Eremiten zu Fuße zurückzulegen, weil die Thiere auf dem harten Boden in der Dunkelheit der Nacht und bei dem ungewissen Schein, den die Fackeln über die Gegend verbreiteten, im Hinabsteigen leicht stürzen könnten. Beim Eremiten angekommen, ließen sich unsere beiden Reisegefährten elendes Brot und Krätzer vorsetzen, und entfernten sich in das Haus. Es verging geraume Zeit, ohne daß sie zurückkehrten. Ich folgte ihnen daher. Eine enge, hühnersteigartige, schmutzige Treppe führte mich in eine ekelhafte Höhle im zweiten Stockwerke, wo die beiden jungen Männer an einem langen Tische auf einer Bank saßen und zechten. Kaum war ich eingetreten, als L'estàoire, der sich in

einem Nebengemach befand, laut zu winseln und zu wehklagen anfing. In seinen Jammer mischte sich die tröstende Stimme des Eremiten. Mein Bruder ging hinaus, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und kehrte mit der Nachricht zurück, C'estàdire habe beim Herabspringen vom Aschenkegel des Vesuvs fünf Piaster aus der Westentasche verloren. „Der arme Teufel,“ setzte er hinzu, „that mir so herzlich leid, daß ich ihm das Verlorene sogleich wiedergegeben habe.“ C'estàdire's Thränen waren nun schnell getrocknet. Wenn ich ihm Unrecht thue, so möge er es mir vergeben; allein bei reiflichem Nachdenken sind wir jetzt Alle überzeugt, daß — er uns eine Farce gespielt, und die geschenkt erhaltenen fünf Piaster mit seinem Freunde, dem Eremiten, Klausner, Kneipenwirth, Weinbauer, oder wie man ihn sonst nennen will, über unsere Leichtgläubigkeit lachend, getheilt hat. Ein Italiener thut, wie ich schon angeführt, nichts umsonst; die Besteigung des Vesuvs war eine außergewöhnliche Anstrengung für uns, zu der sich C'estàdire nicht für verpflichtet hielt; seine Begleitung uns abzuschlagen, oder außerordentlichen Lohn für dieselbe zu verlangen, war nicht statthaft; sonach entschloß er sich, uns zu begleiten, aber auch gleichzeitig, sich dafür selbst bezahlt zu machen. Er rechnete, die Anstrengung, den Aschenkegel zu besteigen, fünf Piaster: ein hübsches, angemessenes, rundes Sümmchen, da acht Menschen für das Hinaufschleppen des beladenen Tragsessels zu-

sammen nur vier Piaster erhalten. Wie gesagt, wir mögen ihm Unrecht thun; allein wir können uns von dem Gedanken nicht befreien, daß wir betrogen worden sind, und es verlohnte wohl der Mühe zu erforschen, ob nicht mit andern Reisenden auf dem Vesuv derselbe Versuch gemacht worden ist.

Wir setzten nun unsere Rückkehr fort. Inzwischen war der Mond, der bis dahin hinter den tief lagernden Wolken verborgen gewesen war, hervorgetreten, er stand schon ziemlich hoch vor uns und beleuchtete, wiewohl heut nur der Eintritt des ersten Viertels erfolgt ist, mit vieler Klarheit unsern Weg. Der Himmel war völlig wolkenlos und prangte mit unzähligen Sternen, wenn gleich nicht schöner, als in unserm Vaterlande. Die Nacht war mild; kein Lüftchen wehte. Links vor uns spiegelte sich der Mond in der glänzenden, schweigenden Wasserfläche, während sich die Ufer des Golfs in den Duft der Nachtnebel hüllten, durch welche die zahllosen Lichter Neapels zu uns herüberschimmerten. Zur Rechten flammte vor uns in weiter Entfernung der Leuchtthurm von Mola di Gaeta. Es war eine entzückende Nacht. Und als wir wieder in den am Abhange des Vesuvs gelegenen Weingärten dahinritten, schwand bald das Meer, durch Mauern, Laubwerk oder Erhöhungen verdeckt, bald zeigte es sich wieder, und streute in die Lücken der in nächtliches Dunkel gehüllten Weinreben den Silberglanz des Mondlichts, das zitternd in seinem Wellenschooße hüpfte.

Um halb zwölf Uhr erreichten wir die Wohnung Salvators in Resina. Hier galt es nun erst, 22 Italiener durch Bezahlung zufrieden zu stellen. Es gelang, indem wir C'estàdire's Anweisungen befolgten. Der Fremde thut wohl in Italien, stets diejenigen Italiener, die durch Vortheil an ihn gekettet sind, in Zahlungsangelegenheiten um Rath zu fragen. Der Pöbel wagt keinen Einwand mehr, wenn er sieht, daß seine Forderung durch einen Landsmann festgesetzt wird. Ungeachtet Alles bezahlt und nochmals Trinkgeld gegeben war, verfolgten uns unsere Begleiter bis an den Wagen. Mit schneidender Stimme verlangte der Eine aus diesem, der Andere aus jenem Grunde noch ein außerordentliches Trinkgeld, und so belaufen sich die Gesammtkosten der Vesuvreise auf mehr als 50 Thaler! —

Um halb ein Uhr Nachts hielten wir in Neapel vor unserm Hotel.

Heute früh, am 25. Juni, fanden wir bei unserm Eintritt in den Salon eine Menge Darstellungen von Ausbrüchen des Vesuvs in Gouache gemalt, zum Kaufe ausgelegt. Klüglich war dies bis nach unserer Besteigung des Vulkans aufgeschoben worden. Bei diesen Bildern allein gebe ich zu, daß sie von der Natur übertroffen werden. Das prachtvolle Schauspiel der Eruption eines feuerspeienden Berges mahlt

kein Pinsel; keine Farbe erreicht den Glanz des Feuers. Wie beklagenswerth sind wir, daß wir keinen Ausbruch des Vesuvs zu sehen bekommen! —

Auf dem Balkon heraustretend fanden wir, ungeachtet die Sonne schien, Meer und Gestade in der Nähe und Ferne in einen dicken, trüben Dunst gehüllt. Der Himmel hatte eine matte und graublaue Färbung. Die Luft war schwül. Wir kleideten uns wie bisher stets in Italien in unsere Tuchkleider; denn die Hitze war so, wie sie im nördlichen Deutschland sehr oft zu sein pflegt. Da erschien unser Hauswirth, große Schweißtropfen auf der Nase und luftig in Nanking gekleidet. Wir fragten ihn, was der Dunst bedeute? Stöhnend und sich mit dem Tuche fächelnd, als ob er der Hitze unterliege, antwortete er: Heut ist Scirocco, ach, eine erschreckliche Hitze! — Ich erklärte ihm, daß wir es gar nicht heiß fänden, und zeigte auf unsere Tuchbekleidung; er konnte dies nicht begreifen und fuhr fort zu stöhnen. Ich hatte mir unter dem Scirocco einen fühlbar wehenden, glühend heißen und abspannenden Wind gedacht. Wir fühlten aber wenig oder gar keine Bewegung der Luft; es war eher eine schwüle Windstille und die Hitze wirklich ganz erträglich. Auch die Meinung, die sich über den Scirocco verbreitet hat, muß ich sonach für irrthümlich erklären.

Herr Anastasio hatte uns für den heutigen Vormittag Eintrittskarten zum Museum verschafft, und wir eilten es zu besuchen. Man gelangt von der

Straße in die mit Säulen und kolossalen Reiterstatuen gezierten Vorhallen, denen sich rechts und links große Säle anschließen. Schöne breite Treppen führen zu den obern Gemächern. Im Hintergrunde zeigen sich dem Eintretenden weite Höfe, in denen Trümmer von Säulen, Kapitälern, Friesen, Grabmälern und Statuen vertheilt sind.

Das Museum besteht aus sechs Abtheilungen: 1) aus der Sammlung von Statuen, die der königlichen Familie theils durch Erbschaft vom Hause Farnese, theils durch die Ausgrabungen in Herkulanum und Pompeji zugefallen sind; 2) aus der Gemälde-Sammlung; 3) aus der Sammlung der etruskischen Vasen und der zu Herkulanum und Pompeji gefundenen Bronzen, Medaillen, Geräthschaften, Wandgemälde und anderer Gegenstände; 4) aus den Papyrusrollen Herkulanums; 5) aus der Bibliothek, welche 150,000 Bände enthält, und 6) aus einer Sammlung egyptischer Alterthümer.

Unter den Statuen bewunderten wir den kolossalen farnesischen Herkules, nach der Inschrift ein Werk Glikons, des Atheniensers, und die Gruppe des farnesischen Stiers, ein Werk des Apollonius und Andriskus, welches in Lebensgröße darstellt, wie Dirce, zur Strafe wegen der Mißhandlung der Mutter Amphions und des Zethus, von Beiden an die Hörner eines wilden Stiers gebunden wird, der sie nach der Mythe zerschmettert hat. Sowohl der Herkules als die Gruppe des Stiers sind in den Bä-

dern des Caracalla zu Rom gefunden worden. Die berühmte Venus Kallipygos (aux belles fesses) ist ein treffliches Seitenstück zur mediceischen Venus zu Florenz; wiewohl der Marmor eine fast braungelbe Farbe angenommen hat, scheint er doch noch so lebendig, daß man unwillkürlich mit der Hand über die reizenden Wellenlinien der lebensgroßen Statue hinfährt und kaum die Kälte des Steins fühlt. Außerdem verdienen eine schön drapirte Bildsäule des Aristides, die Reiterstatuen der beiden Balbus aus dem Theater zu Herkulanum, und eine Menge von Marmorbüsten römischer Helden und Kaiser, sämmtlich von natürlicher Größe, bemerkt zu werden. Die Büste des Julius Cäsar gleicht auffallend Napoleon. Soll man nicht an eine Seelenwanderung glauben? —

Die Gemäldesammlung enthält wenig Ausgezeichnetes. Dagegen ist die Sammlung der etruskischen Vasen sehenswerth. Diese sind aus Thon gebrannt, von verschiedenartiger, oft schöner Form, in der Regel von rother Farbe mit eingebrannten schwarzen Zeichnungen, oder schwarz mit rothen Zeichnungen. Diese Zeichnungen bestehen meistens nur aus schlechten Conturen menschlicher Gestalten, und sind nicht viel besser, als die jetzigen Malereien auf unserem Töpfergeschirr. Allein mit unbeschreiblichem Gefühl betrachteten wir die aus den verschütteten Städten zu Tage geförderten häuslichen Geräthschaften. In einer Menge von Sälen, wo man die

kostbarsten und schönsten Musivfußböden mehrerer Zimmer aus Herkulanum und Pompeji eingelegt hat, sind sie zum Theil auf musivisch verzierten, antiken Tischen ausgestellt, so daß man mitten unter den Alten zu wandeln glaubt. Zuförderst sieht man Küchengeräthschaften aller Art, tragbare Kochöfen, Gefäße für das warme Wasser, Pastetenformen, Pfannen, namentlich eine merkwürdige Pfanne mit einer Menge zirkelrunder, gewölbter Vertiefungen, offenbar bestimmt, Eier darin zu bereiten, Siebe, Roste, Dreifuße, sämmtlich von Erz und ganz den unsrigen ähnlich. Dann folgt ein Zimmer mit bronzenen Kandelabern, Lampen und Ampeln von der verschiedenartigsten Gestaltung. Auf einem Bronzetischchen erhebt sich ein kleiner Pilaster, woran mehrere Lampen hängen, die mit Stierköpfen geziert sind; auch steht hier ein bronzenes Bäumchen, von dessen Zweigen fünf Lampen herabhängen, deren jede an drei Kettenschnüren befestigt ist. Die Kandelaber haben zuweilen Mannshöhe, auf jedem derselben befindet sich eine Lampe. Eine andere Art der Erleuchtung als durch Lampen kannten die Pompejaner nicht. Auch sieht man hier Laternen, in denen das Lampenlicht durch dünne Talkblättchen schimmerte. Hierauf folgen eine Menge von bronzenen Altären, heiligen Gefäßen, Vasen und Penatenbildern. Einer der Altäre ist zum Zusammenlegen eingerichtet. Drei Sphynxe bilden einen Dreifuß, auf dem der Altarkorb stand. Man erblickt auch eine Sella curu-

lis*) und ein Bisellium**). Endlich tritt man in ein kleines Gemach, in dem Brustharnische und Waffen aufgestellt sind. Allein nur die Gegenstände von Erz sind erhalten; die von Eisen zeigen sich ebenfalls oxydirt und unförmlich. Hier hängt auch eine runde Bronzescheibe mit Klöppel, welche als Glocke (aes sonans) gebraucht wurde.

In Glasschränken werden eine Menge kleinerer Gegenstände, die indessen das höchste Interesse in Anspruch nehmen, aufbewahrt. Es sind Kantharen für die Pferde, Sporen, Schlösser, Schlüssel, chirurgische Instrumente (worunter sogar eine Geburtszange, den jetzt gebräuchlichen sehr ähnlich), Schreibzeuge, Pettschafte und dergleichen. In einem andern Zimmer sieht man Reste von knöchernen und metallenen Kämmen, Metallspiegelchen, Schminktöpfchen mit rother Schminke, Nähnadeln, Fingerhüte! Ein Schrank verschließt alte Theaterbillets, bekanntlich kleine viereckige metallene Tafeln, auf denen der Name des Stücks und des Verfassers und die Nummer der Sitzreihe angegeben ist; ein anderer alte musikalische Instrumente, die indessen sehr zerstört sind und deren Gebrauch sich kaum noch enträthseln läßt. Eins derselben glich fast einer Klarinette. Ueber die Musik der Alten sollen wir nun

---

*) Stuhl für die Consuln, Praetoren und Aediles curules, welche zusammengelegt werden konnten.

**) Ein zweisitziger Stuhl.

einmal im Dunkeln bleiben. — Noch erwähne ich eines Mahlerapparats, mehrerer wohlerhaltener Erd- und Mineralfarben, eines kleinen Steins zum Farbenreiben und einer Palette, woran noch Rosenfarbe haftet, die schon zum Mahlen bereitet war. —

In einem abgesonderten großen Zimmer befinden sich die ausgegrabenen Glassachen. Meistentheils haben dieselben eine mattgrüne oder bläuliche Farbe und sind in der Regel nur halbdurchsichtig. Es sind Flaschen, Vasen, Schalen und Becher von verschiedener Form; die Flaschen haben, wie noch jetzt in Italien, einen langen Hals und runden Bauch.

Allein das merkwürdigste aller Zimmer ist das Kabinet der Lebensmittel und Kostbarkeiten. Zur Linken der Eingangsthür steht ein Schrank mit Glasthüren, der Gegenstände enthält, bei deren Betrachtung man zu träumen glaubt. Hier erblickt man ein rundes, noch nicht angeschnittenes, schwarzgewordenes Brot von ¾ Fuß im Durchmesser, noch mit dem Zeichen des Bäckers versehen; Eier und Eierschalen; ein Gefäß mit Mehl, welches letzteres einem mürben gelblich weißen Steine gleicht; schwarz gewordenen Sauerteig, mit dem Eindruck der Serviette, in die er eingeschlagen war; eine Schüssel mit Lammknochen; — in verschiedenen neuern gläsernen Fläschchen Hirse, Korn, Datteln, Mandeln, Pinienäpfel, Nüsse, getrocknete Feigen, Weinbeeren und Johannisbrot: sämmtlich von schwarzer Farbe;

endlich in antiken gläsernen Amphoren Wein, der zu einer dichten Masse zusammengetrocknet ist, und Oel. Auch liegen hier die Fetzen eines Geldbeutels, welchen, wie der Aufseher uns erzählte, die Gattin *) des Arrius Diomedes mit Geld und Schmucksachen in den Händen gehabt haben soll. Man hält diese Fetzen für Stückchen geschwärzten Feuerschwamms. In einem kleinen Töpfchen zur Linken des Schrankes befindet sich ein Häuflein weißer Asche. Mit tiefster Rührung hörten wir, dies seien die Ueberbleibsel des an der Luft zusammengefallenen Gerippes dieser Frau! —

Auf zwei Tischen liegen die Schmucksachen, die in Herkulanum und Pompeji ausgegraben worden sind: goldene Ringe, Halsketten, Armspangen, zum Theil von recht feiner Arbeit, wenn gleich nicht mit Leistungen der Gegenwart zu vergleichen, Tressen und Goldblättchen. Hier zeigte man uns auch eine Halskette, welche angeblich des Diomedes Frau in den Händen hatte. Ach, diese Halskette besteht noch; ihr Umfang ist größer,

---

*) Als wir in Pompeji waren, sagte uns der dortige Cicerone, wie sich der Leser erinnern wird, man habe das Skelett des Hausherrn mit Geld und Kostbarkeiten in den Händen gefunden. Männliche und weibliche Gerippe sind sehr leicht von einander zu unterscheiden; der Schmuck deutet auf ein Frauenzimmer. Man sieht hier, wie wenig man den Angaben der Ciceroni Glauben beimessen kann. Ich halte die Angabe im Museum für die richtige.

als das Häufchen Staub, welches die Besitzerin vorstellt, die einst mit dem Golde geziert war! An einem der goldenen Ringe bemerkt man das Zeichen der Freundschaft: zwei in einander geschlungene Hände. An Silber sahen wir einige Schüsseln, kleine Dreifüße, ein Paar kurze Löffel, ein Paar Gabeln, Spiegelchen, Ringe und kleine Basreliefs. Insbesondere bewunderten wir ein kleines silbernes Sieb, fast wie unsere Theesiebe gestaltet, dessen Löcher haarfein und in zierlichster Ordnung ausgearbeitet sind. —

Die Wandgemälde werden in abgesonderten Sälen, an der Wand hängend oder eingefugt, aufbewahrt. Mit bestem Willen habe ich auch heute nichts Außerordentliches davon herausfinden können. Ihrer Beschaffenheit ist bereits oben Erwähnung geschehen. Man vergesse nicht, daß die Alten nur vier Hauptfarben kannten. Nur wenig Bilder sind al fresco, die meisten vielmehr in Wasserfarben auf Stuck gemalt. Die Zeichnung ist zuweilen gut, die Perspektive meist nur angedeutet. Interessant sind und bleiben sie, insofern auch sie dazu beitragen, uns mit dem häuslichen und öffentlichen Leben der Alten genauer bekannt zu machen. Man sieht auf dem einförmigen glänzenden Braunroth der Wände oder auf einem Grunde von anderer Farbe Götter, menschliche Figuren, besonders geschichtliche Darstellungen, Thiere, Früchte, Geräthschaften und musikalische Instrumente. Auch Landschaften und Gärten mit Voglièren und Springbrunnen sahen wir;

sie waren aber höchst elend, wahrhaft chinesisch gemahlt. Auf einigen kleinen, noch schlechteren Bildern ist der von den Römern adoptirte ägyptische Religionskultus dargestellt: hierher sollten Forscher ihre Blicke vorzugsweise richten, wer weiß, welche anderweite Verständnisse dies herbeiführen könnte!

In dem Saal der Wandgemälde zeigte man uns in einem verschlossenen Kästchen auch noch ein Stück verhärteter Asche mit dem Abdruck einer weiblichen Brust, so wie einen wohlerhaltenen Menschenschädel.

Hierauf besahen wir die Papyrusrollen und hatten Gelegenheit, die sinnreiche Art ihrer Abwickelung zu bewundern. Eine solche Rolle ist etwa einen Fuß lang, zwei bis drei Zoll dick, selten rund, sondern breit und eckig zusammengedrückt, und sieht ganz schwarz und verkohlt aus. Nur undeutlich schimmern auf dem Schwarz des Papyrus die noch schwärzern Schriftzüge. An den Wänden umher hängen einzelne schon aufgerollte Blätter in Rahmen; die noch nicht aufgerollten Manuscripte füllen einen großen Schrank an. Es beschäftigten sich mehrere Personen mit dem Abwickeln. Das Manuscript wird auf dünne Goldschlägerhäutchen, die mit Gummi bestrichen sind, mit Hilfe von Seidenfäden vorsichtig abgerollt. Der Papyrus bleibt an den klebrigen Blättern sitzen, die so dünn sind, daß jeder Buchstabe durchschimmert. Freilich zerreißt das morsche

Manuscript an einzelnen Stellen und es entstehen manche Lücken.

Die Bibliothek ließen wir unbesichtigt und schlossen mit dem ägyptischen Kabinet. Hier finden sich in großer Menge ägyptische Alterthümer, unter andern, außer mehrern Mumien in Särgen, vier vollkommen abgewickelte und vorzüglich gut erhaltene Mumien in langen gläsernen Kasten. Für diejenigen, die noch nie eine Mumie gesehen haben, erwähne ich, daß sie von schwarzer Farbe — (tausendjähriges Alter färbt, wie ich nun vielfach Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, schwarz —) und mit einem glänzenden Firniß überzogen sind. Wiewohl zusammengeschrumpft, ist doch noch viel Fleisch daran; alle Wellenlinien des menschlichen Körpers treten noch sichtbar hervor; doch haben die Lenden etwa nur die Dicke eines kräftigen Oberarms, die Arme dagegen sind skelettartig zusammengetrocknet. Die Augen und Nasen sind eingesunken; der Mund ist geöffnet und zeigt im schwarzen Gaumen noch einzelne schneeweiße Zähne. Eine weibliche Mumie hatte schönes, langes, wohlerhaltenes, hellbraunes Haar. Wer denkt sich so das Haar einer Afrikanerin? Die gewölbt hervortretende Brust zeigte beim Anfassen noch Elasticität, und dennoch sind Jahrtausende vergangen, seit sie aufgehört hat zu schlagen! —

Wir verließen das Museum sehr befriedigt und mit dem festen Entschluß, es öfter zu besuchen. —

Wiewohl wir uns nun fast acht Tage in Neapel befinden, und stets gehört haben, daß Makaroni das Lieblingsgericht der Neapolitaner seien, so hat man uns dasselbe doch noch nicht vorgesetzt, und wir waren dadurch veranlaßt worden, es uns zu heut Mittag ausdrücklich zu bestellen. Allein, wer Makaroni essen will, muß dies nicht in Italien thun. Wir erhielten, wie in Capua, lange, schlangenartig gewundene, grauweiß aussehende, steinharte, sandige, abscheulich schmeckende Röhren von Staub und Maismehl, eine gute Speise für Bootsknechte. Beim Dessert überraschte man uns aber mit den köstlichsten Pflaumen.

Nach Tische lockte uns eine wunderliche Musik, die von der Chiaja emporscholl, auf den Balkon. Es waren acht Knaben von 14 bis 16 Jahren, blos mit Hemden, Jacken und kurzen Hosen bekleidet aus der Hefe des Volks, die abenteuerlich mit rothen, runden, czakotähnlichen Mützen ohne Schirm, auf denen sie Hahnenfedern angebracht, tanzend heranzogen. Kaum hatten sie uns wahrgenommen, als sie Halt machten, und vier von ihnen zur Musik der Andern einen ächt nationellen und charakteristischen Tanz aufführten. Die Instrumente der vier Musiker bestanden aus einer Rohrpfeife, aus Kastagnetten, aus zweien länglichen Stücken Holz, die klappend zusammen bewegt wurden, und aus einer Art kleiner Trommel, deren Beschaffenheit ich zu beschreiben nicht im Stande bin. Der Spielende hielt sie

unter dem linken Arme, stieß einen Stab, den er in der Rechten hielt, in das nachgebende Fell hinein und zog ihn wieder heraus, beides in ununterbrochener taktmäßiger Bewegung, wodurch der dumpfe Ton eines Tambourins hervorgebracht wurde, welches mit dem feuchten Daumen gestrichen wird. Es läßt sich denken, daß diese Musik höchst eigenthümlich klang, zumal die Rohrpfeife recht gut geblasen wurde. Man spielte die Melodie der Tarantella. Die Tänzer führten zuvörderst mit raschen Bewegungen einen kriegerischen Tanz aus, wobei sie hüpfend ihre nackten Beine nach dem Takte stets hinter einander vor sich auswarfen und die Arme bogenförmig emporhoben und sinken ließen. Dann gingen sie in eine Pantomine über. Es schien, als sollte Einer von ihnen einen Verwundeten vorstellen. Seine Geberden waren besonders ausdrucksvoll; Schmerz und Trauer lag in seinen Gesichtszügen. Endlich sank er wie sterbend zur Erde nieder und blieb einige Sekunden regungslos liegen. Die Musik tönte dazu leiser und langsamer. Während er an der Erde lag, drückten die übrigen Tänzer mit den lebhaftesten Geberden Schmerz über den Tod ihres Kameraden aus. Plötzlich aber sprang der vermeintliche Todte empor, der rasche kriegerische Tanz begann von Neuem und die Musik erklang wieder lustig und frisch. Hiermit endigte die Vorstellung. Die acht Mützen wurden nun demüthig nach unserm Balkon emporgehalten, und es regnete von demselben Carlini herab.

Wir fragten C'estàdire, ob dieser Tanz die Tarantella gewesen sei. Er verneinte es aber und bemerkte, daß man nur die Pas derselben gemacht habe. Wir fragten ferner, ob er uns denn nicht die Tarantella aufführen lassen könne, und er versprach, zu morgen Nachmittag dafür Sorge tragen zu wollen. Lebhaft erinnerte uns dies Versprechen an das des venetianischen Cicerone Bulgaris, uns Sänger zu miethen! die italienischen Reisebeschreiber wollen überall und an allen Ecken und Enden in Italien nationelle Eigenthümlichkeiten und Gebräuche unter dem Volke wahrgenommen haben; wir können nur die Begräbnisse, das Amorraspiel und den so eben beschriebenen Tanz der Knaben als solche Erscheinungen anführen; sonst sahen wir, ohne vorgängige Bestellung und Bezahlung, nichts der Art!

Abends fuhren wir abermals auf der neuen Straße des Pausilipp spazieren. Die ganze Gegend war in einen dicken gelbgrauen Qualm gehüllt, so daß wir Neapel von der Spiaggia mergellina aus kaum erkennen konnten. Es kann bei uns an einem trüben, nebeligen Wintertage nicht ärger aussehen, als hier unter dem angeblich ewig klaren, hesperischen Himmel im Anfang des Sommers! Der Vesuv lag, wie während der übrigen Tage unserer Anwesenheit, ruhig, schweigend und rauchlos unter den Nebelwolken. Die Färbung des Nebels hatte etwas Schauerliches, und wir meinten, es

müsse ein Erdbeben oder ein Ausbruch des Vulkans erfolgen. C'estàdire sagte uns aber, daß an Beides für jetzt nicht zu denken sei. Befremdet fragte ich ihn, ob denn diese grausige Atmosphäre der gerühmte reine Aether Italiens sei? Statt aller Antwort zuckte er blos wieder mit den Achseln.

Dreißigstes Kapitel.

Abermaliger Besuch des Museums. Das Kabinet der Priape. Antike Darstellungen viehischer Wollust und klassische Gemeinheit. Die Tarantella. C'estàdire tanzt den Shawltanz. Die Karthause St. Martino. Regenwetter und Kälte zu Neapel im Anfang des Sommers. Spazierfahrt im Golf. Der Fischzug. Heimkehr oder Weiterreise, das ist die Frage. Die Reisenden wollen Capri, Ischia und Pästum nicht besuchen; die Rückkehr wird einstimmig beschlossen. Neapel in Deutschland, eine Falle für Enthusiasten. Neapel in der Stummen von Portici und in der Wirklichkeit! Bittere Enttäuschung.

Neapel, am 26. Juni.

Am heutigen Vormittag besuchten wir zum zweiten Male das Museum, wo man uns Männern nun auch noch das den Damen verschlossene Kabinet der Priape zeigte. Ihr schönen Träume über das klassische Alterthum, wohin seid ihr entschwunden? — Hätte ich Italien doch nie gesehen! — Kein Bordell der Gegenwart dürfte so scheußliche Gemeinheit

verhüllen, als die klassischen Pompejaner durch Pinsel und Meißel darzustellen bemüht gewesen sind. Da sieht man Faun und Ziege aus Marmor gebildet in süßer Umarmung, zahllose Priape von allen Größen und Formen in Erz, einen riesigen Phallus mit der Inschrift: hic habitat felicitas. Ihr rümpft die Nase, ihr Archäologen, über den Unwissenden und Flachen, der nicht die tiefere Bedeutung zu erforschen vermag? Ich habe mich schon oben darüber ausgelassen, daß ich nicht anerkennen kann, daß Religionskultus und Sitte des Zeitalters Profanirungen entschuldige. Ich weiß sehr wohl, daß dieser Phallus in dem Hause eines Bäckers gefunden worden und daß felicitas von den Alterthumsklaubern, denen es schmerzlich ist, ihre gepriesenen Alten entwürdigt zu sehen, durch Fruchtbarkeit übersetzt wird, indessen mögen sie es mir nicht ungütig nehmen, wenn ich die Sache nehme, wie sie liegt, und wenn ich nur die Aeußerung einer gemeinen wollüstigen Seele, und in allen priapischen Darstellungen das Symbol einer entwürdigten Zeit finde. Wie reizend müssen sich die römischen Damen mit dem Phallus um den Hals ausgenommen haben! An den Wänden des Kabinets hängen elend gekleckste Darstellungen viehischer Wollust. Dagegen hat eine Marmorgruppe, der Faun und der Knabe, großen künstlerischen Werth, wiewohl man beklagen muß, daß ein Künstler seine Phantasie mit solcher Darstellung beflecken konnte. Die Gruppe, wenn ich mei-

nem Gedächtniß trauen darf, war etwas über 3 Fuß hoch, stellte einen wollüstigen Faun vor, der einen schuldlosen nackten Knaben in dem Spiel der Rohrflöte unterrichtet. Das Antlitz des Knaben ist von unbeschreiblicher Schönheit; er hat keine Ahnung von dem wüsten Begehren seines Lehrers und schmiegt sich, ohne ihn anzusehen, traulich an ihn, blos mit der Rohrflöte beschäftigt; im Gesicht des Fauns liegt viehische Gemeinheit, mit lüsternem Lächeln betrachtet er den Knaben, einer seiner zottigen Schenkel verbirgt dem Kinde, daß seine Gedanken sich schon körperlich offenbart haben. —

Nach Tische erschien C'estàdire mit den zur Aufführung der Tarantella geworbenen Leuten. Es war ein junger Fischer mit seiner Schwester und einer Feinwäscherin. C'estàdire erklärte, daß er den vierten Mann abgeben werde. Die beiden Tänzerinnen waren ebenfalls jung und vermuthlich neapolitanische Schönheiten; allein blaß und ohne die mindeste Anmuth. Die Wäscherin, dem Bürgerstande angehörig, trug sich wie eine deutsche Kammerjungfer; die kurze, dicke Fischerin glich in ihrem Kleide von bedruckter Leinwand, mit Schürze und kleinem Umschlagtuch, mit einem weißen, auf den Hinterkopf gedrückten, kleinen, steifleinenen Mützchen und schlechten Pantoffeln durchaus einer deutschen Bauerdirne; ihr Bruder, der blos mit einem Hemd, mit kurzen leinenen Hosen und der bekannten rothwollenen, seitwärts herabhängenden Fischermütze beklei-

det war, und braune nackte Waden und Füße zur Schau trug, einem deutschen Bauerknecht. Nichts vom Nationalkostüme! C'estàdire zog seinen Frack aus und stellte sich mit dem jungen Fischer seiner Tänzerin gegenüber. Die Tänzer nahmen Kastagnetten in die Hand, und die Fischerin begann einen nur aus wenigen Takten bestehenden einförmigen Gesang, zu dem sie das Tambourin schlug und mit dem Daumen strich. Man hörte an den schreienden unharmonischen heiseren Kehltönen, daß die Sängerin der Hefe des Volks angehörte. Dazu stampfte der Fischer mit seinen nackten Beinen den glänzenden Estrich in der Art, daß er schnell hinter einander und taktmäßig einen Fuß nach dem andern mit der Ferse aufsetzte und ihn dann nach vorn auswerfend von dem Estrich abglitschen ließ, während er die Arme im Bogen vor sich hinstreckte und die Kastagnetten klappern ließ. C'estàdire dagegen und die Wäscherin verstanden sich zu demselben Pas anmuthig zu bewegen; insbesondere wand sich unser vortrefflicher Cicerone wie ein geschmeidiger Aal; ja er faßte endlich ein Schnupftuch an den beiden äußersten Zipfeln und tanzte damit so zierlich, als führe er öffentlich einen Shawltanz im St. Karlotheater auf. Die arme Wäscherin wurde endlich vor Erschöpfung ohnmächtig. Wirklich kann es keinen Tanz geben, der das Blut mehr in Wallung bringt, als die Tarantella. Wir versuchten nachher nur ein Paar Mal die Füße so hinter einander auszuwerfen, wie

wir es jetzt gesehen, und fühlten uns sogleich völlig erschöpft.

Wir fuhren darauf nach der ehemaligen Karthause S. Martino, welche am Fuße des Kastells St. Ermo auf einem Berge liegt. Die Kirche ist klein, aber reich an Kostbarkeiten; denn sie strahlt von glänzendem Marmor, Halbedelsteinen und vergoldetem Stuck. Das Klostergebäude wird gegenwärtig von den Invaliden bewohnt. Die Aussicht von diesem Gebäude ist schön. Auf der Seite nach dem Meere erblickt man den Golf und unter sich den nach der Chiaja gelegenen Theil der Stadt; auf der Landseite von einem kleinen Balkon herab tief unter sich den Mittelpunkt von Neapel, so daß man fast alle Straßen und Hauptplätze übersehen kann und die Straßen wie Striche die Häusermassen durchschneiden. Zur Rechten wird hier das Bild durch den Vesuv, durch das Ufer von Resina und durch den Hafen der Stadt mit seinem Mastenwalde begrenzt. Gegenüber erheben sich die Anhöhen, welche Neapel auf der Landseite umgeben und sich von der Hügelreihe des Pausilipp bis zum Vesuv erstrecken. Fast auf gleicher Höhe mit dem Beschauer zeigt sich jenseits der Stadt das königl. Lustschloß Capo di monte. Man überblickt außerdem einen großen Theil der Campagna felice. In weiter Entfernung erheben sich die Apenninen, welche den Vesuv von einer Seite umgeben. Schwachbelaubte Rüstern, Wein und Pinien bilden das Grün, womit die Gegend

dürftig geschmückt ist. Aus der Stadt herauf tönt das Geschrei der Menschen und das Rollen der Wagen.

Als wir auf dem Balkon standen, fing es an zu regnen. Also nicht bloß trübe Atmosphäre, sondern auch Regen giebt es zur jetzigen Zeit in Neapel. Selbst hier im tieferen Süden scheint mithin die Witterung ebenfalls dem Wechsel unterworfen zu sein. Ich werde auch ferner, so lange wir uns in Italien befinden, genau anführen, wenn wir Regenwetter haben, damit sich unzweifelhaft feststellen lasse, inwiefern die angebliche Beständigkeit der Witterung in diesem Lande gegründet sei. —

Nach der Stadt zurückgekommen beschlossen wir, als der Regen aufgehört hatte, eine Fahrt im Golf zu machen. Es war so kalt, daß wir uns die Mäntel holen lassen mußten. — Während wir in der Nähe des Ufers bereits in der Barke hielten und darauf warteten, hatten wir das Vergnügen, einem Fischzuge beizuwohnen. Welch eine Beweglichkeit, welch ein unter einander Schreien der fast nackten Fischer mit ihren rothen Mützen! Kaum bemerkten sie uns, als sie zu betteln anfingen, und da wir ihnen Geld zeigten, sprangen sie aus ihren Barken in See und wadeten oder schwammen bis zu uns heran. Wir fuhren dann eine kleine Strecke in den Golf hinein, und überzeugten uns, daß die Aussicht von der neuen Straße am erhöhten Ufer des Pausilipp viel umfassender und schöner ist, als vom

Wasser. Der Mond war aufgegangen, und empfindliche Kühlung bewog uns, an der Spiaggia di Chiaja anzulegen, von wo wir nach Hause zurückkehrten.

Hier fand eine gemeinschaftliche Berathung statt. Wir kennen nun Neapel zur Genüge, und es fragt sich also, ob wir noch, wie es ursprünglich unsere Absicht war, nach Sicilien reisen, oder den Rückweg ins Vaterland antreten sollen. Allein, was wir von Italien gesehen, und die Versicherung unterrichteter Personen, daß Sicilien ein noch viel abscheulicheres Land als Italien sei, daß es dort keine Landstraßen, keine Posten, keine Gasthöfe, aber des Ungeziefers und Schmutzes noch mehr als hier gebe, daß man dort ebenfalls keine Wälder und Wiesen, sondern nur nackten, vulkanischen Boden und spärliche Bäume, wenn gleich ein Paar Palmen mehr, als auf der Halbinsel, auch Aloen und Kaktus finde, daß selbst dort nur an ein Paar Stellen Pflanzungen von Orangenbäumen befindlich seien, die man, da sie sich etliche Miglien weit erstreckten, Orangenhaine nennen könne, in denen indessen die Schweine auf die Mast getrieben würden: — Alles dies und der Wunsch, die nahe bevorstehende Erleuchtung der Petrikirche in Rom zu sehen, erzeugte in uns den Entschluß, ungesäumt die Rückreise aus den hesperischen Gefilden anzutreten. Selbst der Vorschlag, wenigstens Capri und Ischia noch zu besuchen, wurde durch Stimmenmehrheit verworfen. Das Bild

der Azurgrotte von Capri, welches uns heut früh verkauft worden ist, könnte zwar den Wunsch erregen, die Fahrt dahin zu machen; allein ein deutscher Landsmann sagt uns, daß es freche Lüge und die Grotte eine gewöhnliche Stalaktiten-Grotte sei. Wir haben aber die größte Grotte dieser Art, die Adelsberger, gesehen. Ischia endlich würde uns ein Paar elende Fischerdörfer und vielleicht ein Paar Kaktus- und Aloepflanzen oder drittehalb Palmen zeigen, wie wir sie schon bei Terracina gesehen haben. Und so wollen wir lieber die 100 Piaster, welche die Fahrt nach Capri und Ischia bestimmt noch kosten würde, sparen. Es genügt uns, die schönen Formen beider Inseln seit 8 Tagen vor unsern Augen gehabt zu haben. Auf diese Weise bleibt uns doch noch ein kleiner Theil der Illusion. Ich brachte endlich noch eine Ausflucht nach Pästum zur Sprache, allein man wandte ein, dort sei nichts zu sehen, als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters und eines Portikus. Wir kennen diese Ruinen aus hiesigen Bildern sehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargestellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen schon gesehen haben; so muß ich zugeben, daß es Thorheit sein würde, an den Anblick dieser Steinklumpen noch einen Kreuzer zu setzen.

O Glück! o Wonne, so werden wir denn morgen den Rückweg aus diesem trübseligen Lande antreten! —

Hätte mir in der Heimath Jemand gesagt, daß ich mit diesem Ausrufe einst Neapel verlassen würde, ich würde eine Beleidigung darin gefunden haben. Allein dies ist die Folge von Uebertreibungen. Veda Napoli e poi mori! (Sieh Neapel und dann stirb!) sagt das Sprichwort in Italien. Muß man nach diesen Worten nicht ein irdisches Paradies erwarten? Ich hatte mir mit glühender Phantasie ein solches Paradies ausgemahlt; wie weit blieb die Wirklichkeit hinter meinen Träumen! — Dennoch kann ich mir jenes Sprichwort erklären. In der weiten Wüste Italiens ist allerdings Neapel eine schöne Oase, und der Italiener muß sich daher in derselben wohl fühlen; in andern Ländern würde man die Gegend von Neapel zwar sehr hübsch finden, aber eine Menge anderer Gegenden ihr an die Seite setzen oder ihr gar vorziehen können. Ich höre tausend Stimmen, die mir zurufen: Wo findet man, du unempfindlicher Klotz, ein solches Ensemble? Wo giebt es, nimmt man Sicilien aus, in Europa noch eine Gegend, die gleichzeitig den Anblick einer großen Hauptstadt, einer fruchtbaren Landschaft, eines südlichen Meeres und eines feuerspeienden Berges gewährt? — Mit Gunst, Ihr Enthusiasten, Ihr beweiset, daß Ihr befangen seid. Der feuerspeiende Berg ist zu dem Begriff einer schönen Landschaft durchaus unwesentlich; stellt Euch vor, der Vesuv wäre ein ganz gewöhnlicher Berg, der Golf, den man bei Neapel erblickt, ein großer Binnensee;

Neapel überhaupt läge, ganz wie es ist, im Mittelpunkt von Deutschland; würdet Ihr noch so außer Euch gerathen? Also Ihr urtheilt befangen, indem Ihr Euch sagt: Das dort ist der Vesuv, dies Wasser gehört zu einem südlichen Meere. Abstrahirt von diesen zufälligen Nebenumständen, und dahin ist der Zauber, der Neapel umgiebt. — Es läßt sich nicht verkennen, daß in neuester Zeit insbesondere auch Aubers Stumme von Portici über Neapel eine süße Täuschung verbreitet hat. Auber stellt Hesperien, oder das Land der Phantasie, d. h. das Land, welches nur in der Phantasie schön ist, unbeschreiblich reizend durch Töne dar; bei der Aufführung wirkt Kostüm, Mahlerei und Beleuchtung magisch auf die Sinne, und die Sehnsucht nach Italien wird unwiderstehlich. Nun bin ich hier; ach, Alles ist so nüchtern und gewöhnlich; statt der Kostüme sehen wir Lumpen; statt der duftigen Farben Koth und Ungeziefer; statt jener idealen Gesänge hören wir nur heiseres, wüstes Geschrei und Gebrüll; statt jener reizenden Mädchen der Bühne sehen wir schlumpige Weibsbilder! Und so fühle ich, daß ich Aubers liebliche Musik nie wieder ohne innigen Schmerz werde anhören können, daß künftig Dichterwerke, in denen Italien prunkt, mir keine süße Täuschung mehr bereiten, sondern mich nur mit Unwillen erfüllen werden. Ja Italien, Du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört! —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Letzter Besuch des Museums. Vorbereitungen zur Abreise. Zudringlichkeit des Cameriere und des Herrn Anastasio. Neapolitanische Wirthsrechnung. Die Facchini. Der betrübte C'estàdire. Adieu, Neapel! Paßtortur auf dem Wege nach Mola. Albergo antico di Cicerone, zu Mola. Anblick der Gegend von Mola bei Mondscheinbeleuchtung. Entzücken, temperirt durch die Saugerüssel der Flöhe.

Neapel, am 27. Juni.

Heute früh besuchten wir zum dritten und letzten Male das Museum. Den übrigen Theil des Vormittags nahmen die Vorbereitungen zur Abreise hin, die nach Tische erfolgen soll. C'estàdire gleicht einem gehetzten Thiere, so viel hat der arme Teufel der Pässe wegen zu laufen. — —

Vor ein Paar Tagen quälte uns der Cameriere, einen seiner Freunde frei bis Rom mitzunehmen. Seit gestern hat auch unser Herr Wirth seine Ueberredungskunst angewandt, um einem seiner guten Be-

kannten bis dahin einen Platz in unserem Wagen zu verschaffen. Wir entgegnen aber, daß wir dann unfehlbar 6 und 8 Postpferde nehmen müßten, und lassen uns auf seine Versicherung, daß wir dieß nicht zu befürchten hätten, nicht ein. Der Gebrannte fürchtet das Feuer.

Herr Anastasio schickt die Rechnung. Sie beläuft sich blos auf die kleine Summe von 168 Piastern, wofür wir während eines Zeitraums von 9 Tagen Wohnung, Licht, Frühstück und Mittagbrot (Abends speisen wir nicht) erhalten haben. Für die uns besorgten Theaterbillets ist der doppelte Betrag angesetzt. Auch finden wir am Tage unserer Ankunft zwei Carlini für eine Portion Thee notirt. Als wir in Neapel angekommen waren, hatte nämlich Einer von uns ein augenblickliches Uebelbefinden gefühlt, und der Aufwärterin aus unserer Reiseapotheke etwas Kamillenthee gegeben, um heißes Wasser aufzugießen; dies war geschehen, und Herr Anastasio hatte nun nicht gesäumt, sogleich eine Portion Thee in sein Buch zu schreiben.

Vier Pferde Extrapost sind vorgelegt. Zwei Postillone erwarten uns. Die Facchini, welche die Sachen hinabgeschleppt haben, fordern Jeder seinen Piaster. C'estàdire scheint betrübt; als Merkwürdigkeit erwähne ich, daß er sich für das erhaltene Trinkgeld und für die ihm geschenkten 5 Piaster herzlich bedankt hat. — Adieu, Neapel! — —

Mola di Gaeta, den 27. Juni.

Abends um 9 Uhr sind wir hier eingetroffen. Schon in Kapua mußten unsere Pässe, wiewohl wir erst vor ein Paar Stunden die Haupt-Stadt verlassen hatten, wieder visirt werden, oder richtiger, mußten wir den Zoll für dieselben entrichten. Außerdem wurden uns abermals 2 Piaster für die Erlaubniß, die Stadt passiren zu dürfen, abgenommen. Hier in Mola hat man uns die Pässe zum zweiten Male abgefordert.

Wir sind heute nicht in der Villa Caposele, sondern in dem Albergo antico di Cicerone abgestiegen. Dieser Gasthof liegt einige Häuser weiter am äußersten Ende der nach Terracina führenden Straße und erfreut sich derselben Aussicht. Ich ziehe die Gegend von Mola der von Neapel bei Weitem vor. Von einer Terrasse schauen wir über die Orangenbäume des Gartens nach dem Meere hinab, welches vom Monde beleuchtet, mit silbernem Wellengekräusel die Küste netzt. Links verschwindet dieselbe im Dunkel der Nacht, zur Rechten ziehen sich ihre grauen Umrisse bis an den gespenstisch aus dem Meere ragenden Hügel, an dessen Fuße die Lichter von Gaeta schimmern, und auf dessen äußerster Spitze im Meere die rothe Flamme des Leuchtthurms grell mit dem Glanz der Wellen kontrastirt. Der Himmel ist völlig klar; tiefes Schweigen herrscht in der Natur. Vorn sehen wir von einem Balkon herab zur Linken die Landstraße nach Terracina, und uns gegenüber, in unbe-

schreiblich schöner Beleuchtung, die nahen Gipfel des wellenförmig den Horizont begrenzenden und der Breite nach vor uns ausgedehnten Gebirges, welches unmittelbar ins Meer hinabsteigt. Der Mond steht hier nämlich hinter uns und wirft, durch das Haus unsern Augen entzogen, sein Licht auf die ganze Ausdehnung des hohen Gebirges, welches nur einen schmalen Streifen des nächtlichen Himmels erblicken läßt und in schauerlicher Majestät die grauschwarzen Riesenglieder zum Schlummer niedergelegt zu haben scheint. Auf dieser Seite herrscht die Gewalt der Dunkelheit, auf der Seite nach dem Meere aber, wo der Mond entgegen lächelt, strahlt der Golf weithin von zitterndem Glanze, und ist es so hell, daß man lesen kann.

Entzückend schön ist dieser Abend! Allein ich bin weit entfernt anzunehmen, daß nur Italien solche Entzückungen bereiten könne. Gewiß würde man in einer klaren Mondscheinnacht in deutschen oder andern Gebirgsländern am Ufer eines schönen Sees gleiche Wonne empfinden. Dabei würde aber das materielle Gefühl nicht so gequält werden als hier in Mola di Gaeta, wo, indem ich dies schreibe, das Ungeziefer mich so sehr peinigt, daß ich die Feder nicht schnell genug fortwerfen kann, um — — —. Welch eine traurige Nacht steht uns wieder bevor! —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Jammernacht in Mola di Gaeta. Die durch Hunger und Schlaflosigkeit erschöpften Reisenden passiren bei drückender Sonnenhitze die pontinischen Sümpfe. Paßtortur. Millionen Cikaden auf dem Wege von Mola nach Terracina. Eidechsen in Italien. Die Schlange. Die päpstlichen Douaniers zu Terracina ziehen mit langer Nase ab. Der Gasthof am Meere. Das fürstliche Pranzo. Der Koch zu Terracina. Regen in der Entfernung. Die Sümpfe. Verdächtiges Gesindel. Politik der Reisenden. Wie die Pferde in Italien abgehalten werden. Das Posthaus zu Velletri. Der Garten daselbst. Subito, subito! Die Abendmahlzeit. Die Reisenden gehen hungrig zu Bette.

Mola di Gaeta, am 28. Juni, Morgens.

Kein Schlaf ist in unsre Augen gekommen. Ich schwanke vor Müdigkeit, der Kopf schlägt mir. Meine Reisegefährten haben mehr oder weniger gleich mir gelitten. Der Morgen ist schön, der Himmel unbewölkt, kein Lüftchen rührt sich, die Sonne beleuchtet das saftige Grün der Citronenbäume zu un=

sern Füßen, die dunkelblaue Fluth, das nahliegende Gaeta, die ferne Küste Neapels, die Inseln Ischia und Procida und den Vesuv: zum letzten Male sollen wir dies freundliche Bild erblicken. Allein uns fehlt, wie an jenem Morgen, den wir auf der Hinreise nach Neapel hier zubrachten, die Kraft, uns der Natur zu erfreuen. Nicht einmal körperliche Stärkung dürfen wir erwarten. Dort steht das Frühstück aufgetragen: Kaffee, saure Maisklöße und Eier. Ich werde eine Tasse Kaffee trinken und ein Paar Eier verzehren. Damit muß ich ausreichen die weite Strecke bis Terracina. — Was will dort der Cameriere? Aha, 6 Carlini für die Pässe! — Und das Gesindel dort? — Trinkgelder über Trinkgelder! —

Velletri, den 28. Juni, Abends.

In dem Zustande völliger Erschöpfung haben wir nicht nur die pontinischen Sümpfe passiren, sondern auch noch brennende Hitze erleiden müssen. Heut war die Hitze, wie bei Wien. Schon am Morgen peinigte sie uns; wir hatten indessen den Vortheil außerordentlich schnell zu fahren. Wir eilten an Cicero's Grabmal vorbei, und erreichten sehr bald die Schmutzwinkel Itri und Fondi. In Fondi mußte für die Pässe bezahlt werden; gleich darauf an der neapolitanischen Grenze abermals; denn überall gilt man in Italien für einen Schurken, den

man einstecken, oder für einen guten Mann, dessen voller Geldbeutel gerupft werden muß. Gegen 12 Uhr Mittags kamen wir nach Terracina. Auf dem ganzen Wege von Mola dahin tönte unablässig das Schwirren von Millionen Cikaden in unsre Ohren, die auf den Oelbäumen umhersaßen, und sich der schwebenden Hitze zu erfreuen schienen. Wenn alte Schriftsteller dies Schwirren einen anmuthigen Gesang nennen, so mögen sie es verantworten; was wir hörten, klang wie das Schwirren heimathlicher Heuschrecken. Ein Paar dieser Cikaden verirrten sich in unsern Wagen, wo wir uns überzeugten, daß sie eine von unsern Heuschrecken sehr verschiedene Bildung haben, und eher einer zwei Zoll langen, graugrünen, gewaltigen Fliege mit kolbigem Kopfe, als einer Heuschrecke gleichen.

Noch einer Eigenthümlichkeit Italiens muß ich erwähnen. Das ganze Land wimmelt nämlich von kleinen, grünen Eidechsen. So oft wir uns auf der Landstraße befinden, durchkreuzen sie mit großer Schnelligkeit den Weg, oder sie sonnen sich, oder kriechen an den Brückenmauern in die Höhe. Auf der Hinreise nach Neapel trafen wir zwischen Fondi und Terracina auch auf eine armsdicke Schlange, die zusammengewunden in der Sonne am Wege lag, und sich durch unser Vorüberfahren nicht stören ließ.

In Terracina haben wir heute der päpstlichen Douane einen übeln Streich gespielt. Man kann nämlich in Rom bei der Behörde einen Freischein

(lasciate passare) auswirken, welcher der Grenz-douane zugesandt wird und diese verpflichtet, den Reisenden ungehindert passiren zu lassen. Unser Wirth in Rom hatte einen solchen Freischein für uns besorgen müssen. Als wir in Terracina angekommen waren, stürzten die Douaniers mit gewohnter Gier auf uns zu. Man merkte ihnen die Freude an über die Trinkgelder, die sie uns abzunehmen gedachten. Die Erklärung, daß wir einen lasciate passare hätten, wirkte wie ein niederschlagendes Pulver auf sie. Der abermaligen Paßtortur entgingen wir indessen nicht.

Wir sahen uns genöthigt, wieder in den großen Gasthof am Meere einzukehren, der uns durch seine Flöhe noch in so angenehmer Erinnerung war. Er ist vermuthlich der einzige in Terracina. Die Küche, an der wir vorüber gingen, war verödet, und wir sahen voraus, daß wir arme, überhungerte Reisende noch lange würden warten müssen. Nach anderthalb Stunden erhielten wir indessen ein fürstliches Pranzo, aus Sudeleien aller Art bestehend, von denen sich nur ein Eierkuchen herunterwürgen ließ; das Dessert bestand aus unreifen Aprikosen, kleinen unreifen Pflaumen und völlig in Fäulniß übergegangenen Feigen. Der Wein war nicht zu trinken. Niemand wird zweifeln, daß das Couvert einen Piaster kostete. Abermals setzten wir uns hungrig in den Wagen. An der Hausthür erwartete uns ein ekelhafter, von Schmutz klebender Kerl, in leinener

Kleidung, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe. Die heiße Mittagssonne schien ihm Schweiß und Fett aus den Poren des aufgedunsenen Gesichts gebraten zu haben, welches überdies mit einem langen, schwarzen Stoppelbart geziert war. Indem er sich gegen uns verneigte, die schmutzige Mütze abnahm, und die Hand zum buona man' ausstreckte, bemerkten wir lange, schwarze Nägel an seinen Fingern. „Ich bin der Koch, Eccellenzen," sagte er zu uns, „Sie sind doch zufrieden; ich bitte um ein Trinkgeld!" Es fehlte nicht viel, daß der Anblick dieses Kerls die Paar Bissen, welche wir genossen, wieder ans Tageslicht gefördert hätte.

So traten wir die Rückreise durch die Sümpfe an. Nicht weit von Terracina sahen wir auf dem Gebirge zur Rechten dunkle Wolken sich zusammenballen, und bald hüllten sich die Berge in strömenden Regen, während wir unter blauem Himmel im Trocknen fuhren. Auch dies Mal erhielten wir in den Sümpfen nur 2 Pferde, während wir 3 bezahlen mußten. Fast überall fanden wir die Postillone wieder, die uns auf der Hinreise nach Neapel gefahren hatten; unsre Trinkgelder waren noch in guter Erinnerung. Die Sümpfe, welche uns damals so verödet vorgekommen waren, zeigten sich heute sehr belebt. An vielen Stellen der Landstraße trafen wir hier heute auf verdächtiges Gesindel; auch begegneten uns mehrere zweirädrige Heuwagen mit Ochsen bespannt. Zwischen Mesa und Bocca di Fiume lag

eine Bande von 20 bis 30 Kerlen unter den Ulmen am Wege, und betrachtete uns mit glühenden Blikken. Jedes Mal, wenn ein Postillon aus der Entfernung Leute bemerkte, nahete er ihnen anfangs im Trabe und jagte dann plötzlich im Galopp an ihnen vorüber. Zuweilen schien es mir auch, als hätte er ihnen ein flüchtiges Wort zugerufen. Vor den Posthäusern drängten sich einzelne Kerle an uns und baten um Tabak, den wir ihnen bereitwillig gaben; auch wurden die Trinkgelder an die Postillone abermals nicht gespart. Ich zweifle nicht, daß uns dies kluge Benehmen die Zufriedenheit der verdächtigen Sumpfbewohner in dem Maaße erworben hat, daß sie die lauernden Schnapphähne durch Zeichen von unserer Beraubung abhielten. Wer dagegen knausert und den Postillon, oder die hier wohnenden Leute aufbringt, darf sicher darauf rechnen, daß er dem räuberischen Gesindel absichtlich entgegengeführt wird.

Die Art und Weise zu fahren, worüber ich mich schon früher ausgelassen habe, ist, wie ich nun wohl behaupten kann, überall in Italien dieselbe. Als eine Eigenthümlichkeit erwähne ich noch, daß der italienische Fuhrmann, welcher seine Pferde antreiben will, brrr, brrr! ruft, was bei uns still stehen bedeutet. Ueberaus lächerlich aber kommt es uns hier vor, daß wenn ein Pferd oder Esel stallen soll, venia sit verbo! der Fuhrmann oder Reiter das leise flüsternde psch, psch, psch, psch ertönen läßt, mit dem man bei uns die kleinen Kinder abzuhalten pflegt.

Kaum aus den Sümpfen herausgekommen, mußten wir wieder 4 Pferde nehmen, zumal Velletri auf dem Rücken eines Berges liegt, und es etwas steil hinaufgeht. Wir erreichten diese Stadt schon um halb 7 Uhr Abends und stiegen hier wieder in der Post ab. Hinter dem Hause befindet sich ein schmales, freundliches Gärtchen, in dem Granaten, Oleander und Nelken blüheten, und in dem wir den schönen Abend zubrachten. Der Garten liegt auf einer Anhöhe und über die niedrige Mauer desselben genießt man der Aussicht auf ein schmales, der Breite nach vor dem Beschauer sich ausdehnendes, mit vielen Cypressen und Oelbäumen bewachsenes Thal am Fuße des Albaner- und Sabinergebirges; rechts öffnet sich dies Thal in die ferne, grauschwarze Ebene der pontinischen Sümpfe.

Einer von uns bestellte Thee. Subito (sogleich)! war die Antwort des Cameriere, und dabei stürzte er auf Windesflügeln fort. Nach einer halben Stunde war noch kein Thee zu sehen. Wir erinnerten. Subito, subito! rief abermals fortstürzend der Cameriere. Wieder verging eine halbe Stunde. Zürnend befahlen wir jetzt, uns augenblicklich den Thee zu bringen, oder es ganz zu lassen. Subito, subito, subito! rief ohne im Mindesten in Verlegenheit zu gerathen, nur noch schneller davon eilend, der Cameriere. Allein noch eine Viertelstunde verging, ehe das kupferne, unförmliche Theegeschirr gebracht wurde. Dies subito ist höchst charakteristisch in ganz

Italien. Der Fremde mag befehlen, was er will; man schreit subito und läuft mit äußerster Geschäftigkeit davon; der Fremde ist erfreut über diese große Aufmerksamkeit; man streut ihm indessen nur Sand in die Augen, und er muß warten, so lange es dem Wirthe oder Kellner beliebt. Ja noch mehr, wenn der Fremde die Antwort subito erhält, kann er mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er ungewöhnlich lange warten muß; antwortet man nicht subito, wird er sich schnell bedient sehen.

Zum Abendbrot erhielten wir blos ein Stück Schöpsenbraten; aber so außerordentlich zähe, daß Keiner von uns im Stande war, einen Bissen davon zu zerbeißen. Da wir den ganzen Tag gehungert und zehn Posten, also zwanzig Meilen bei drükkender Hitze mit leerem Magen zurückgelegt hatten, so waren wir sehr aufgebracht, und gaben dies dem Cameriere ganz ernstlich zu erkennen. Nicht einmal durch ein Stückchen Brot können wir unsern Hunger stillen; denn ach — es giebt ja kein Brod in Italien!—

So gehen wir denn in einem jämmerlichen Zustande erschöpft und hungrig zu Bette.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Abreise von Velletri. Die kühne Reiterei: das zweite hübsche Mädchen in Italien. Der täppische Wind. Anblick von Rom auf der südlichen Seite. Freudiger Empfang bei Martignoni. Mossiou begrüßt die Reisenden. Römische Küche. Frische Mandeln. Spazierfahrt. Die Erleuchtung der Peterskirche. Der Odem des Todes.

Rom, am 29. Juni.

Bei der übergroßen Erschöpfung, in der wir uns gestern befanden, haben wir in der vergangnen Nacht so fest geschlafen, daß das Ungeziefer vergebens gesucht hat, uns zu wecken. Wir genossen heut früh in Velletri eine Tasse Kaffee und ein Paar Eier, und sehnten uns herzlich nach den Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. nach Martignoni's Küche hier in Rom. Mit dem üblichen Paßzoll hatten wir, außer dem Postgelde, dem Wirth noch 5 Piaster zu zahlen!

Um 8 Uhr Morgens fuhren wir von Velletri

aus. Es war ein schöner, sonnenklarer Vormittag, und wir freuten uns, die reizenden, fast vaterländischen Gefilde von Genzano nach Albano wieder zu sehen. Bei Genzano bemerkten wir vor uns in einiger Entfernung eine Dame zu Pferde, der ein Diener auf seinem Esel folgte. Die schlanke Gestalt der Reiterin ließ auf Jugend; ihre zierliche Kleidung auf Rang schließen. Sie ritt nicht nach Damenart, sondern saß wie ein Mann zu Pferde, wobei der Wind die schlanken Formen ihrer mit weißen langen Höschen bekleideten Glieder oft verrätherisch enthüllte. Ein Strohhut bedeckte ihr Gesicht. Die Unart des Windes bewog sie, Alles anzuwenden, um sich unseren Blicken zu entziehen. Sie gab ihrem feurigen Pferde, in dem wir mit Erstaunen einen Hengst erkannten, die Sporen, und sprengte im Galopp dahin, während ihr Bedienter weit zurück blieb. Allein unsere Postillone hatten kaum bemerkt, daß uns die Reiterin entfliehen wollte, als sie das vor unsern Wagen gelegte Viergespann ebenfalls in Galopp setzten, und so hatten wir die Dame bald erreicht. Es war ein junges, sehr hübsches Mädchen, eine Blondine von edlen Gesichtszügen mit römischgebogener Nase; Unwillen, sich eingeholt zu sehen, und erhitzende Anstrengung rötheten ihr Gesicht; sie wandte schnell den schnaubenden Hengst, um ihr Gesicht unserer Neugierde zu entziehen; dabei kam ihr der Wind täppisch zur Hilfe, und hob das Röckchen so hoch, daß es ihr Gesicht verhüllte. Sonach wurde

uns zwar nicht das Vergnügen zu Theil, sie genauer betrachten zu können; allein ich zweifle, ob sie mit dem Winde, der ihr dabei behilflich war, zufrieden gewesen ist. Vermuthlich war sie die Tochter eines reichen Marchese, die von ihrer Villa nach Albano ritt. Uns mußte die Erscheinung dieses jungen Mädchens interessiren, da wir seit dem Blumenmädchen in Florenz ein weibliches Wesen, welches besonderer Beachtung werth gewesen wäre, nicht wieder gesehen haben.

Hinter Albano wird die Gegend einförmig und öde; doch erblickt man Rom, welches auch von dieser Seite keinesweges einen außerordentlichen Eindruck hervorbringt. Wiewohl diese Stadt 400 Kirchen hat, so sind doch die Kuppeln und Thürme derselben wirklich fast alle so niedrig, daß man sie aus der Entfernung gar nicht wahrnimmt, und von dieser Seite nimmt sich selbst die St. Peterskuppel unbegreiflich klein aus.

Am Thore begann die gewöhnliche Qual der Abforderung des Passes; unser lasciate passare aber hinderte die Herren Douaniers, diese Qual noch zu vermehren. Es war ein Uhr, als wir unsern Gasthof erreichten, wo wir wie alte Bekannte freudig empfangen wurden. Nach einer halben Stunde begrüßte uns auch Mossiou.

Unser Mittagbrot war ausgezeichnet schön. Zum Dessert gab es treffliche Aprikosen und frische Mandeln, welche noch in der grünen Schale befindlich

waren. Wir erholen uns gegenwärtig von der Reise, um Abends der Erleuchtung der Peterskirche beiwohnen zu können; denn heut ist St. Peterstag.

Abends.

Wie glühend auch die Einbildungskraft eines Menschen sein mag, dennoch wird es ihm nicht möglich sein, sich von dem erhabenen Schauspiel der Erleuchtung der Peterskirche ein richtiges Bild zu machen. Was wir heut Abend gesehen, gehört zu den herrlichsten Erinnerungen unsrer Reise.

Um halb sieben Uhr fuhren wir nach dem Garten der Villa Borghese und dann auf der von der porta del popolo nach ponte molle führenden Straße spazieren, wo auch dies Mal eine Chaise hinter der andern folgte, und wir von Minute zu Minute nur wenige Schritte vorwärts rückten. Diese langsame Bewegung zwischen Häusern und Gartenmauern ist also ein Lieblingsvergnügen der modernen Römer! — Um ein Viertel auf 8 Uhr etwa schlugen wir den Weg nach der Peterskirche ein, wo wir nach einer Viertelstunde anlangten. Der Mond stand am unbewölkten Himmel, und schien den Glanz der Erleuchtung beeinträchtigen zu wollen. Die zu der Kirche hinführenden Straßen, die Engelsbrücke, der Borgo nuovo, Vecchio und S. Spirito, so wie die Piazza rusticucci und die von Bernini's ovalem Portikus eingeschlossene Piazza di St. Pietro wimmelten von Menschen und Wagen. So todt Rom gewöhn-

lich ist, so strömt doch bei geistlichen Festen die ganze Bevölkerung zusammen. Alle Zugänge waren mit päpstlichen Dragonern besetzt, um Unordnungen zu verhüten. Die Wagen stellten sich in dichten Reihen rechts und links vor dem Obliskeu des Petersplatzes auf, von wo aus man die Façade und die drei Kuppeln der Kirche am besten übersehen kann. Mossiou sagte uns, daß um 9 Uhr, nach unsrer Art die Tagesstunden zu zählen *), die Erleuchtung beginnen würde. „Drei Glockenschläge," setzte er hinzu, „geben das Zeichen, und fünfhundert Menschen sind zur Erleuchtung angestellt. Betrachten Sie das Kreuz auf der großen Kuppel; mit dem ersten Schlage sehen Sie es in Flammen; beim zweiten sehen Sie die Kuppel; beim dritten das ganze Gebäude erleuchtet." Und so geschah es. Weit hin hallte der erste Anschlag der Glocke, als urplötzlich das Kreuz im Brillantfeuer strahlte; ein lauter Schrei der Bewunderung durchdrang die Versammlung; und wieder ertönte der eherne Ruf, und Tausende von gro-

---

*) D. i. nach französischer Uhr (ora di Francia), wie die Italiener sagen. Sie zählen ihrerseits die Stunden, vom Sonnenuntergang an gerechnet, bis 24. Die 24. Stunde schließt immer mit dem Augenblick, wo die Sonne untergeht, ist also nach der Jahreszeit verschieden. Jetzt geht die Sonne hier um 8 Uhr unter, sonach zählen sie um 8 Uhr 24; um 9 Uhr sagen sie ora prima di notte (ein Uhr Nachts), um 10 Uhr ora seconda di notte (2 Uhr) u. s. w.

ßen und kleinen Feuern flammten über den Kuppeln und an der Façade des ungeheuern Gebäudes empor; der dritte Schlag erleuchtete das Ganze und selbst die Portiken, welche den Platz einschließen. In diesem Augenblick brannten 4400 große Lampen und 784 ungeheure Feuerbecken, in mahlerischer Anordnung nach den Hauptlinien des herrlichen Gebäudes und in der Art vertheilt, daß die mächtigen Flammen der Feuerbecken in der Umgebung der strahlenden Lampen wie feurige Rosetten unter glänzenden Brillanten erschienen. Der Anblick war feenhaft; vor dem Glanz des Feuers erblich der Schimmer des Mondes. Auf den Wasserstrahlen der Springbrunnen hüpften spielend Millionen funkelnder Edelsteine. Wir glaubten Armidens Zauberpallast vor uns zu sehen; aber kein Gotteshaus.

Lange betrachteten wir mit freudiger Bewunderung dies entzückende Schauspiel. Die Wagen setzten sich nun in Bewegung und wir fuhren innerhalb des Platzes umher. Alle Glocken läuteten und bimmelten; aus dem erleuchteten Salon eines Gebäudes links vor dem Petersplatze scholl uns fröhliche Janitscharenmusik entgegen; hier befanden sich die Kardinäle und Prälaten mit den Gesandtschaften zur Feier des Abends versammelt. Um den Anblick des erleuchteten Zauberpallastes auch aus der Entfernung genießen zu können, begaben wir uns nach dem Monte Pincio. Wir erreichten die schattige Allee vor der Villa Medici, jetzigen Academia di Francia.

Mossiou hatte uns eine angenehme Ueberraschung bereitet. Wir fuhren nämlich eine Strecke im Schatten, ohne in die Ferne sehen zu können. Plötzlich öffnete sich die Allee, und wir erblickten die beleuchtete Kirche durch einen im Baumlaube angebrachten, gewölbten Ausschnitt, unter dem eine Fontaine plätscherte, wie durch einen dunklen, bogenförmigen Rahmen. Sie lag nun jenseits der Stadt und der Tiber, und war allein zu sehen, da die tief lagernden Nebel der Mondscheinnacht alle Umgebungen verhüllten. Die milde Luft, der blaue Himmel, die schattige Allee, die plätschernde Fontaine und der leuchtende Feenpallast, dessen Kuppeln, Säulen und andere architektonische Ornamente durch brillantene Sternchen auf dem luftigen Grunde gezeichnet waren, erfüllten das Gemüth mit einer seligen Wollust. Allein mußten wir uns nicht warnend zurufen: Der Juli beginnt; diese sanfte Luft ist der Odem des Todes; in wenigen Tagen ist Rom verödet, die fröhliche Menschenmenge entweicht; schon beginnt hier und da das gräßliche Fieber zu wüthen, welches insbesondere den Fremden erbarmungslos hinrafft, ihn, der weit her vielleicht kam, um in dem gepriesenen, milden Clima Italiens Genesung zu suchen? —

Vier und dreißigstes Kapitel.

Lügenhafte Abbildungen. Die Cloaca maxima. Die Thermen Antonins. Der Fluß Almon. Die Sebastianskirche und die Katakomben von Rom. Grabmal der Cecilia Metella. Capo di bove. Mossiou leidet an Hitze. Der Monte testaccio. Pyramide des Cestius. Die verödete Tiber. Mossiou's Bescheidenheit. Antikes Pferderennen auf dem Monte Pincio. Römische Musik. Regenwetter. Via delle quattro fontane. Fontaine von Termini. Der segnende Kardinal. Der Quirinal auf Monte cavallo. Die Rossebändiger. Mossiou prellt abermals was Weniges. Gute Lehre für künftige Reisende in Italien.

Rom, am 30. Juni.

Heute früh fanden wir beim Eintritt in unsern Salon alle Tische mit Kupferstichen und Bildern bedeckt. Es waren Darstellungen von Rom und seiner Umgebung, aus dem römischen Volksleben, Kostüme und Abbildungen der ältern und neuern Kunstwerke, welche die Stadt bewahrt. Der Cameriere konnte nicht Worte genug finden, uns die Trefflichkeit der Bilder anzupreisen, die indessen so lächerlich theuer waren, daß wir hätten Engländer sein

müssen, um davon zu kaufen. Ein Heft mit 50, blos radirten, Darstellungen aus dem Volksleben sollte nicht weniger kosten als 50 Scudi, ungeachtet man es in Deutschland für 15 Rthlr. kaufen kann; auch mußten wir einwenden, daß wir in der Wirklichkeit diese angeblichen Scenen aus dem Volksleben gar nicht gesehen haben! — Ein anderes Heft enthielt vierzig, in den lebhaftesten Farben prangende, weibliche Kostüme. Es sind dies die reizenden, italienischen Frauentrachten, welche wir auf unsern Theatern bewundern; allein auch diese bekommt man in Italien nicht zu sehen. Vielleicht zur Karnevalszeit, das mag sein; allein ein Karnevalsputz ist keine Nationaltracht. In früheren Zeiten mögen sich die Weiber hier wirklich so getragen haben; allein jetzt ist das nicht mehr, oder doch gewiß nur sehr selten der Fall. Die Kupferstiche, welche die Stadt selbst darstellen, sind eben so trügerisch, wie die von Neapel. Wer ein solches Bild betrachtet, glaubt, daß Rom sehr schön gebaut sein müsse; das Rußige und Verwitterte der Häuser läßt sich aber durch den Grabstichel nicht wiedergeben. Wir sind zu lange in Italien, als daß wir noch getäuscht werden könnten: wir dankten daher. Augenblicklich war man kalt; die guten Leute nehmen es übel, wenn man nicht will, wie sie wollen.

Vormittags besuchten wir zuvörderst den Eingang der großen Kloake (cloaca maxima) der Tarquinier. Wohl ist sie ein merkwürdiges Bauwerk gewesen. Man denke sich einen 12 Fuß hohen und 12 Fuß

breiten, gewölbten unterirdischen Gang, aus großen Blöcken von Tuffstein, die in Zwischenräumen durch Bögen von Travertin ohne Mörtel, mit einander verbunden sind. Dieser Gang ist fast 300 Schritt lang und mündet sich in die Tiber; noch jetzt fließt Wasser in demselben. Links an Eingange entspringt ein mineralischer Quell, aus dem mehrere Leute tranken, da das Wasser desselben für sehr gesund gehalten wird. Wir fuhren vor dem Koliseum vorbei und gelangten zwischen öde Gartenmauern. Hier liegen in den Gärten eine Menge von Trümmerhaufen, bei denen uns Mossiou und zwar insbesondre bei den Thermen (Bädern) Antonins, eine salbungsvolle Rede hielt. Endlich erreichten wir das St. Sebastians- oder appische Thor, welches auf die alte appische Straße führt. Vor demselben fließt, etwa 10 Minuten davon entfernt, ein mit Schilf bewachsener, sumpfiger Bach, wo wir, in brennender Sonnenhitze haltend, abermals eine Rede unsers wundergelehrten Cicerone anhören mußten. „Dies ist," sprach er, „der Fluß Almon; er erhält sein Wasser aus mehreren Quellen, deren entfernteste fünf Miglien von Rom entspringt. Hier in diesem Flusse pflegten, wie Ovid berichtet, die Priester der Cybele alljährlich die Bildsäule dieser Göttin und ihre heiligen Gefäße zu waschen." — Lieber Gott, dachte ich, welche Göttin der alten Deutschen mag einst wohl in der Panke, bei Berlin, oder in der Wien gewaschen worden sein! Jeden Tümpel soll man in Italien

anbeten. Dahin hat es krankhafte Ueberspannung gebracht.

Bald darauf hielten wir vor der St. Sebastianskirche, welche wegen ihrer Katakomben gerühmt wird. Sie ist eine der sieben Basiliken Roms und gehört den Franziskanern. Die frommen Herren speiseten so eben und ließen uns geraume Zeit warten. Endlich öffnete uns ein schmutziger, mit langem Stoppelbarte gezierter, nichts desto weniger aber höchst ehrwürdiger Vater, der noch kauete, und führte uns in die Kirche. Diese ist einfach. Gleich links befindet sich in der Kirche eine Thür, welche in die Katakomben hinabführt. Sie bestehen ebenfalls aus schmalen, unterirdischen Gängen, welche dadurch entstanden sein sollen, daß man in uralten Zeiten die hier befindliche Puzzolanerde, welche als Baumörtel diente, ausgegraben hat. Zur Zeit der Verfolgungen benutzten die Christen diese Höhlen zu heimlichen, gottesdienstlichen Versammlungen und zum Begräbniß ihrer Todten. Es sollen hier 170,000 Christen und darunter 14 Päpste begraben worden sein. Der Mönch versicherte uns, daß sich die Katakomben 16 Miglien weit unter der Erde erstreckten. Wir besahen nur einen kleinen Theil derselben, da die Gänge weit niedriger und die Höhlungen kleiner sind, als in den Katakomben zu Neapel, und sie uns bei einer Vergleichung mit den neapolitanischen diesen nachzustehen scheinen. Von Todtenbeinen war nichts mehr wahrzunehmen.

Wir verfolgten die appische Straße bis zum Grabmale der Cecilia Metella, einer schönen Ruine. Sie ist ein rundes, dachloses Gebäude, dessen dicke Mauern mit ungeheuern Travertinquadern bekleidet sind. Es enthält 89 Fuß Durchmesser, und mag ziemlich von gleicher Höhe sein. Im Innern sieht man nur Schutt und über sich den Himmel. Der obere Theil der Mauer ist rings ausgezackt; zur Zeit der Befehdungen wurde das Grabmal als Kastell benutzt. Noch befindet sich auf der Straßenseite unter den marmornen Basreliefs des vorspringenden Simmses, der einst rings um die Mauer lief, eine Inschrift von Marmor, welche verkündet, daß dies Gebäude der Cecilia Metella, Tochter des Quintus Creticus und Gattin des Triumvirs Crassus gewidmet sei. Die Basreliefs im Fries stellen Ochsenschädel dar, die mit Festons verbunden sind, daher dies Grabmal und die ganze Gegend capo di bove (Ochsenkopf) genannt wird. Man übersieht von hier unzählige Trümmer der Vergangenheit auf dem weiten Felde.

Um heut ein für allemal mit den Trümmern abzuschließen, forderten wir Mossiou auf, uns noch nach der Pyramide des Cestius zu geleiten. Wir fuhren zu dem Behufe nach der Stadt zurück und hier durch endlose Gartenmauern und verödete grasbewachsene Straßen, in denen nur hier und da ein Haus sich zeigte. Wir saßen in einer offenen Chaise und in den Strahlen der Mittagssonne; es war heiß; aber nicht heißer als in Deutschland. Mossiou, der

verweichlichte Italiener, schien in Verzweiflung; der Schweiß troff ihm, der in dünne Kleidung gehüllt war, stromweis vom Gesicht, und er mochte in Gedanken die deutschen Thoren verwünschen, die in Rom am letzten Tage des Juni in der Mittagshitze Spazierfahrten machen konnten. Doch still; so eben läßt er halten; er erhebt sich im Sitze und wischt die Stirn ab. „Voilà Mossious,“ spricht er, nachdem er sich geräuspert, auf einen kleinen Hügel innerhalb der Stadtmauer vor uns hinzeigend, auf dessen Rücken ein Kreuz errichtet ist, „voilà il monte testaccio. Dieser Hügel ist 160 Fuß hoch und hat 500 Fuß im Umfange; er besteht aus Gefäßscherben von gebrannter Erde (terra cotta). Man hat hier alte Gräber, mit solchen Scherben angefüllt, gefunden. Gegenwärtig sind hier Keller gegraben, in denen man Wein aufbewahrt, um ihn frisch zu erhalten.“ — Sehr schön gesagt, Herr Cicerone! Fort bien, aber wir wünschten die Pyramide des Cestius zu sehen, die uns dort schon durch das schwache Laub der Bäume entgegen winkt. „Il monte testaccio.“ — Sehr schön, liebster Philipp; der monte testaccio ist der monte testaccio, zu deutsch Scherbenberg. „Permettez Mossious“ — Ja, ja, liebster Philipp; dort bei der Pyramide! — Erboßt setzte sich der zurückgewiesene Cicerone nieder und der Wagen rollte weiter. Bald hielten wir am Friedhofe der Protestanten in Rom. Er ist klein, enthält aber mehrere hübsche Marmordenkmäler in antiker Form. Seine

schönste Zierde ist die 113 Fuß hohe, viereckige, an jeder Seite der Basis 69 Fuß breite Pyramide, an welche rechts und links die Stadtmauer sich lehnt. Diese Pyramide steht auf einem Fundament von Travertin, und ist im Kreuzverbande mit Marmorquadern bekleidet, die indessen das Alter völlig schwarz gefärbt hat. Eine Thür führt in das Innere, wo in einem Gemach von 18 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe einst die Asche des Cajus Cestius beigesetzt war. Was von diesem Denkmal antik, was modern ist, will ich unentschieden lassen; gewiß ist, daß es Papst Alexander VII. (1655), nachdem es sehr zerstört war, völlig restauriren ließ, wobei es denn wohl so hergegangen sein mag, wie gegenwärtig in erleuchteter Zeit mit dem Grabmal der Horatier und Kuriatier zu Albano.

Wir fuhren darauf längs dem hohen Ufer der Tiber nach Hause zurück. Wenige Barken belebten diesen Fluß, der so verödet ist, wie die Stadt selbst. Nach Tische beredete uns Mossiou, Abends dem Pferderennen beizuwohnen, welches die Guerra'sche Kunstreitergesellschaft in den Gartenanlagen des Pincioberges abhalten würde. Wir gestatteten ihm, auch für sich ein Billet dazu auf unsre Kosten zu kaufen. Nachher erzählte er uns ganz unbefangen mit der nur dem Italiener eignen Frechheit, er habe auch gleich eins den für Cameriere auf unsere Kosten besorgt. — Die Rennbahn war auf der Höhe des Berges errichtet, und rings von Logen und Tribunen für die

Zuschauer umgeben. Sie lief um einen schmalen, länglicht viereckigen, auf der einen kurzen Seite aber abgerundeten Platz, welcher ebenfalls mit Zuschauern angefüllt war und die Stelle der Spina, oder der breiten, niedrigen Mauer vertrat, welche die Area im Cirkus der Alten in zwei Hälften theilte. Noch einmal hatten wir heut Gelegenheit, die beau monde Roms versammelt zu sehen. Allein auch heute zeigte sich uns nirgend ein schönes, weibliches Gesicht. Am leidlichsten waren noch die vier Damen der Reitergesellschaft. Mit uns saßen auf derselben Tribune Mossiou, der Cameriere und unser Wirth. Ob Mossiou dem letztern auch aus unserem Beutel ein Billet geschenkt hatte? —

Die Preisbewerber trugen antikes Kostüm und fuhren stehend in einem kleinen zweirädrigen Wagen von antiker Form drei Mal die Bahn herum; der Preis war ein Lorbeerzweig, den Herr Guerra vertheilte, und das Beifallklatschen des Publikums. Eine Bande von Janitscharen machte in der Mitte der Spina eine abscheuliche Musik. Was ich nunmehr in Rom von Musik gehört habe, überzeugt mich, daß diese Kunst hier vorzugsweise in den letzten Zügen liegt.

Während der Vorstellung fing es heftig an zu regnen. Schnell wurden leinene Tücher, die an Stangen befestigt waren, über die Zuschauer ausgebreitet, und diese hatten nun nothdürftigen Schutz gegen die Witterung. Bis jetzt haben wir also in jeder Stadt

Italiens, sowohl im Norden als im Süden, abwechselnd Regen und gutes Wetter gehabt. Ei, ei, ihr Enthusiasten, in der jetzigen Jahreszeit hüllt sich ja wohl hier der blaue Himmel nie in Wolken? —

Nach einem Stündchen hörte es zwar auf zu regnen; der Himmel blieb aber mit einer leichten Wolkenschicht bedeckt, welche von den Strahlen der Abendsonne mit sanftem Purpurroth gefärbt wurde. Wir blickten von der erhöhten Tribune herab, auf der wir saßen, die Rennbahn hinunter, welche rechts und links von Bäumen eingeschlossen war. Im Hintergrunde zeigten sich ein Paar italienische Häuser und Pinien auf dem purpurroth schimmernden Horizont, so daß wir eine Bühne mit einer reizenden Decoration vor uns zu sehen wähnten.

Da es nach beendigtem Pferderennen noch hell genug war, so beschlossen wir, noch den Quirinal auf dem monte cavallo (Roßberge) zu besuchen. Wir wollten die Strada del Babuino hinab, an der piazza di Spogna vorbei, erreichten nach einigen Querstraßen die piazza Barberina, und gelangten so in die via delle quattro fontane*). An der Stelle, wo diese Straße im rechten Winkel von der nach der porta pia führenden Straße durchschnitten wird,

---

*) In Triest bedient sich der Italiener für Straße des Ausdrucks contrada; in Rom wird abwechselnd strada und via, auch vicolo (Gäßchen) gebraucht; in Neapel sagt man strada.

befinden sich an den vier Ecken vier unbedeutende Fontainen, die zerstört zu sein scheinen, wenigstens sprangen sie nicht. Mossiou hielt uns aber eine vortreffliche Rede, und that als ob wir ein Wunder der Welt erblickten. Wir wandten uns dann links, und gelangten zu der auf dem Platze von Termini befindlichen, berühmten Fontaine dell' acqua felice, auch Mosesfontaine oder Fontaine von Termini genannt. Sixtus V. hat dieselbe nach einer Zeichnung Fontana's aus Travertin bauen lassen. Drei bogenförmige Oeffnungen sind durch vier jonische Säulen von einander geschieden; in der mittelsten steht eine herrliche kolossale Bildsäule des Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt; in der einen Seitennische erblickt man Aaron, der die Hebräer zur Wunderquelle leitet; in der andern Gideon. Das Wasser stürzt aus drei Oeffnungen in ein Bassin, an dessen Seiten vier Löwen angebracht sind, aus deren Rachen sich ebenfalls Wasser ergießt. Dies schöne Werk liegt in so öder, entfernter Gegend, daß es Viele von denen, die Rom auf kürzere Zeit besuchen, gar nicht zu sehen bekommen. Links an der Straße befindet sich vor der Fontaine die kleine Kirche der heiligen Susanna. Hier schien eine Feierlichkeit Statt gefunden zu haben; ein ziemlich junger, sehr weltlich aussehender Kardinal verließ so eben das Gotteshaus, und stieg in seine goldbemalte Kutsche, auf welcher drei reich galonnirte Bediente standen. Einige Geistliche niedern Ranges kamen

ihm, als der Wagen abfuhr, entgegen und begrüßten ihn demüthig, die dreieckigen Hüte abnehmend. Da streckte er die Hand heraus und ertheilte ihnen, Statt des Gegengrußes, seinen Segen. —

Wir kehrten wieder um, und gelangten in entgegengesetzter Richtung der Straße zum monte cavallo. Der Quirinal ist ein großer päpstlicher Pallast, welcher eine höhere und gesündere Lage hat, als der Vatikan. Im Jahre 1574 ließ ihn Gregor XIII. auf den Ruinen der Bäder des Constantin erbauen. Der Garten des Quirinalpallastes hat eine deutsche Viertelmeile im Umfang, und ist mit Statuen und Fontainen geziert. Die Façade des Pallastes befindet sich auf dem öden Quirinalplatze, den ein ägyptischer Obelisk aus rothem Granit, von 45 Fuß Höhe ziert. Am Fuße des Obelisken stehen auf erhöhtem Piedestal die beiden bekannten, in den Bädern des Constantin gefundenen Rossebändiger: zwei kolossale männliche Figuren, deren jede ein sich bäumendes Pferd an der Hand führt. Es sind schöne aber altersschwarze Gruppen. Künstler und Archäologen zweifeln nicht daran, daß sie von Phidias und Praxiteles herrühren, weil eine mindestens 7 Jahrhunderte nach der Anfertigung der Gruppen auf dem Piedestal angebrachte Inschrift diese Meister nennt*)! Der

*) Die Inschrift muß nämlich, nach den Schriftzügen zu urtheilen, zur Zeit Constantins des Großen an-

Glaube macht selig. Gewiß ist nicht der zehnte Theil der Ruinen und Antiken, welche man gegenwärtig zeigt, das, was man sich darunter vorstellt. Wenn eher werden die Gelehrten endlich klug werden? —

Als wir nach unserem Gasthofe zurückgekommen waren, überreichte uns Mossiou seine Berechnung der Auslagen für uns in den verflossenen anderthalb Tagen. Sie schloß mit 13 Piastern ab. Die einzelnen Ansätze waren mit solcher Vorsicht erfunden, daß man nichts dazu sagen konnte, wiewohl er in der That höchstens 6 Piaster verlegt haben mochte. Wir verlieren auch jetzt über dergleichen Ausgaben kein Wort mehr. Die Italiener sind von den Engländern verwöhnt, weil diese ihnen jede Forderung zahlen. Sie sehen dieselben gern, weil sie von ihnen leben und keine Rüge ihrer Prellereien zu befürchten haben. Deshalb halten sie aber auch die Engländer für unsäglich dumm und verachten dieselben. Der Deutsche läßt sich nicht prellen, und ist deshalb nicht gern gesehen. Wir haben daher eine Mittelstraße eingeschlagen, und lassen uns prellen, wenn's nicht zu arg wird. Dadurch ist uns der Vortheil geworden, daß man uns liebt und gleichzeitig achtet; denn ich bin überzeugt, Mossiou weiß, daß wir ihn durchschauen, und glaubt, daß wir ihm großmüthig seinen Verdienst gönnen. Er und das ganze Haus geben

---

gefertigt worden sein. Warum hält man die Bildsäule selbst für älter? —

uns unverkennbare Beweise von Anhänglichkeit. Während man kein Bedenken trägt, mit doppelter Kreide zu schreiben, wenn wir bezahlen sollen, dürfen wir in jeder andern Beziehung zuverlässig auf Beweise von Aufopferung rechnen. Wollten wir jedes Mal knausern und über die uns widerfahrene Prellerei zanken, würde man uns als Lumpe behandeln. So aber genügt ein Wink, um zwanzig Beine für uns augenblicklich in Bewegung zu setzen. Wer nicht gelernt hat, sein Geld mit Resignation zum Fenster hinauszuwerfen, der betrete ja nicht die Grenzen Italiens! —

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Fahrt nach Tivoli. Das Laurentiusthor und die Laurentiuskirche. Der Teverone und die Mammclobrücke. Die alte Tiburstraße. Grabmal der Julia Stemma. Der versteinernde See. Die römische Solfatara. Schwimmende Inselchen. Grabmal der Familie Plautia. Ueber Lorbeerhecken und italienische Bäume. Die Villa Hadriana. Trauriger Anblick von Tivoli. Dürre Olivenwaldung. Das Lukullische Mahl in einer Spelunke. Gesang der Arbeiter. Spazierritt auf Eseln in Tivoli's Umgebung. Der Vestatempel, der Wasserfall, die Grotte des Neptun. Aussicht von den Bergen. Die kleinen Kaskaden. Die Villa d'Este. Gewitter. Die Wirthsrechnung. Der durchnäßte Cicerone. Rückfahrt.

Rom, am 1. Juli.

Heute waren wir in Tivoli. Unser vortrefflicher Cicerone hatte uns gestern erklärt, daß wir um fünf Uhr Morgens ausfahren müßten. Wohl uns, daß wir es nicht gethan; denn wir hätten sonst noch länger, als es nachher nöthig wurde, in der schmutzigen Spelunke verweilen müssen, die zu Tivoli mit dem Titel

des ersten Gasthofes beehrt wird. Tivoli ist nicht etwa ein nahgelegener öffentlicher Belustigungsort für die modernen Römer; sondern eine Landpartie, bei der sie sich auf ganzen Tag einrichten. Ich hatte vorgeschlagen, erst nach Tische auszufahren und spät Abends zurückzukehren; allein Mossiou erklärte, das gehe nicht, indem wir ja auch die Villa Hadriana besuchen müßten. In der That ist Tivoli 18 Miglien, also fünfthalb Meilen, von Rom entfernt, und für den gewöhnlichen Lohnfuhrmann würde die Tour hin und zurück in einem Nachmittag wohl zu groß sein.

Wir verließen um 7 Uhr Morgens die Stadt. Der Himmel war heiter, und die Sonne sandte schon früh sengende Strahlen herab. Mossiou saß ganz dünn in Nanking gehüllt, mit ausgebreitetem Regenschirm zum Schutz gegen die Sonne neben dem Kutscher auf dem Bocke, und begriff wieder nicht, wie wir im offnen Wagen fahren konnten.

Tivoli ist bekanntlich das Tibur der Römer, wohin die alte tiburtinische Straße führte, von der noch Reste vorhanden sein sollen. Die jetzige fanden wir, wie alle neuere römische Straßen, erbärmlich. Man fährt zum St. Laurentiusthor hinaus. Eine Viertelstunde außerhalb desselben gelangt man zur St. Laurentiuskirche, gegen das Jahr 330 von Constantin dem Großen erbaut. Vor dem Eingange steht eine durch sechs Säulen von verschiedenem Diameter unterstützte und mit einem schiefen Dache versehene

Halle, die einem Wachtgebäude gleicht. Im Innern hat die Kirche 3 Schiffe; überall erblickt man hier Bilder aus dem Leben des Märtyrers. Das Grab des heiligen Laurentius befindet sich unter dem Hochaltar, der mit einem Baldachin von Marmor, welcher von 4 rothen Porphyrsäulen getragen wird, bedeckt ist.

Eine Meile von Rom etwa passirten wir den Teverone, sonst Anio genannt. Eine einfache, ganz niedrige, kurze, unbedeutende Brücke führt über dies Flüßchen. Mossiou ließ aber still halten, und berichtete uns mit ungemeinem Ernste, dies sei die Mammolobrücke, welche Mammea, die Mutter Alexander Severs, erbaut habe; sie sei von Totila zerstört und von Narses wieder aufgebaut worden. Er wollte uns noch mehr antiquarische Eröffnungen machen; wir konnten uns aber des Lächelns nicht enthalten, denn das unbedeutende Brücklein, welches vor dem Oranienburger Thore Berlins über die Panke führt, ist sehenswerther, als der Mammolo bei Rom, und als Mossiou unser Lächeln bemerkte, drehte er sich verdrießlich um und schwieg.

Zwei Meilen von Rom fährt man abwechselnd auf einem schwärzlichen Pflaster; Mossiou versicherte uns, es sei die alte Tiburstraße, und wir mußten es glauben. Bald darauf sahen wir links vom Wege alte Steinklumpen; der Cicerone verfehlte nicht uns anzuzeigen, hier sei einst Julia Stemma's Asche beigesetzt gewesen. Welch eine

Merkwürdigkeit! Vergießest Du nicht Thränen der Rührung, günstiger Leser?

Der Weg nach Tivoli führt in der dürren Ebene hin, welche Rom umgibt, doch erblickt man vor sich unablässig das niedrige, graue Gebirge, auf dem Tivoli gelegen ist. Drei Meilen von Rom zeigte uns Mossiou links in einiger Entfernung vom Wege ein sumpfartiges, mit Strauchwerk bewachsenes Terrain, indem er bemerkte, es liege hier ein See, welcher die Eigenschaft habe, Pflanzen und andre Körper zu versteinern. Wirklich war von jetzt an die Landstraße eine geraume Strecke weit mit inkrustirtem Schilf und andern Pflanzen bedeckt, welche hierher gebracht worden waren, um zerfahren den Weg zu chaussiren. Bald darauf erfüllte ein durchdringender Schwefelgeruch die Gegend, und wir erreichten einen Bach oder Graben, in dem himmelblaues Wasser dahinrauschte, welches am Ufer Schwefeltheile abgesetzt hatte. Die kleine Brücke, welche über diesen Bach führt, heißt deshalb Solfatarabrücke. Also auch Rom hat seine Solfatara. Dieser Graben steht mit dem etwa eine Viertelmeile vom Wege gelegenen See der Solfatara in Verbindung, dessen Ausdünstungen sich an die auf dem See schwimmenden Körper verdichtet anhängen und so schwimmende Inselchen bilden.

Man gelangt sodann zu dem berühmten Grabmal der Familie Plautia, einem großen runden Thurm dicht an der Straße, ganz dem Grabmal

der Cecilia Metella ähnlich, eine schöne Zierde der Gegend. Ein Weg führt nun rechts ab nach der Villa Hadriana. Man fährt zwischen Lorbeerhekken auf einem felsigen Boden dahin. Der Weg ist so schmal, daß das Laub zuweilen auf beiden Seiten den Wagen streift.

Lorbeerhecken! wird hier der Leser ausrufen, wie reizend muß es dort sein! Mit Nichten. Ich kann versichern, daß wir diese Hecken für ganz gewöhnliches Laubwerk gehalten haben würden, wenn wir es nicht bei sorgfältiger Betrachtung als Lorbeer erkannt hätten. Auch darin besteht unsre Enttäuschung in Italien, daß das Laubwerk und die Gestalt der sparsam wachsenden Bäume, so fremd ihr Name auch klingen mag, eigentlich nicht anders aussieht, als an unsern deutschen Bäumen; die Oelbäume hält man für Weiden, und nur das Nadelholz, die italienische Kiefer und die Cypresse haben etwas Fremdartiges. Es ist nur der Name, der hier der Sache den Reiz verleiht. Wenn man den Enthusiasten mit verbundenen Augen in eine deutsche Landschaft führen, ihm hier die Binde abnehmen und ihm die Bäume mit italienischen Namen bezeichnen wollte, würde er unfehlbar Alles schöner finden, als es wirklich sein möchte. —

Nach einer guten Viertelstunde hielten wir vor einem Garten. Mossiou stieg ab, zog einen Zettel hervor und schlug an die Gartenthür. Auf die Frage, was er da für ein Papier habe, antwortete er uns,

es sei die Erlaubniß zum Eintritt in die Villa. Mit Befremden bemerkten wir, als wir uns den Zettel reichen ließen, daß es ein alter Erlaubnißschein war, der auf die Familie eines englischen Lords lautete. Ein altes Weib öffnete uns. Die Verwilderung des Gartens, welchen wir erblickten, läßt sich nicht beschreiben. Wir keuchten im Schweiße unseres Angesichts eine bewachsene Anhöhe empor und standen endlich vor den Trümmern einer alten, hohen und langen Netzmauer. Ungeduldig fragten wir, ob wir denn die Villa nicht bald erreichen würden. „Sie stehen vor ihren ehrwürdigen Ueberresten,“ antwortete Mossiou mit Pathos, indem er nach Luft schnappte und sich die Stirn trocknete. „Herr,“ rief ich nun äußerst aufgebracht, „wir wollen nach Tivoli und dort Naturschönheiten sehen, und Sie führen uns in drückender Sonnenhitze auf einem Umwege von zwei Miglien hierher, wo wir nichts sehen, als Ihre vermaledeiten Steinklumpen, graue Oelbäume und verdorrtes Riedgras? Der Teufel hole Ihre Villa Hadriana!“ In äußerster Verlegenheit bat uns Mossiou, ihm nur zu folgen, und die Ruinen näher zu betrachten; alle Fremden pflegten sie zu besehen. Murrend folgten wir ihm und der Frau. Wenn ich nun erwähne, daß diese Villa Hadrians einst über anderthalb Meilen im Umfang gehabt hat, und daß die Ueberbleibsel in einem weiten Raume zerstreut liegen, daß man uns auf den Anhöhen, zwischen den mit spärlichem Laube bedeckten, völlig schattenlosen

und zehn bis zwanzig Schritte aus einander stehenden wenigen Bäumen, von einem elenden Steinhaufen zum andern umherschleppte; so wird man mir glauben, daß wir nicht in der Laune waren, in ein enthusiastisches Freudengeschrei auszubrechen, als uns Mossiou versicherte, diese Arkadentrümmer seien die cento camere oder die Kasernen der Leibgarde, jene Ruinen ein Theater, diese eine Naumachie, jene in Gestalt eines Halbzirkels der Tempel der Stoiker, diese der kaiserliche Pallast selbst, u. s. w. u. s. w. Höchst verstimmt setzten wir uns in unsern Wagen; wir erreichten bald wieder die Hauptstraße und die mit Olivenbäumen bewachsenen Berge, auf denen Tivoli gelegen ist. Der Anblick unsers ersehnten Ziels war nichts weniger als einladend. Es ist nicht zu beschreiben, wie traurig und einförmig diese Berge in der Mittagsbeleuchtung sich ausnahmen; die grauen, stets verdorrt aussehenden Blätter der Oelbäume hüllten die ganze Gegend in das Gewand des Todes. Auf einer Anhöhe lag eine Reihe so grauschwarzer Steingebäude, daß man sie nur mit großer Aufmerksamkeit aus der Umgebung und aus dem grauen Hintergrunde der höhern Berge herausfinden konnte, und dieser unheimlich aussehende Steinklumpen mit schwarzen Fensterlöchern war — Tivoli. Langsam wanden wir uns endlich einen steilen Berg hinan durch den Olivenwald. Wie jämmerlich sahen diese Bäume nun erst in der Nähe aus! Alle Stämme waren morsch und hohl, und zeigten die

graue Färbung der Blätter und der Erde. Wir waren sämmtlich darin einverstanden, daß nur eine sandige, dürre, von Raupenfraß zerstörte Kiefernhaide im Norden von Deutschland mit den Olivenwaldungen der hesperischen Gefilde verglichen werden könne. Und der Raupenfraß zerstörten Kiefernhaiden giebt es doch nur wenige oder doch nur zuweilen im verachteten Deutschland; der Oelbaum aber ist der Hauptbaum Italiens und von Florenz an überall tiefer hinab anzutreffen.

Gegen Mittag erreichten wir Tivoli. So schwarz und räucherig der Ort von außen erscheint, so schwarz und schmutzig zeigte er sich uns im Innern. Die Spelunke, in welcher wir eingekehrt waren, lag an einem kleinen Platze, oder richtiger an einem schmuzzigen Winkel, der Platz genannt wird, und rings mit schlechten Gebäuden umgeben ist. Mossiou versicherte uns, es sei der beste Gasthof, und Könige und Fürsten seien hier schon eingekehrt. Dennoch starrten die kleinen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Zimmer des Gasthofes von Unflath und Flöhen, ein Paar schlechte Tische und Strohstühle, so wie ein zweischläfriges Bette, machten das ganze Ameublement der beiden Gemächer aus, die man uns angewiesen hatte.

Nun waren wir in Tivoli, allein in der Gegend uns umzusehen, das ging nicht; die Villa Hadriana hatte uns den Vormittag geraubt. Wir mußten also mehr als 3 Stunden in dieser Höhle aus-

harren und den kühleren Nachmittag abwarten. Wir bestellten Mittagbrot. Gegen alle Erwartung bewirthete man uns vortrefflich. In ganz Italien haben wir nirgend besser gespeist, als in Tivoli! Jedermann weiß, daß der Reisende sehr von seinem Magen abhängt. Je weniger wir genießbare Speisen erwartet hatten, um so heiterer waren wir beim fröhlichen Mahle geworden. Unsere Zimmer gingen theils nach dem Platze, theils nach einer Seitengasse heraus. Wir legten uns in die Fenster, die hier eine steinerne Brüstung hatten, und sahen nur gemeines Gesindel. Von civilisirter Bevölkerung war keine Spur. Einige dreißig Arbeiter zogen an unsern Fenstern mit fröhlichem Gesang vorüber; zum ersten Male hörten wir heut in Italien von gemeinen Leuten wohlklingende, harmonische Töne.

Es war halb 4 Uhr Nachmittags, als wir auf Eseln unsern Spazierritt begannen. Tivoli liegt zum größeren Theile am linken Ufer des Anio oder Teverone, der hier auf der Höhe des niedrigen Gebirges durch ein anmuthiges, von mäßigen Bergen umschlossenes Thal dahin rauscht. Bei der Stadt bildet er in der Nähe der Ruinen des Vestatempels einen breiten Spiegelfall, über den eine hölzerne Brücke führt; das Wasser strömt nach einer Felsenschlucht und stürzt plötzlich senkrecht in einen 50 Fuß hohen Abgrund. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Vestatempel vorbei. Er steht auf der Höhe eines Felsenberges hart am Abgrunde, ist rund und

war mit 18 schlanken, kannelirten, 18 Fuß hohen korinthischen Säulen umgeben, wovon indessen nur noch 10 erhalten sind. Diese Säulen tragen ein Gesimms, welches mit Ochsenschädeln und Festons geziert ist. Der Durchmesser des Tempels beträgt nur 12½ Fuß. Im Verein mit dem Felsenthal und der Felsenschlucht zu unsern Füßen, dem tosenden Wasserfall uns gegenüber und den bewachsenen Anhöhen rings umher, machte diese Ruine einen mahlerischen Eindruck. Wir stiegen auf einem gewundenen Pfade zu dem Kessel des Wasserfalls hinab. Hier spritzte in der engen Umgebung brauner, mit Moos und Gestrüpp bewachsener, Travertin-Felsen der schäumende Gischt uns entgegen, und hoch hin wirbelten als Dampf die zerschmetterten Wasserwogen. Rechts öffnete die Grotte des Neptun ihren bemooseten Felsenschlund. In derselben stürzt ein anderer Arm des Anio durch die Felsenspalten in ein tiefes natürliches Bassin hinab. Das Brausen des Wassers hallte weit hin mit donnerähnlicher Kraft.

Wir stiegen wieder zum Tempel der Vesta empor und gelangten durch einige Gehöfte zu der hölzernen Brücke, welche über den Spiegelfall des Anio leitet. Dann verfolgten wir den reizenden Weg, welcher auf der rechten Seite des Anio, unterhalb der großen Kaskade, am Abhange der Berge dahin führt, durch welche das enge Thal des Flusses gebildet wird. Anfänglich wandten wir uns rechts, als ob wir tiefer ins Gebirge wollten, und Stadt und

Thal schienen verschwunden, bald aber schlugen wir die entgegen gesetzte Richtung nach dem Bergpfade ein, von dem die Stadt durch das tiefe Aniothal geschieden ist.

Unter den am Abhange der Berge stehenden zahlreichen Oelbäumen bemerkten wir hier noch einmal einige niedrige Aloestauden im Freien. Da lag nun Tivoli uns gegenüber auf der Höhe; allein auch von hier aus betrachtet nahm es sich so schwarz und verräuchert aus, daß sich die Häuser von der braun- und graugrünen Umgebung kaum unterscheiden ließen. Wie reizend müßte diese Gegend sein, wenn Tivoli maigrüne Matten, reinlich übertünchte Häuser und rothe Dächer hätte! So wie es sich wirklich darstellt, muß man nothwendig auf den Gedanken gerathen, es sei ein Räuber- oder Zigeunernest. Vor uns öffneten sich die Berge, welche das Thal des Anio umschließen und zeigten die weite Ebene der Campagna di Roma und am fernen Horizonte, der in der Abendsonne flammte, ragte die Kuppel St. Peters empor. Plötzlich sahen wir uns gegenüber zur Linken, etwa in gleicher Höhe mit uns, die größere der sogenannten kleinen Kaskaden, und bald darauf die kleine über die, mit weichem Moose bedeckten und mit langen Reihen von Cypressen bewachsenen Hügel in das Felsenthal hinabrollen. Dieser Anblick ist entzückend schön! Man vergegenwärtige sich den ganzen Zusammenhang der beschriebenen Gegend, und denke dazu, wie im Mittelpunkt des Ge-

mäldes die Fluth des Wassers, in verschiedene schmale Silberstreifen vertheilt, durch das braungrüne Moos von einer Terrasse zur andern hinabläuft. Ueber diese Anhöhen hinaus erblickt man, rechts am äußersten Ende der Stadt, das schöne Gebäude der Villa d'Este. Wir verfolgten diesen reizenden Spaziergang bis zu den Ruinen, die man Villa des Horaz nennt, der, wenn auch nicht auf dieser Stelle, doch jedenfalls in Tivoli's Umgebung einst seine schöne Ode auf Tibur gedichtet hat, und kehrten dann zurück, weil ein aufsteigendes Ungewitter uns zu durchnässen drohte. So sehr wir eilten, entgingen wir doch nicht dieser Unannehmlichkeit. Der Himmel hüllte sich schnell in Wolken, ein lebhafter Wirbelwind erhob sich, einzelne Tropfen fielen, plötzlich zischte ein Blitz herab und ein Donner rollte durch das Thal. Unsere armen Esel wurden durch Prügel in Galopp gesetzt; allein das Gewitter war schneller als sie. Ueberdies konnten wir die Thiere nicht ordentlich regieren, denn sie hatten nicht Zügel und Gebiß, sondern blos Halfter, und waren faul und widerspenstig; eine klägliche Reiterei! — Wir mochten noch zwei Miglien von Tivoli entfernt sein, als der Regen in Strömen herabstürzte und der Gewittersturm uns umzureißen drohte. Mossiou in seiner Sommerkleidung kam dabei am schlimmsten fort. Dicht vor Tivoli eilten uns mehrere Leute aus dem Gasthofe mit Schirmen entgegen. Es war zu spät; die ganze Kavalkade kam in einem trübseligen Aufzuge nach

der Stadt zurück. Im Gasthofe wurde sofort ein Kaminfeuer angemacht, denn, wohl zu bemerken, seit Venedig haben wir keinen Ofen in Italien gefunden, sondern nur Kamine, und nach einer Stunde waren wir nothdürftig getrocknet. Die Sonne schien jetzt wieder so freundlich, als vorher, und der schönste Abend lud uns zur Rückfahrt nach Rom ein. Wir bezahlten daher unsre sehr erkleckliche Rechnung. Wiewohl Mossiou unser Cicerone hätte sein können, und überdies die Eigenthümer der Esel bei uns geblieben waren, hatte uns doch der Wirth begleitet und uns die nöthigen Erklärungen gegeben. Jetzt forderte Letzterer für diese seine Bemühung einen Scudo; für das gute Mittagsmahl war außerdem mit doppelter Kreide geschrieben; die Heizung des Kamins, das Entgegentragen der Schirme und die Esel kamen ebenfalls in Anschlag; ja ich bin überzeugt, daß uns das Hemde angerechnet worden ist, welches Mossiou, der völlig durchnäßt war, vom Wirth sich geliehen hatte.

Vor dem Thore St. Croce von Tivoli erfreuten wir uns noch eines angenehmen Blicks über die Campagna, an deren Horizont die Sonne unterging. Allein wir waren kaum eine Meile von dem Städtchen entfernt, als sich der Himmel von Neuem mit Wolken überzog, und bald darauf ein wolkenbruchähnlicher Regen eine Stunde lang herabströmte. Ich konnte nicht umhin, gegen Mossiou zu äußern, daß wir die Behauptung von der gleichförmigen Witte-

rung Italiens für eine Lüge erachten müßten. Der arme Teufel saß mit dem Kutscher auf dem Bocke, und längst wieder bis aufs Hemde durchnäßt, war er in diesem Augenblicke selbst sehr schlecht auf sein Vaterland zu sprechen. „Ei, hier in Tivoli," antwortete er verdrießlich, „regnet es immer; das ist ein verfluchtes Land'!" —

Gegen das Ende unserer Rückfahrt hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt; der Mond schien, und es wehte eine erquickende Luft. Allein es war ja Juli-Nachtluft aus den Sümpfen! —

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Ein römischer Pallast. Die Gemäldesammlung des Pallastes Barberini. Die Kapucinerkirche und Guido Reni's Erzengel Michael. Thorwaldsens Atelier. St. Pietro in Montorio. Rom vom Janikulus. Die wenigen Orangenbäume Roms werden im Winter durch Segeltuch gegen die Kälte geschützt. Fontana Paolina. Die Logen und die Zimmer Rafaels. Der Garten des Vatikan, Orangenbäume in Kübeln. Ein Seeschiff, als Fontaine. Abschied von der Peterskirche. Porta Angelica. Spazierfahrt. Die Taverne von Ponte molle. Alles ist in Italien antik. Antiker Schinken und antike Flöhe. Italienische Eifersucht. Mossiou muß einen Scorpion schaffen.

Rom, am 2. Juli.

Heute Vormittag besuchten wir die Gemäldesammlung im Pallast Barberini, wobei wir auch die Absicht hatten, einen der gepriesenen römischen Palläste näher in Augenschein zu nehmen. Durch eine alte Mauer gelangten wir in einen winkeligen Vorhof, wo ein schlechtes Gebäude steht, durch welches die

Façade des Pallastes verdeckt wird. Der Eingang ist wahrhaft jämmerlich. Indem wir die breite, aber staubige und schmutzige Steintreppe im Innern des Hauses emporstiegen, erblickten wir auf der Flur, welche die Treppe unten umschließt, mit äußerstem Erstaunen Haufen von Mist und Unflath! — Eine solche Ekelwohnung soll nun der an Reinlichkeit und an herrliche Bauwerke gewöhnte Nordländer als Pallast anstaunen. Im ersten Gemach, welches uns die Dienerschaft zeigte, prangte das Wappen des Hauses Barberini. Die schlechten rothen Ziegelsteine, welche den Fußboden dieses großen, verfallenen Zimmers bilden, sind hier und da eingesunken und schief getreten; allein Niemand denkt an eine Reparatur. Wir hatten genug, und verbaten uns die Ehre, noch mit den Pallästen Spada, Braschi, Doria, Farnese, Borghese, Colonna, Torlonia, und wie sie heißen mögen, nähere Bekanntschaft zu machen. Italien hat der Principi wie Sand am Meere. Jede Privatwohnung eines Principe ist Palazzo. Nach italienischem Maaßstabe sind alle Häuser Berlins und Wiens ohne Ausnahme Palläste.

Die Gemäldesammlung entschädigte uns. Man rühmt insbesondre die Fresken Peters von Cortona; wir bewunderten in dem kleinen Gemach unten an der Treppe, welches die vorzüglichsten Bilder enthält, besonders das Brustbild einer Geliebten Rafaels. Es ist von dem großen Künstler selbst gemahlt und beweiset, daß er auch Karnation und Kolorit sehr wohl

in seiner Gewalt hatte. Hier begrüßten wir auch ein Paar Werke unsers ehrwürdigen Landsmanns Albrecht Dürer.

Wir begaben uns sodann nach der nahegelegenen Kapuciner-Kirche, in der wir Guido Reni's herrliches Bild des Erzengels Michael bewunderten. Eine Kopie dieses Gemäldes in Mosaik ziert einen der 12 Altäre in der Peterskirche.

Hierauf besuchten wir Thorwaldsens Atelier. Wir trafen den vortrefflichen Künstler anwesend und viele seiner Schüler unter seiner Leitung beschäftigt. Man arbeitete an einem großen Basrelief, den Triumphzug Alexanders nach Besiegung der Perser darstellend, welcher für den König von Dänemark bestimmt ist.

Nachmittags fuhren wir nach der Kirche S. Pietro in Montorio, um Rom vom Janikulus überschauen zu können. Vor der Kirche, welche auf diesem Berge steht, befindet sich ein mit einer steinernen Brustwehr umgebener freier Platz, von dem man Rom vollständig übersieht. Unten am Fuße des Janikulus strömt die Tiber und trennt die Bezirke Trastevere und Borgo von den zwölf übrigen Bezirken der Stadt; zur Linken wird der Blick durch St. Peters Dom, den Vatikan und den Monte Mario mit seinen Kiefern begrenzt; zur Rechten verschwindet er in weiter Ferne; vor und unter dem Beschauer dehnt sich jenseits der Tiber die Stadt, wiewohl auf Hügeln liegend, doch wie in einer wei-

ten Fläche aus. Hier und da ragen die angeblichen Ueberbleibsel der Römerzeit über die geschwärzten Häuser; insbesondre unterscheidet man das Mausoleum Hadrians und das Koliseum; auch sieht man viel einzelne Ruinen im freien Felde. Im Hintergrunde begrenzen die Anhöhen des Albaner- und Sabinergebirges, Tivoli und Fraskati den Horizont. Ueber die ganze Landschaft ist jene eintönige bräunliche und graue Färbung verbreitet, die den hesperischen Gefilden eigenthümlich ist; hier und dort breitet die Kiefer ihre abgestumpfte Krone aus, oder erhebt sich die schwarze Trauerpyramide der Cypresse, oder zeigt sich graues Olivengebüsch. Mit Freude bemerkten wir aber hier auch in einem Garten am jenseitigen Ufer der Tiber eine kleine Reihe im Freien stehender Orangenbäume, die mit röthlichen Früchten prangten. Nun, wir haben sie gekostet, diese Früchte, auch gestand mir Mossiou auf Befragen, daß die hiesigen Orangenbäume im Januar und Februar durch eine Bedeckung von Segeltuch gegen den Frost geschützt werden müssen. —

Wir verweilten gern und lange auf dem Janikulus. Der Tag war mild und schön. So schmerzlich wir nun schon in Italien enttäuscht worden sind, so halten wir doch noch mit Liebe an der Erinnerung fest, die uns geblieben ist von unserer frühern Täuschung, und jedes edlere Gemüth wird sich beim Anblick Roms einer freudigen Rührung nicht erwehren können.

Der Weg führte noch höher hinauf zu der größten und wasserreichsten Fontaine Roms, der Fontana Paolina, die hier, in einer völlig abgelegenen Gegend zwischen Berggärten, nicht weit vom Pankratiusthore, von Paul V. im Jahre 1612, nach den Zeichnungen Fontana's und Maderni's, aus Ueberbleibseln des alten Forums von Nerva erbaut ist. Sechs jonische Säulen von rothem Granit, mit einem Aufsatz (Attika), der das päpstliche Wappen trägt, und zwischen diesen Säulen drei große und zwei kleine Nischen, aus denen Wasser in ein großes Bassin strömt, bilden die Fontaine. Wir fuhren zum Pankratiusthore hinaus und schlugen den Weg ein, der rechts an den hohen Wallmauern der Stadt zum Vatikan führt.

Hier angekommen, besahen wir die berühmten Logen und Zimmer Rafaels. Der Pallast des Vatikan enthält, wie schon erwähnt worden, eine Menge von umbauten Höfen. Einer derselben heißt St. Damashof und ist von drei Seiten mit vier über einander fortlaufenden Gallerien umgeben, welche sämmtlich von außen mit Arkaden und im Innern mit Mahlereien geziert sind. Eine dieser drei Seiten oder Flügel des Pallastes hat in jeder Etage 13 solcher gewölbter Bogen, welche auf Pilastern ruhen. Im Innern der Gallerie befinden sich an der den Pilastern gegenüberstehenden Wand Gegenpilaster; die Decke oben ist, den Arkaden entsprechend, in dreizehn besondere Wölbungen getheilt, so

daß die Gallerien, wenn man will, aus dreizehn Logen bestehen.

Die Logen der zweiten Etage dieses Flügels nun heißen die Logen Rafaels, weil sie Freskobilder dieses Meisters und seiner Schüler enthalten. Jeder, der dreizehn Plafonds ist mit 4 Freskogemälden geziert, welche nach Kartons von Rafael von dessen Schülern Giulio Romano, Pelerino von Modena, Caldara, Maturin von Florenz und Andern gemacht sind; die Gegenpilaster an den Wänden schmücken jene lieblichen Arabesken, von Johann von Udine's Hand, die man aus Abbildungen kennt. Das eine der 4 Decken-Gemälde über der Eingangsthür, welches Gott den Vater darstellt, der das Chaos entwirrt, ist von Rafael selbst gemahlt. Noch sind die Farben frisch; doch haben sie von der Witterung gelitten, und sie werden daher durch Fenster gegen dieselbe geschützt. Gleich beim Eintritt in die Logen erblickt man rechts die Marmorbüste Rafaels von Alexander von Este gemeißelt.

Von höchster Kunstbedeutung aber sind die 4 Stanzen (Zimmer) Rafaels. Papst Julius II. hatte eben begonnen diese Zimmer von andern Meistern mahlen zu lassen, als Bramante Rafaels Berufung nach Rom veranlaßte. Letzterer stellte nun auf einer Wand der Zimmer den Streit der Kirchenväter dar, welches vortreffliche Bild den Papst so entzückte, daß er dem Künstler die Ausmahlung sämmtlicher Zimmer übertrug, und das von andern

Meistern bereits Gemahlte wieder auslöschen ließ. Rafael konnte nur die Auslöschung einer von seinem Lehrer Peter Perugino im ersten Zimmer gemahlten Decke verhindern. In diesem ersten Zimmer sind übrigens Ereignisse aus dem Leben der Päpste Leo III. und IV. dargestellt, der große Brand von Borgo S. Spirito im Jahre 847, woran auch Giulio Romano gemahlt hat, der Sieg Leo's IV. über die Sarazenen zu Ostia, die Krönung Karls des Großen durch Leo III., und die Rechtfertigung dieses Papstes vor demselben.

Die zweite Stanze enthält die weltberühmte Schule von Athen oder die Schule der Philosophen, aus 52 Figuren bestehend. Man erblickt einen schönen Portikus, in der Mitte Plato und Aristoteles, rechts unter andern Figuren Sokrates, der mit Alcibiades spricht; außerdem Pythagoras schreibend unter seinen Schülern und Diogenes mit einem Buche in der Hand. In demselben Zimmer befindet sich auch der eben erwähnte Streit der Kirchenväter, der Parnaß mit Apollo, den 9 Musen und mehrern berühmten Dichtern, die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, Theologie, Philosophie und Dichtkunst, und über den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, als Haupttugenden der Gerechtigkeit u. s. w.

Das dritte Zimmer heißt die Stanze des Heliodor. Hier ist dargestellt wie Heliodor, der im Jahre 176 vor Christus den Tempel von Jerusalem plündern wollte, auf das Gebet des Hohenpriesters Onias

durch bewaffnete Engel vernichtet wird. Für das Köstlichste, was dieses Zimmer darbietet, muß indessen das Bild der Befreiung St. Peters aus dem Gefängnisse erachtet werden. Man sieht, wie ihm ein Engel seine Ketten abnimmt und ihn aus dem Gefängnisse leitet. Unbeschreiblich sind die Lichteffekte, welche der Künstler hier hervorgebracht hat. Denn nicht nur die Hellung, welche von dem Engel im Gefängnisse ausgeht, sondern auch das Licht außerhalb des Gefängnisses, der Mondschein, und die Flamme einer Fackel, die ein Soldat hält und die sich in seinen Waffen spiegelt, beleuchten die vortrefflich gedachte Gruppe.

Das vierte Zimmer wird der Saal des Konstantin genannt. Auf der den Fenstern gegenüber befindlichen Wand sieht man Konstantin des Großen Sieg über Maxentius bei Ponte molle; allein Rafael hat nur die beiden an der Seite befindlichen Figuren der Gerechtigkeit und Güte gemahlt; der Tod überraschte ihn und das Werk ist darauf von seinem Schüler Giulio Romano beendigt worden. — Das Durcheinander und die Ueberhäufung der verschiedenartigen Darstellungen in diesen Stanzen macht keinen erfreulichen Eindruck, und da auch hier Feuchtigkeit und Mangel an Fürsorge den meisten Bildern längst die Frische geraubt hat, so wird nur derjenige die Stanzen wirklich befriedigt verlassen, dem ein tieferer Sinn für die Kunst beiwohnt. —

Wir begaben uns hierauf in den Garten des

Vatikan. Man sagte uns, daß der heilige Vater gestern der aria cattiva wegen nach dem Quirinal gezogen sei. Den Garten fanden wir eben so im Verfall, wie die andern italienischen Gärten, die wir gesehen. Viele Wege waren durch Blätter, Zweige, ja durch verstreuten Dünger verunreinigt, und die Orangeriegewächse standen, wohl zu bemerken, hier, im tiefen Süden, wie bei uns in Kübeln! Nur ein Umstand erinnerte uns an die hesperischen Gefilde; selbst hier im Freien, im Garten des Vatikan, fielen uns Flöhe an, welche im trocknen Dünger nisteten. Es klingt unglaublich, aber ich betheure, daß ich Wahrheit spreche. Ein Paar andre und kleinere Gärten des Vatikan zeichneten sich durch künstliche Springbrunnen aus; insbesondre bewunderten wir eine Fontaine in Form eines Seeschiffes von der Größe eines kleinen Bootes, welches aus allen Raaen und Spieren und aus den Kanonenlöchern Wasser spie.

Wir besichtigten nunmehr die Peterskirche von der hintern Seite. Nur hier ist man im Stande, sich einen vollkommenen Begriff von der ungeheuern Größe dieses Gebäudes zu machen, da man vorn nur die Façade und Kuppeln sieht. Es währt geraume Zeit, bevor man den hinteren Theil der Kirche umgangen ist; man glaubt die Mauern einer Citadelle zu umschreiten. Da das Innere der Kirche die Form eines an den obern 3 Spitzen abgerundeten Kruges hat; so bilden die äußern Mauern an jeder

dieser 3 Spitzen einen kolossalen Bauch. Zwischen diesen abgerundet hervorspringenden Mauern treten andere Theile des Riesenbaues im rechten Winkel hervor, dadurch wird es leider auch hier unmöglich, das Ganze mit einem Male zu überschauen. Die Mauern sind sämmtlich von Travertin, einem gelblich rothgrauen, etwas porösen, aber sehr festen Tuffstein erbaut, und scheinen der Ewigkeit zu trotzen. Wir traten durch eine Seitenthür in die Kirche, betrachteten noch einmal flüchtig alle ihre Merkwürdigkeiten und nahmen Abschied von St. Peter, da wir morgen Rom verlassen und über Pisa nach Genua reisen wollen.

Dann fuhren wir zur Porta Angelica hinaus, an der die Köpfe hingerichteter Räuber modern, und zwischen dem Monte Mario *) und der Tiber, in der reizenden Beleuchtung der Abendsonne spazieren. Der Blick auf den mit Gärten und Landhäusern gezierten niedrigen Höhenzug des Berges zur Linken und auf die nahe Tiber zur Rechten macht diese Gegend zu einer sehr anmuthigen; wir wüßten keine angenehmere Spazierfahrt bei Rom. Dennoch sahen wir keine Menschen, und Mossiou versicherte uns, daß es Niemanden einfalle, hier spazieren zu

*) Nicht etwa von dem Marius des Alterthums, sondern von einem römischen Nobile Mario Millini, der hier ein Landhaus bauen ließ, also genannt. Früher hieß der Berg Clivus Cinnä.

fahren, man beschränke sich auf den Korso und den Monte Pincio! — Er machte uns insbesondre auf die Villa Madama des Monte Mario aufmerksam. Diese Villa gehörte früher der Tochter Karls V., Margaretha von Oestreich, gegenwärtig aber ist sie Eigenthum des Hofes von Neapel. Mossiou verdrehte die Augen vor Entzücken, als er sie uns zeigte; wir aber sahen nur einen alten, schwarzen, verräucherten Steinklumpen. Wie ganz anders habe ich mir eine italienische Villa gedacht! —

Wir erreichten den Ponte molle. Hier steht vor diesem äußersten Brückenthore Roms eine Taverne, die mit prangender Inschrift sich antica (uralt) nennt. Der Himmel weiß, die Italiener finden ihre höchste Glückseligkeit darin, Alles alt und antik zu machen. In ganz Italien herrscht die Manie, Gebäude, Läden, Gasthöfe, Kaffeehäuser und Kneipen antik zu nennen. Wie oft haben wir mit großen Buchstaben auf einem Schilde das Wort antico gelesen! Dadurch glauben die Italiener eine Sache dem Fremden am besten zu empfehlen. Daher auch ihre Neigung zu finstern räucherigen Wohnungen und altem Plunder jeder Art. Und kann man es ihnen verargen, wenn seit einem halben Jahrhundert, ja länger, ein Schwarm von Antiquitätenkrämern aus allen Gegenden der Welt herbeiströmt und enthusiastische Verehrung für jeden alten Steinklumpen zeigt, daß sie zu ihrem Vortheil das „mundus vult decipi, ergo decipiatur“ auf alle erdenkliche Art

und Weise zur Anwendung bringen? Wer sich lächerlich benimmt, muß dem gemäß behandelt werden. Die Reisenden selbst haben aus Italien das geschaffen, was es jetzt ist. —

Der Wagen hielt. Wir ließen uns auf der Gallerie der Taverne nieder, wo wir den Thurm von Ponte molle, ein Paar Häuser von Rom und die nahen Weinhügel überblickend, aus italienischer Bauchflasche mit langem Halse fröhlich ächten Orvieto tranken und uns den antiken Schinken, den man uns vorsetzte, vortrefflich schmecken ließen. Allein die antiken Flöhe, die hier nisteten, trieben es so arg, daß wir ihnen bald das Feld räumen, und uns den Appetit nach antikem Käse und antiken Bratwürsten, die man uns anpries, vergehen lassen mußten.

Es war Gesellschaft an verschiedenen Tischen vertheilt; allein es befand sich keine Dame darunter. Wieder ein Beweis, daß italienische Eifersucht, so lange es irgend möglich ist, jedes weibliche Wesen hinter den bergenden Mauern versteckt hält. Wie ganz anders stellt sich ein öffentlicher Vergnügungsort in Deutschland, England, Frankreich dar! — Das weibliche Geschlecht ist es zunächst, welches den Ort verschönt; die lieblichsten Blumen der öffentlichen Gärten sind bei uns die holden Frauen, welche Anmuth und Sitte verbreiten, und es giebt die Unterhaltung zwischen Personen beider Geschlechter, durch Gesittung veredelt, der Erholung den schönsten und

eigenthümlichsten Reiz. Wo findet man dies in Italien? —

So sehr wir übrigens in diesem trefflichen Lande von Ungeziefer gepeinigt werden, so haben wir doch bis jetzt noch keinen Skorpion zu sehen bekommen. Wer also glaubt, daß dergleichen Thiere hier schaarenweise in den Schlafzimmern herum kröchen, der irrt. Da wir aber neugierig sind, einen Skorpion zu sehen, so hat Mossiou heute Abend den Auftrag erhalten, uns einen solchen zu verschaffen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Mossiou schnellt uns zum letzten Male. Die bezahlten Skorpione. Römische Wirthsrechnung. Zufriedene Gesichter. Abreise von Rom. La Storta. Baccano, Abschied von der Peterskuppel. Habsüchtige Postillone. Ronciglione. Man will den Reisenden wieder 6 Pferde vorlegen. Das sind Räuber! Schöner Abend. Ecco, sacramente, una bottiglia! Bon viaggio! Viterbo. „I passaporti!“

Viterbo, am 3. Juli.

Heut früh brachte Mossiou die Berechnung seiner fernern Auslagen für uns. Sie schloß, wie nicht zu zweifeln, abermals mit 12 Piastern ab, und für den Erlaubnißschein zur Besichtigung der Villa Hadriana war ein Piaster angesetzt, wiewohl der englische Lord, auf den sie lautete, vielleicht vor Jahr und Tag und seitdem eine Menge anderer Reisenden schon dafür bezahlt haben mochten. Allein wie wurde uns, als der sehr ehrenwerthe Cicerone nun eine Schachtel hervorzog, in welcher er zwei lebende Skor-

pione von anderthalb Zoll Länge aufbewahrte, und sich noch zwei Piaster für dieselben bezahlen ließ? — Unsre naturhistorische Wißbegier kommt uns etwas theuer zu stehen. — Die Wirthsrechnung betrug 64 Piaster; an Trinkgeldern zwackte man uns 28 Piaster ab. Den ganzen Vormittag hatte Mossiou mit den Pässen zu thun, die, von Gott weiß welchen Gesandtschaften, visirt werden mußten. Erst nach Tische waren wir im Stande, Rom zu verlassen, wo ich mich übrigens dies Mal sehr wohl befunden habe.

Als wir abfuhren, versammelte sich das ganze Haus um unsern Wagen, und wohl zwanzig freundliche, zufriedne Gesichter wünschten uns eine glückliche Reise! Dieser allgemeinen Zufriedenheit dankten wir auch, daß wir mit drei und nicht mit vier Pferden von Rom aus fuhren. Zum Ueberfluß hatte uns der Cameriere noch das römische Postreglement zugesteckt, um uns gegen die fernern Eigenmächtigkeiten der Posthalter zu sichern. Vergebliche Hoffnung! — Schon auf der nächsten Station la Storta gab man uns 4 Pferde und zwei Postillone.

Wir hatten gutes Reisewetter. Vor Baccano, vier Meilen von Rom, nahmen wir von der uns zum letzten Mal erscheinenden Peterskuppel Abschied. Wir wollten heut noch bis hierher nach Viterbo, welches 6 Posten von Rom gelegen ist. Zwölf Meilen in einem Nachmittag sind in Italien eine Kleinigkeit, wenn man sich in den Willen der Postmei-

ster fügt, und die geldgierigen Postillone zufrieden stellt. Allein, was wir auch für ein Trinkgeld gaben, heute trieben es diese habsüchtigen Menschen wieder besonders arg. Von Ronciglione nach Imposta wollte man uns die Berge hinan 6 Pferde vorlegen, und das Vorzeigen des Postreglements befreite uns nach unaussprechlichem Aerger doch nur von dem fünften und sechsten Pferde, so wie von dem dritten Postillon. Es war dunkel geworden, und unser Gespräch lenkte sich auf die Räubereien in Italien, auf unsre Unvorsichtigkeit, oft bis spät in die Nacht hinein zu fahren. Man konnte nicht fünf Schritte weit vom Wagen sehen. Dieser schleppte sich, da die Pferde so eben bergan eine Strecke galoppirt waren, momentan langsam in die Höhe. Plötzlich sahen wir dicht neben uns vier bewaffnete Kerle. Unwillkürlich dachte ein Jeder: Das sind Räuber! Allein sie ließen uns ruhig vorbei; die Postillone belehrten uns, es seien Soldaten, die den Weg bewachten. Wir kamen also mit dem Schreck davon.

Auf der Höhe sahen wir, wie sich in Osten der Vollmond über die fernen Gebirge emporhob. Der Himmel war vollkommen klar; der aufgehende Mond hatte die Größe eines Vorderrades und glühte dunkelroth in ungewöhnlicher Pracht. Er beleuchtete die unter ihm liegenden dunkeln Wellenlinien des Gebirges, welches Gespenstern gleich am Horizonte sich hinzog. — Wir erreichten Imposta, wo wir

uns wieder über die Frechheit unsrer Postillone ärgerten, die mit zwei Piastern Trinkgeld nicht zufrieden waren und noch una bottiglia (einen Schnapps) verlangten. Herzlich mußten wir aber lachen, als Einer von uns dem Hauptraisonneur eine jener kleinen, abgegriffenen, blechartigen Silbermünzen, die im Kirchenstaat und Toskana im Umlauf sind und kaum den Werth eines Pfennigs haben mögen, mit dem Ausruf: ecco, sacramente, una bottiglia! *) hinreichte, und der Kerl vor Schreck über die lumpige Kleinigkeit, die er kaum in den Händen fühlte, ein bon viaggio stammelnd befriedigt zurücktrat.

Wir fuhren nun bergab pfeilschnell bis nach Viterbo, wo wir Nachts um halb zwölf Uhr angelangt, und nachdem wir dem gebieterischen i passaporti! gehorcht haben, in der Post abgestiegen sind. Man wird nicht zweifeln, daß man uns hier gern noch bis 2 Uhr wach erhalten und uns noch eine Mahlzeit von 12 Schüsseln vorsetzen möchte; allein wir haben die cena energisch untersagt und wollen — schlafen.

---

*) Nun, zum Teufel, da ist ein Schnapps!

Acht und dreißigstes Kapitel.

Jammernacht in Viterbo. Brüllender Gesang der von einer Landpartie zurückkehrenden Einwohner. Sechs Pferde und drei Postillone. Die Reisenden schlummern im Freien. Montefiascone. Aquapendente. I passaporti! Der wüthende Gensdarm. Der spitzbübische Cameriere. Ponte Centino. I passaporti! Aal in Oel und Flöhe. Nichts als Aerger. Radicofani. I passaporti! zum dritten Male. Schlauheit der italienischen Bettler. Noch ein Paar Worte über das Fahren in Italien. Vermaledeite hesperische Gefilde. Torrinieri.

Torrinieri, am 4. Juli.

Welche Nacht haben wir in Viterbo verlebt! Durch das nahe am Posthause gelegene Thor rollten unabläßig Wagen in die Stadt, auf denen der größte Theil der Einwohner jauchzend und mit brüllendem Gesange von einer Landpartie zurückkehrte. Der nächtliche Lärm ist in den kleinen Städten Italiens viel größer, als in den größern. Hier mag bessere Aufsicht Statt finden, auch mehr Bildung herrschen;

dort wohnt mehr Gesindel, welches sich in diesem Lande, wenn es fröhlich sein will, stets so geberdet, als ob es dem Tollhause entsprungen wäre. Um 4 Uhr Morgens schrie und brüllte man noch, wie um Mitternacht; — den Takt zu dieser Höllenmusik hüpften die beißigen Flöhe Viterbo's auf unsern gegeißelten Körpern.

Zum Frühstück erhielten wir, wie gewöhnlich, Kaffee, saures Maisbrot und Eier. Wir mußten eine enorme Rechnung bezahlen und schleppten uns dann übernächtig und zerschlagen nach unserm Wagen hinunter. Der Hr. Postmeister hatte bereits anspannen und — 6 Pferde mit 3 Postillonen, wie damals bei der Hinfahrt nach Rom, vorlegen lassen. Wir sollten also, hinfällig, wie wir waren, noch einen Kampf beginnen. Hätten wir bei unserer Ankunft in der Nacht ein großes Mahl verzehrt, würde der Gewinnst, den der Herr Postmeister hiervon gezogen, demselben wahrscheinlich genügt haben; aber Nachtlager und Frühstück schien ihm zu wenig, und er suchte sich daher zu entschädigen. Ich zeigte das Postreglement vor, und befahl, zwei Pferde augenblicklich auszuschirren. Nach vielem Hin- und Herstreiten äußerte endlich der würdige Mann: „Nun, ich dachte, Sie wünschten 6 Pferde, weil es besser geht; wenn Sie es nicht wollen, so mag es bei Vieren bleiben.“ —

Der Tag war schön, wir aber schliefen im Freien. Schlafend erreichten wir Montefiascone; erst die Lieb-

lichkeit des Bolsenasees verscheuchte den Schlummer. Gegen Mittag erreichten wir Aqua Pendente. Ein päpstlicher Gensdarm verlangte am Thore rauh und kurz unsre Pässe. Da wir noch mit Verdruß an die uns in dieser Stadt widerfahrne Prellerei dachten, so hatten wir beschlossen, lieber in einer elenden Dorfkneipe die Mittagsmahlzeit einzunehmen, als hier zu bleiben, und da wir mithin nur durchfahren wollten, und überdies aus der Hauptstadt, aus Rom selbst, kamen, so verweigerte ich die Vorzeigung der Pässe, die doch nur des Trinkgeldes wegen gefordert wurden. Augenblicklich flammten die Augen des Gensdarmen, und mit Hintansetzung aller Höflichkeit gebot er die Vorzeigung. Mit gleicher Heftigkeit verweigerte ich sie nochmals, und befahl dem Postillon, augenblicklich nach der Post zu fahren. Wiewohl nun in der Regel das italienische Gesindel von einer unrechtmäßigen Forderung zurücktritt, sobald man zeigt, daß man die bestehenden Verordnungen kennt und ruhige Besonnenheit entgegensetzt; so wird man doch häufig den Kürzern ziehen müssen, wenn man dieser leidenschaftlichen Nation mit Heftigkeit begegnet. Der Gensdarm schäumte vor Wuth; wäre ich mit ihm allein gewesen, hätte er mich zuverlässig auf der Stelle niedergehauen. Er flog an Händen und Füßen, und eilte, da die Postillone meinem Befehle gehorchten, neben dem Wagen her, um uns zu verhaften. Vor dem Posthause verließ er uns, um obrigkeitliche Hilfe zu holen.

Von allen Seiten strömte die Hefe des Volkes herbei, um den Ausgang dieses Ereignisses zu erwarten. Ich schrie der versammelten Menge zu, ich würde den Paß nicht vorzeigen; wir kämen aus Rom, ihrer Hauptstadt, und seien durch die höchsten Behörden und Gesandtschaften legitimirt, wir wollten nur durch Aquapendente durchfahren, dies Städtchen sei ja keine Festung; man habe es nur darauf abgesehen, Geld für das Visiren des Passes zu gewinnen. Die Menge lachte höhnisch und schwieg. Inzwischen war ein sehr anständig gekleideter Mann an den Wagen getreten und bat höflich um unsre Pässe. Ich wiederholte das Gesagte. Mit außerordentlicher Höflichkeit bedauerte er unsern Verdruß und versicherte uns, es sei Befehl der Regierung, hier die Pässe der ein- und ausgehenden Reisenden zu visiren, da Aquapendente Grenzstadt an Toskana sei. Hiergegen ließ sich freilich nichts einwenden. Ich erwiderte sogleich, wenn ein so achtbarer Mann mir versichere, daß der Befehl der Regierung, nicht Willkür, die wir so oft in Italien erfahren hätten, der Abforderung unsrer Pässe zum Grunde liege, so wäre Niemand bereiter als wir, uns den gesetzlichen Anordnungen zu unterwerfen. Und wir gaben die Pässe, die dies Mal, wohl zu bemerken, unentgeltlich visirt wurden. — —

Der ganze Auftritt ereignete sich nicht weit von dem Gasthofe, in dem wir auf der Hinreise nach Rom übernachtet hatten. Der spitzbübische Came-

riere, der uns damals so betrogen, stand vor der Thüre, und sah gemüthlich, wie sehr wir uns ärgerten. Er erkannte uns unfehlbar wieder, und konnte nicht zweifeln, daß er uns ebenfalls noch sehr wohl im Gedächtnisse sei; dennoch hatte er die Frechheit, nun an den Wagen zu treten, und uns in den Gasthof einzuladen. Wir antworteten ihm durch Blicke der tiefsten Verachtung. Unsere Energie schien auf den Postmeister Eindruck gemacht zu haben, denn man legte uns hier ganz kleinlaut nur 3 Pferde mit zwei Postillonen vor; der Weg nach der nächsten Station, Ponte Centino, geht aber auch bergab.

In Ponte Centino, dem päpstlichen Grenzort, nur aus wenigen Häusern, dem Post- und Gasthause, dem Grenzamt und der Douane bestehend, blieben wir zu Mittag. Man führte uns eine Treppe hinauf, in ein leidlich aussehendes Stübchen, wo man uns eine Stunde später mit dünner Schöpsenfleischbrühe, verlegenem Parmesankäse, halb rohem Schöpsenfleische, überaus fettem und obenein in Oel gesottenem Aal und mit waschlappenähnlichem Eierkuchen ätzte! Dafür mußte die Person, wie immer, 1 Piaster bezahlen. Einer von uns war des Ungeziefers wegen genöthigt, sich in einem Nebenzimmer, auf einem Stuhl stehend, nackt auszuziehen. Wiewohl wir eben erst in Aquapendente unsre Pässe vorgezeigt hatten, wurden sie uns hier abermals abgefordert, und wir entrichteten den kaum erst gezahlten

Zoll noch einmal. Unterdessen hatte der Postmeister auch schon wieder das vierte Pferd vorlegen lassen, was zu einem hartnäckigen, aber vergeblichen Wortkampf Anlaß gab. Der ganze Tag war heut eine ununterbrochene Kette von Aerger. Hungrig, erschöpft und mißgestimmt stiegen wir wieder in den Wagen. Wir mußten freilich die öden, zerrissenen, langen Rücken der Berge hinauf, die zu der alten Bergfeste Radicofani führen; nach dem Reglement durfte der Postmeister indessen nur 3 Pferde vorlegen.

Im Flecken Radicofani fielen anderthalb Stunden später die toskanischen Douaniers über uns her. Zum dritten Male mußten wir unsre Pässe vorzeigen und wieder auslösen. Die gut bezahlten Postillone äußerten murrend ihre Unzufriedenheit, und eine Bettlerschaar sammelte sich um unsern Wagen. Wiewohl uns die Bettler noch immer quälen, hat sich doch diese Art der Unannehmlichkeit, seit wir uns auf dem Rückwege befinden, bedeutend vermindert. Der italienische Bettler richtet sich klüglich nach der Deichselstange am Reisewagen. Er urtheilt, wenn dieselbe nach Süden zeigt: Die Leute kommen erst, haben noch viel Geld und müssen gerupft werden; im umgekehrten Falle aber: Die Leute reisen zurück, ihr Geld geht zu Ende und — sie kennen nun das Land und unsere Gesetze. —

Wir wurden, was wir voraus gesehen, die vier Pferde nicht wieder los, fuhren aber unvergleichlich schön, und erreichten auf diese Weise um 10 Uhr

Abends das Dorf Torrinieri, nachdem wir im Ganzen heut $18\frac{1}{2}$ deutsche Meile zurückgelegt haben. Daß unser Wagen noch hält, ist ein Wunder. Wer nicht ein eisern gebautes Fuhrwerk nach Italien bringt, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sehr bald zertrümmert werden wird. Denn die toskanischen, römischen und neapolitanischen Postillone fahren durch die kleinern Ortschaften, um sich den versammelten Müßiggängern zu zeigen, nicht Galopp, sondern Karrière über das Straßenpflaster. Daß es kein Mittel giebt, sie zum langsameren Fahren zu zwingen, habe ich schon angeführt. Wir hatten uns anfangs darauf gefaßt gemacht, das Genick zu brechen. Indessen der Himmel beschützt uns, und da der Wagen so lange gehalten hat, wird er uns ja auch wohl glücklich aus diesen vermaledeiten hesperischen Gefilden wieder herausbringen.

Wir logiren hier in Torrinieri in der Post, und finden gegen unsre Erwartung eine reinliche, anständige Gastwirthschaft. Noch immer kann ich mich an die Wulst, welche die Stelle des Kopfkissens vertritt, nicht gewöhnen: mein Lager wird in dieser Nacht besonders hart sein.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Abreise von Torrinieri. Buonconvento. Montaroni. Anblick von Siena. Laublose und gabelförmige Maulbeerbäume. Landwirthschaft der Italiener. Siena. Die Reisenden stillen erst nach zwei Tagen ihren Hunger. Poggibonsi. Castiglioncello. Unflätherei. Cambiano. Regenwetter. Das Elsathal. Certaldo. Zwei hübsche Mädchenköpfe. La Scala. Castel del Bosco. Reizende Landschaft. Fornacette. Abenddämmerung. Die erleuchtete Villa. Die Hexen vom Blocksberge. Ankunft in Pisa. Der Gasthof zum Husaren. Beschreibung der Stadt. Der Dom und der hängende Thurm. Aussicht vom Thurm. Das Battisterium. Campo santo. Flöhe und eine modernde Maus. Die Bäder bei Pisa. Der Aquädukt. Rückfahrt nach der Stadt.

Pisa, den 6. Juli.

Gestern am fünften Juli fuhren wir Morgens um 8 Uhr von Torrinieri ab. Der Morgen war schön, die Gegend freundlich; Hügel mit Weinanpflanzungen wechselten mit ebenem Terrain, welches mit

schilfartigem Mais und mit belaubten Maulbeerbäumen bewachsen war. Zur Rechten erhoben sich die Vorberge der Apenninen. Zwei Meilen von Torrinieri liegt das Dorf Buonconvento am Fuße von Bergen in angenehmer, aber ungesunder Gegend. Ich werde, von jetzt an, wie ich theilweise schon gethan, ein italienisches Dorf nur Ortschaft nennen, weil sich die Nordländer sonst unwillkürlich Strohhütten denken. Eine kleine grade, durch zwei Thore geschlossene Straße, welche etwa zwanzig hohe steinerne Häuser enthält, ein Thorthurm mit schöner Uhr, rechts und links Trottoirs, und in diesen kleinen Raum eingezwängt Läden voll Verkehr, ein Gasthof mit prahlerischer Inschrift, Kaffeehäuser, vor denen das Trottoir durch übergespannte Leinwand gegen die Sonne geschützt wird: — also ist Buonconvento. Das klingt hübsch; allein auch hier fehlt natürlich nicht das Räucherige und Schmutzige der Wohnungen. Wir ließen uns, da es schon warm war, blos etwas Wasser geben, mußten dafür aber zahlen, als sei es Wein.

Von Buonconvento gelangten wir nach Montaroni, einer unbedeutenden Ortschaft. Hinter Montaroni wird die Gegend öde. Man fährt einen Berg hinan, befindet sich in der weiten Hochebene, welche hier von den Verzweigungen der Apenninen eingeschlossen ist, und sieht vor sich in bedeutender Ausdehnung auf einem wellenförmig am Horizont sich hinstreckenden Berge die Stadt Siena mit ihren

Thürmen. Näher gekommen überzeugten wir uns, daß Siena von wirklich reizenden Hügeln umgeben ist.

So weit wir jetzt in Italien gekommen sind, haben wir, und zwar, besonders in Mittel-Italien, häufig auf den Feldern eine Menge Bäumchen reihenweise angepflanzt gefunden, an deren Stamme sich nur zwei laublose Aeste befinden, die gabelförmig in die Luft ragen. Es ist dies etwas einer italienischen Landschaft durchaus Eigenthümliches, welches ich in allen Abbildungen, die ich kenne, vermisse. Man hat mich belehrt, daß es gleichfalls Maulbeerbäume sind, denen der Seidenzucht wegen das Laub so eben abgestreift worden ist. Es leuchtet ein, daß Felder, auf denen zur Zeit des Frühlings oder Sommers laublose Besenreiser stehen, keinen reizenden Anblick gewähren können. Nur zuweilen rankt sich an diesen Gabeln auch Wein empor; denn in der Regel dienen in Mittel-Italien kleine Ahornbäume zur Unterstützung der Rebe. Im südlichen Italien pflegt man dagegen, wie zu Virgils Zeit, den Wein mit der Ulme zu verbinden. Ueberhaupt haben sich im Landleben der neuen Italiener viele Gewohnheiten des Alterthums erhalten. Die jetzige Art und Weise das Feld zu bearbeiten, ist mit der, welche Virgil beschreibt, fast ganz übereinstimmend. Die Ackergeräthschaften sind dieselben; man schneidet das Getreide mit der Sichel, man drischt mit dünnen, langstieligen Flegeln im Freien, oder läßt den Mais durch Pferde austreten; vierrädrige Wagen sind auf

dem Lande gar nicht bekannt, vielmehr wird das Getreide und das Schilfstroh des Mais nur auf den schon erwähnten zweirädrigen Karren eingefahren, die von zwei Ochsen, mit Hülfe eines Stirnjoches gezogen, und da sie nur kurz sind, ungewöhnlich hoch und breit beladen werden.

Wir langten um 11 Uhr Vormittags in Siena an, und fanden eine vortreffliche Aufnahme. Seit unserer Abreise von Rom konnten wir hier zum ersten Mal wieder unsern Hunger stillen. Bis Poggibonsi, zwei Posten hinter Siena, mußten wir nun noch auf demselben Wege bleiben, den wir bei der Hinreise nach Neapel genommen hatten. Die Straße führte durch Hügel, die mit Kastanien, Wein und Oelbäumen bewachsen waren, über den Höhenzug fort, auf dem Siena liegt.

Hinter Castiglioncello hielten unsre Postillone plötzlich still. Einer von ihnen stieg vom Pferde, zog, vor dem Wagen bleibend, ohne Weiteres die Beinkleider herunter, und verrichtete mit der größten Unbefangenheit, den Hintern gegen uns gekehrt, seine Nothdurft. Es ist dies uns schon einmal auf der Hinreise widerfahren, und scheint mir als Beitrag zur Charakteristik der Nation nicht übergangen werden zu dürfen. Mir fiel dabei ein, daß, wenn ich nicht irre, Kephalides erzählt, er habe gesehen, daß eines Tages ein römischer Fashionable, welcher im Koliseum mit seiner Geliebten lustwandelte, plötz-

lich gleichfalls die Beinkleider abgezogen und sich seines Bedürfnisses entledigt habe, wobei die Dame gleichgültig vor ihm auf und abgegangen sei. Unflätherei ist in Italien die Loosung.

Hinter Poggibonsi schlugen wir eine nordwestliche Richtung ein. Die Station von Poggibonsi nach Cambiano beträgt zwei und eine Viertelpost, eine seltene Erscheinung in Italien, wo man zuweilen 6 Miglien zu einer Post erhebt und für 8 Miglien bezahlt nimmt. Man gab uns nur zwei Pferde und einen Postillon, ließ uns aber, unter der Versicherung, daß er wie mit Vieren fahren würde, wirklich das Postgeld für 4 Pferde bezahlen. Wir wurden auf dieser Tour von einem heftigen Platzregen fast ganz durchnäßt. In Italien giebt es ja wohl Wochen lang keinen Regen? — Auch die Chaussee dieser nach Pisa führenden Seitentour ist schön, wir fuhren in einer weiten Ebene durch das freundliche Elsathal, und sahen uns rechts und links oft von gewöhnlichem Laubholz eingeschlossen. Alle Häuser und Ortschaften, die wir berührten, waren reinlicher und freundlicher gebaut. Hier und da zeigten sich, ganz gegen die Sitte Italiens, abgeputzte und mit Farben bemahlte Häuser; links am Wege stand hinter Certaldo eine einzelne Villa, aus der zwei allerliebste Mädchenköpfe hervorblickten und kichernd ihre Glossen über die auf dieser Seitentour wohl selten erscheinenden fremden Gäste machten. Der Anblick zweier hübscher Mädchen auf ein Mal ist in Ita-

lien ein zu merkwürdiges Ereigniß, als daß es nicht besonders erwähnt werden müßte! —

Vor dem Posthause la Scala lief die Nebenstraße, auf der wir fuhren, in die von Florenz nach Pisa führende Hauptstraße. Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt und der schönste Abend sank hernieder. Daß wir längst wieder drei Pferde hatten, ungeachtet wir in der Ebene fuhren, wird Niemand bezweifeln. Das florentinische Postreglement besaßen wir nicht; wir hingen also von den Postmeistern ab. Von la Scala bis nach Castel del Bosco flogen wir an zahlreichen Häusern und kleinen bevölkerten Ortschaften vorüber, und legten diese 2 Meilen in $\frac{3}{4}$ Stunden zurück. Unser Postillon war ein junger, feuriger Mensch, der, als er bemerkte, daß wir uns über sein Fahren freuten, schneller als der Wind dahin sauste und uns obenein durch possirliche Stellungen, die er auf seinem Pferde einnahm, zu unterhalten suchte. Es war freilich nur auf ein größeres Trinkgeld abgesehen. —

Zwischen Castel del Bosco und Fornacette passirten wir die reizendste Landschaft, welche wir bis jetzt in Italien gesehen haben und genossen der Wunderpracht des Sonnenuntergangs. Wir fuhren auf etwas erhöhetem Terrain; zur Rechten blickten wir in das weite Thal, welches der Arno auf seinem Laufe von Florenz nach Pisa durchströmt; jenseits desselben dehnten die Gebirge sich aus; zur Linken überblickten wir eine wellenförmige fruchtbare Ebene

auf der, von Cypressen beschattet, hier und da einzelne Steinhäuser der Landbauer mit dem eigenthümlichen, unter stumpfem Winkel zusammenlaufenden italienischen Dächern aus dem grünen Anbau einladend entgegen lächelten. An einer Stelle führte die Landstraße dicht am Flußbette des breiten, aber wenig belebten Arno vorbei. Die Sonne war nun hinabgesunken und die kurze Dämmerung des Südens eingetreten. Wir hatten uns ganz nach Westen gewandt. Das Purpurroth des wolkenlosen Abendhimmels war so dunkel und so flammend, daß es die Augen blendete; die dieser Röthe entgegengesetzte Seite des Himmels zeigte bereits die schwarzblaue Färbung der Nacht. Nie habe ich ein schöneres Naturschauspiel gesehen, nie den Kampf des Lichts und der Finsterniß, welcher die Dämmerung bildet, mit ähnlichem Entzücken beobachtet, nie habe ich so begriffen, was eigentlich unter Zwielicht zu verstehen, als hier *). Während die dem Lichte zugewandte Seite der Häuser und Bäume im goldnen Scheine glänzte und die ungewöhnlich reine Atmo-

---

*) Anmerkung späterer Zeit. Wer erkennt in den obigen Worten, in der Darstellung des Naturschauspiels, nicht das aufrichtige Bestreben, Italien schön zu finden? Soll ich aber wahr sein, so muß ich eingestehen, daß mich dieselbe Pracht des Abendhimmels, dieselben Wunder der Dämmerung später im Monat October zu Berlin entzückt haben. Meine Reisegefährten fanden an jener Abendbeleuchtung in Italien nichts Besonderes.

sphäre selbst in weiter Entfernung alle Einzelheiten noch deutlich unterscheiden ließ, zeigte sich die Rückseite aller Gegenstände in schwarze Schatten gehüllt. Und wie allmälig der breite Flammengürtel des Himmels zum Horizont hinabsank, und die Schatten der Nacht über die ganze Landschaft dahin schwebten, färbte endlich nur noch ein rosenrother Duft in magischer Beleuchtung die nächsten Gefilde. Und auch dieser Duft verschwand, und lösete sich auf in ungewissen Lichtschimmer, der weithin formlose Massen zeigte, bis völlige Dunkelheit nur noch die nächsten Gegenstände erkennen ließ. Inzwischen war die Pracht der Sterne sichtbar geworden, das Auge gewöhnte sich bald an die schwache Hellung, die das Firmament über die Erde verbreitete, und unterschied allmälig deutlich alle nächsten Umgebungen. Als sei es aber darauf abgesehen, uns die schönsten Lichteffekte vereinigt zu zeigen, erblickten wir plötzlich im Arnothale die Villa eines Marchese von tausend Lampen erleuchtet. Die Postillone sagten uns, daß dort ein Fest gefeiert werde.

Es war uns übrigens keinesweges vergönnt, dieses mannigfaltigen Schauspiels so ruhig zu genießen, als ich es heute beschreiben kann. Denn aus den Häusern und Ortschaften am Wege stürzten uns wieder einmal Schaaren von Bettlern entgegen, die uns mit wildem, durchdringendem Geschrei ganze Strecken weit im schnellen Laufe begleiteten; insbesondere sahen wir uns mit unheimlichem Gefühl von

5 oder 6 scheußlichen alten Weibern verfolgt, die in der Dämmerung kreischend und mit flatternden Haaren neben uns her humpelnd den Hexen des Blocksberges zu vergleichen waren. Wir befanden uns auf dem Seitenwege von Florenz nach dem Badeorte Pisa: dies Gesindel konnte also nicht beurtheilen, ob wir aus dem Norden oder aus dem Süden kamen. Daher seine vollkräftige Frechheit! —

Auch haben wir uns gestern ebenso oft mit den Postillonen und Postmeistern, so wie der Paßschererei*) wegen ärgern müssen, als gewöhnlich.

Um zehn Uhr Abends hielten wir vor dem Gasthofe zum Husaren in Pisa, nachdem wir im Ganzen zwei und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten! —

Heut Vormittag durchwanderten wir die Stadt, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Florenz hat. Wie diese, wird Pisa vom Arno in zwei Hälften getheilt; wie in Florenz führen hier über diesen Fluß einige zierliche Brücken. Der breite Quai an beiden Seiten desselben ist mit ganz hübschen Häusern,

---

*) Wer glaubt, daß die jetzigen unruhigen Zeiten hieran Schuld seien, und daß dies mißtrauische Verfahren gegen Fremde vorübergehend sein werde, der irrt. Ich habe mich genau erkundigt. Von je her hat man die Fremden in Italien der Pässe wegen geschoren und diese als Erwerbsquelle betrachtet.

so wie mit einer steinernen Brustwehr gegen das Wasser eingefaßt. Wiewohl sich der Arno hier schon ganz nah an seinem Ausflusse in's Meer befindet, hat er doch keine größere Breite, als bei Florenz. So weit wir ihn von einer der Brücken übersahen, zeigte sich außer einer kleinen Lustbarke kein Schiff auf demselben. Pisa liegt in einer großen Ebene, die in der Entfernung einiger Meilen vom Meere bespült wird. Einst Stadt von 150,000 Einwohnern, zählt sie deren gegenwärtig nur 18,000, und ist wirklich öde. Die Straßen sind zum Theil breit und mit großen, behauenen Steinplatten vortrefflich gepflastert. Allein auch hier findet man alles Tadelnswürdige der übrigen italienischen Städte wieder. Insbesondere mißfällt hier ebenfalls der Anblick der auf der Straße arbeitenden Handwerker. Nirgend sieht man sauber gekleidete Menschen, überall nur Gesindel. Unter unserem Fenster hat in der engen Straße, in welcher wir wohnen, ein Schuster seine Werkstatt aufgeschlagen. Wenn wir zum Fenster heraussehen, ist die Beschäftigung der Schustergesellen und höchstens ein vorüberfahrender Ochsenkarren unsre Unterhaltung.

Wir eilten vor allen Dingen nach dem Dom, welcher jenseits des Arno ganz am Ende der Stadt auf einem freien Platze gelegen, und wegen seines hängenden Glockenthurms so weltberühmt ist. Wie dies bei vielen italienischen Kirchen der Fall, steht auch dieser Glockenthurm ganz abgesondert von der

Kirche. Er ist von Marmor erbaut, rund, ohne Spitze und 190 Fuß hoch, erscheint aber, weil er verhältnißmäßig zu breit ist, nicht so hoch. Acht Reihen Säulen über einander umgeben ihn von außen. Zwischen ihnen und der Mauer ist überall so viel Raum, daß man rings herum gehen kann; in der Mauer selbst aber führt schneckenförmig gewunden eine so bequeme Treppe auf die Platform des Thurmes, daß man hinauf reiten könnte. Das Innere des Thurms gleicht einem hohlen Cylinder. Von der Platform übersieht man die Stadt, die tiefe graugrüne Ebene, in der Pisa liegt, die Mündung des Arno und das Meer, und nach den übrigen Richtungen Höhenzüge, welche mit Oliven bedeckt sind. Angenehm ist besonders der Blick nach Norden, wo sich graue Gebirge terrassenförmig emporheben, eine Meile von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges St. Giuliano, die berühmten Bäder sichtbar werden, auch sich auf einem der Vorberge des Gebirges der schlanke Grenzthurm des Luccheser Gebietes zeigt. Interessant war uns, daß das eiserne Gitter, welches die Platform des Glockenthurms umgiebt, an der Meeresseite von dem Salzgehalt des feuchten Seewindes ganz zerfressen ist.

Zur Linken des Glockenthurms erhebt sich auf dem erwähnten Platze das herrliche Gebäude des Doms, welches im eilften Jahrhundert von einem griechischen Baumeister errichtet worden sein soll, und im Innern mit schönen Basreliefs und Gemälden

geschmückt ist. Die schönen Thüren der Kirche sind von Bronze. Noch weiter links, dem Haupteingange der Kathedrale gegenüber, steht ferner auf diesem großen schönen Platze das runde, hohe, mit Säulen gezierte, gewölbte Battisterio, welches auch in akustischer Hinsicht beachtet zu werden verdient, da der hier von drei Männerstimmen intonirte Dreiklang einen eigenthümlichen Effekt hervorbrachte. Zwischen der Kirche und dem Battisterio zur Seite liegt das Campo santo, ein alter Kirchhof, dessen Erde aus Jerusalem einst hierher gebracht wurde. Er ist von gothischen Hallen umgeben, deren Wände mit Gemälden alter Meister, z. B. Giotto's, Orcagna's und Simon Memmis, bedeckt sind. Ueberhaupt finden sich in Pisa mehrere gothische Bauwerke. Auf dem Quai am Arno steht dicht an der steinernen Brustwehr des Flusses ein wunderliches, von außen mit gothischen Schnörkeln überladenes Kirchlein, welches nur wenige Schritte im Umfange hat. Niemand möge versäumen, dies bijou zu betrachten.

Wir kamen sehr erschöpft von unserer Wanderung nach unserem Gasthof zurück, wo wir eine sehr gute Bewirthung fanden. Da hier wieder geflochtene Matten den Estrich des Zimmers bedeckten, so wird man sich denken können, welche Qual uns die Flöhe verursachen. In einem unserer Schlafzimmer liegt frei unter dem Tisch eine modernde Maus. Da die Verwesung schon so weit vorgerückt ist, daß das Thier nicht mehr riecht, so hatten wir es

liegen gelassen, um zu sehen, ob man es bei Reinigung der Zimmer fortschaffen würde. Dies ist nicht geschehen und mancher Reisende wird das Thier auch nach uns noch zu sehen bekommen.

Nachmittags fuhren wir nach den Bädern hinaus. Eine schöne, mit Bäumen besetzte Chaussee führt durch die gut kultivirte Ebene. Die Berge, an deren Fuß die Bäder liegen, sind grauschwarz, nackt und kahl, wie dies in der Regel in Italien der Fall ist, und augenscheinlich Gebilde vulkanischer Kraft. Mit großer Neugierde warteten wir darauf, ein italienisches Bad ersten Ranges in Augenschein zu nehmen, man höre! —

Am Fuße eines grauen Felsenberges liegt ein großes geräumiges, und, wenn man will, pallastähnliches Gesellschaftshaus, oben in der Façade mit einer großen Uhr geschmückt. Vor diesem Hause breitet sich ein großer Platz aus, den steinerne, mehrstöckige Häuser umgeben, und der sich zur Rechten in eine einzelne, kleine Straße öffnet. Rechts und links auf dem Platze stehen getrennt von einander, so daß die Façade des Gesellschaftshauses frei bleibt, zwei schmale, lange niedrige Gebäude, in denen die Trink- und Badeanstalten befindlich sind. Der Felsenberg hinter dem Gesellschaftshause stößt so dicht an dasselbe, daß beide nur ein schmaler Raum trennt. Hier hat man am fast senkrecht steilen Abhange des Berges einen Garten angelegt, den die Gäste ächzend emporklimmen müssen, und der überdies keinen

Schatten giebt, weil er nur mit niedrigem Baum- und Strauchwerk bepflanzt ist. Das Gesellschaftshaus enthält mehrere Zimmer und einen Ballsaal, auch stellt man so eben ein Billard auf. — Neben diesem Hause am Eingang der erwähnten kleinen Straße ist eine Sorbettobottega; eine ausgespannte Leinewand vor derselben soll Schatten gewähren. In der Mitte des Platzes zeigte man einen Leierkasten mit tanzenden Püppchen. Das sind die Freuden der Saison zu Pisa! — Die Badegäste müssen vor Langerweile in Verzweiflung gerathen. Es bleibt ihnen nur der Ausweg, spazieren zu fahren und zu reiten, und das thun sie, wie wir bemerkten; wir sahen Familien, die ihre Karossenpracht den öden Steinmauern präsentirten, und eine Milady, die auf stolzem Engländer daher sprengte, aber vergebens nach Männeraugen suchte, die sie bewundern könnten. Es sind nur sehr wenig Badegäste hier.

Der Nachmittag war wunderschön, aber warm. Nachdem wir die wirklich sehr gut eingerichteten Bade- und Trinkanstalten in Augenschein genommen hatten, genossen wir zur Kühlung schlecht bereitetes Eis, und sehnten uns dann nach einem Spaziergang unter schattigem Laube. „Sind denn hier keine Gärten, keine Spaziergänge?“ fragten wir unsern Cicerone. „„Ja wohl,““ antwortete er, „„ich werde sie Ihnen zeigen.““ „Ha,“ dachten wir, „nun wird es kommen, nun werden wir die Badegäste in geselliger Unterhaltung beim Klange einer reizen-

den Musik lustwandeln sehen; wir sind ja in Pisa, dem weltberühmten Bade Italiens!" — Der Cicerone führte uns über den Platz bis an den Eingang desselben zurück, wo wir links eine einzelne, grade und nicht sehr lange, aber wirklich schattige Allee von Laubholz wahrnahmen, die am Ufer eines schmalen, schmutzigen Kanals entlang führt. Ein Herr und eine Dame gingen hier mit ihren Kindern spazieren. Das war die Promenade Pisa's; die Gesellschaftmusik fehlte ganz. Ein Paar trümmerhafte, schmutzige Steinbanken waren die einzige Zierde der Allee, die übrigens so unsauber, so mit Blättern, Zweigen und Wegwerfseln bedeckt war, daß wir unser Mißfallen nicht bergen konnten. Dies mehrte sich noch, als wir uns überzeugten, daß die Promenade an einzelnen Stellen als heimlicher Ort benutzt wird. Uringeruch verpestete an diesen Stellen, im Allgemeinen aber auf der ganzen Allee ein durchdringender Kuhmistgeruch die Luft. Vermuthlich liegen die Kuhställe ganz in der Nähe. Kaum hatten wir uns einen Augenblick auf einer der Banken niedergelassen, als wir die Stiche der Flöhe fühlten, welche, wie ich nun wohl nicht mehr zweifeln kann, das göttliche Hesperien selbst im Freien erzeugt. Welche üppige Vegetation! Selbst Thiere wachsen aus diesem produktiven Boden hervor! —

Die Rückfahrt nach Hause war sehr angenehm. Wir verfolgten den Weg nach dem Aquädukt von Pisa. Bis jetzt hatte man uns nur Trümmer alter Was=

serleitungen gezeigt; heute aber wurde uns die Freude zu Theil, eine solche noch völlig im Gange zu sehen. Der Aquädukt von Pisa führt der Stadt das Wasser Meilen weit aus dem Gebirge zu. Wir fuhren anfangs dicht am Fuße der felsigen Bergkette, welche uns zur Linken blieb, während Obst- und Weingärten zur Rechten die Aussicht in die Ebene beschränkten. Auf den breiten Felsenplatten, welche am Abhange der Berge zu Täge lagen, wuchs hier und da Myrthengesträuch. Wo wir irgend einmal ein fremdartiges Gewächs in Italien angetroffen haben, ist es gewiß stets von mir sorgfältig angemerkt worden. Dann kamen wir an einzelnen ländlichen Wohnungen vorbei, in deren Nähe, was wir bis jetzt in Italien noch nicht gesehen haben, große Heuschober aufgestellt waren. In der tiefen Niederung von Pisa wächst allerdings ein schilfartiges, graugrünes Gras. Hierauf zog sich der Weg zwischen Gärten hin, in denen gewöhnliche Obstbäume standen, und wir entfernten uns wieder von den Bergen, deren Abhang mit Oelbäumen und Villen bedeckt war, und die mit ihren grauschwarzen Häuptern wellenförmig in die Luft ragten. Hier und da öffneten sie kleine Thalschluchten, während zur Rechten die Ebene sich lichtete. Endlich erreichten wir die Wasserleitung, die auf der einen Seite im Gebirge verschwand, auf der andern aber quer über die Ebene nach der Stadt führte. Für den, der keinen Begriff von einem Aquädukt hat, sei hier bemerkt, daß er

sich darunter eine aus Ziegelsteinen erbaute, meist 18 Fuß hohe und einige Fuß breite, nicht abgeputzte Mauer, die ihrer ganzen Ausdehnung nach bogenförmig durchbrochen ist, oder richtiger, daß man sich Arkaden aus Backstein denken muß, über welche in einer verdeckten Mauerrinne das Wasser dahinfließt. Wir wandten uns nun, die Berge im Rücken, gegen die Stadt und hatten den Aquädukt unablässig bald auf der rechten, bald auf der linken Seite neben uns. Dabei gewährte es einen besonderen Reiz, die Landschaft durch die Rahmen zu beobachten, welche die Bogen des Aquädukts bildeten. Von Zeit zu Zeit erblickt man an der Mauer kleine steinerne Häuschen für die Aufseher der Wasserleitung; bei jedem ist ein steinerner, viereckiger Behälter angebracht, welcher ebenfalls aus dem Aquädukt gespeiset wird, und aus dem man das Vieh tränkt. — Unsere Rückfahrt dauerte wohl drittehalb Stunden, und es war dunkel geworden, als wir den Gasthof erreichten.

Vierzigstes Kapitel.

Das nächtliche Concert. Spazierfahrt nach Livorno. Oede Gegend. Kaltes Wetter. Englischer Gasthof. Beschreibung von Livorno. Kein hübsches weibliches Gesicht. Der Ghetto. Die Synagoge. Der Hafen. Die Quarantaine-Anstalt. Der Molo. Die armenische Kirche. Aussicht aus dem Gasthofe. Die ersten Getreidefelder in Italien. Torre di Mazocco. Ballspiel. Die Gewitter auf dem Meer. Rückfahrt nach Pisa. Froschregen. Das Fortepianospiel des Monarchen.

Pisa, den 7. Juli.

In der vergangenen Nacht um 1 Uhr weckte uns Janitscharenmusik. Sie erscholl aus einem gegenübergelegenen Hause. Man spielte die Ouvertüre aus Rossini's gazza ladra und zwar sehr gut. Als sie endete, erfolgte Beifallklatschen und Bravogeschrei. Dann ließ sich ein ausgezeichneter Klarinettist hören. Neues Geschrei, neuer Beifall. Wir standen auf und legten uns in's Fenster, wo wir noch verschiedene Concertpiecen anhörten. Erst um 3 Uhr endete

die Musik und eine große Versammlung von Menschen ging aus einander. Heut Morgen fragten wir nach der Veranlassung dieser nächtlichen Unterhaltung, und man antwortete uns, als befremde diese Frage, es sei nach dem Theater, nach Mitternacht, noch ein Concert gewesen. Ländlich, sittlich, sagt das Sprichwort. Allein möchte man hier nicht ausrufen: ländlich, unsinnig? — Was würde man wohl im ganzen übrigen Europa denken, wenn in irgend einer Stadt desselben ein durchreisender Virtuos bekannt machte: „Am u. s. w. werde ich die Ehre haben, in der Nacht von 1 bis 3 Uhr im Saale des rc. ein großes Vokal- und Instrumental-Concert zu geben?“ — Selbst in England kommt so etwas nicht vor. Im Uebrigen wurde die Musik vortrefflich exekutirt, und wir haben in Italien nirgend ein besseres Zusammenspiel und feinere Nüancirung gehört, als in diesem nächtlichen Concert zu Pisa.

Der heutige Tag war dem Besuche von Livorno gewidmet, welches zwei deutsche Meilen von hier entfernt ist. Der Weg führt anfangs einen Kanal entlang, auf dem wir ein Paar beladene Barken wahrnahmen. Später vereinigt sich dieser Kanal zur Erleichterung der Kommunikation mit Livorno mit einem Flüßchen, welches östlich entspringt. Die Gegend ist öde und einförmig. Eine weite dürre Ebene zieht sich rechts nach der Meeresseite herüber, das Meer ist indessen nicht sichtbar; zur Linken zeigen sich ganz niedrige Anhöhen, und nur im Rücken

des Reisenden dehnt sich jenseits Pisa das schön gruppirte Gebirge aus, an dessen Fuße die Bäder gelegen sind, und über welche die Straße nach Lucca führt. Es war schwül und von allen Seiten zogen sich Wolken zusammen. Plötzlich aber blies vom Meere her ein so eiskalter und anhaltender Luftstrom, daß wir uns in die Mäntel hüllen mußten. Nach anderthalb Stunden erblickten wir das Meer und ein Paar graue Striche und Stifte, welche der Betturin, mit dem wir diesmal fuhren, als die Thürme Livorno's bezeichnete. Bald unterschieden wir den Mastenwald des Hafens und den außerhalb des letztern frei im Meere stehenden Leuchtthurm. Nach drittehalb Stunden hatten wir Livorno erreicht. Wir kehrten beim Engländer Thompson ein, der uns ein nach dem Meere gelegenes Hinterzimmer im obern Stockwerke seines Gasthofes einräumte, und sich uns gleichzeitig als Cicerone anbot. Wir begaben uns auch sofort mit ihm auf die Wanderung.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und freundlich. Sie hat gerade Straßen und hohe steinerne Häuser, kann aber mit Triest nicht verglichen werden. Bis jetzt ist mir überhaupt noch keine italienische Stadt vorgekommen, die sich in Beziehung auf freundliche Bauart und Reinlichkeit mit Triest messen könnte. Als Handelsstadt betrachtet ist Livorno die erste Italiens. Wiewohl nur von mittler Größe, da sie kaum eine Stunde im Umfang hat, zählt sie doch doch 60,000 Einwohner, die beson-

ders Handel mit der Levante treiben. Es befinden sich darunter 20,000 Juden, welche im Ghetto, einem besondern Theil der Stadt, wohnen, und durch viele Privilegien bevorrechtigt sind. Wiewohl es heut Sonntag ist und die zahlreichen Läden geschlossen waren, zeigte sich doch überall auf den Straßen ein lebhafter Verkehr. Insbesondere erfreuten wir uns des Anblicks anständig gekleideter Personen beiderlei Geschlechts, welche auf der strada ferdinandea und auf der von dieser Straße durchschnittenen piazza d' armi spazieren gingen, und den Beweis gewährten, daß der vielfache Verkehr mit andern europäischen Nationen hier bereits der eifersüchtigen Sitte, die Frauen hinter Mauern zu bergen, Schranken gesetzt hat. Doch war abermals kein hübsches Gesicht zu sehen.

Wir besuchten die berühmte Judensynagoge. Im Ghetto wateten wir bis an die Knöchel im Schmutz, der sonst aus den übrigen Theilen der Stadt ziemlich verbannt ist. Vor einem Privathause standen wir still. Ein junger Mensch führte uns eine Treppe hinauf, und wir befanden uns in der Synagoge. Sie besteht aus einem viereckigen, mäßig hohen Saal, der reich mit glänzenden Marmorarten bekleidet ist und in dem zierliche Arkaden ringsumher vergitterte Logen tragen, die, wie man uns sagte, für das weibliche Geschlecht bestimmt sind. Von der Decke herab hängen dicht gedrängt, und den ganzen innern Raum zwischen den Logen ausfüllend

große, vielarmige, silberne und stark vergoldete Kronenleuchter; im untern Raum des Saals strahlt im Glanze kostbaren Marmors die Bundeslade, außerdem sind hier die Reihen der Gebetpulte aufgestellt. Es war Mittagszeit; eine Menge jüdischer Männer mit dreieckigen Hüten auf den Köpfen hatten sich in der Synagoge versammelt; ein feister Rabbiner erklärte den Talmud; in den Logen war Niemand zu sehen.

Hierauf begaben wir uns nach dem Hafen. Er theilt sich in den innern und äußern Hafen; jener, die Darsena ist klein und durch eine schmale Einfahrt mit dem äußern und größern Hafen verbunden. Die Darsena stößt an einen Platz, auf dem die kolossale Marmorbildsäule des Großherzogs Ferdinands III. von Toscana steht, deren Piedestal vier bronzene Sclaven umgeben. Eine Reihe von Kneipen und kleinen Steinhäuschen zieht sich jenseits des Platzes längs dem Hafen hin; die Rosoglioverkäufer mögen in dem Verkehr mit wüstem Schiffsvolk ihre Rechnung finden. Auf diesem kleinern Gewässer lagerten einige Schiffe zur Ausbesserung der Haverei, auch erwarteten hier mehrere Barken ihre Befrachtung. Griechen, Armenier und Muselmänner bewegten sich in abenteuerlicher Tracht zwischen den Masten, Tonnen und Kisten umher.

Wir gelangten zur Quarantaine-Anstalt, welche aus drei großen Lazarethen besteht, die frei und luftig am Strande gelegen sind. Man zeigte uns

hier, wie man mit den aus verdächtiger Gegend angekommenen Passagieren in geraumer Entfernung durch ein Gitter spricht, und wie man ihnen Lebensmittel und Sachen an langen Stangen zureicht.

Der äußere Hafen ist mit einem 1200 Fuß langen, gemauerten Molo, auf dem man spazieren fahren kann, umgeben, und wird durch zwei Thürme, welche auf Felsenklippen im Meere stehen, so wie durch ein Kastell beschützt. Es lagen in demselben 29 große Schiffe vor Anker. Wir bestiegen eine Barke und fuhren über die äußerste Spitze des Molo hinaus. Die Stadt gewährt, ihrer flachen Lage wegen, vom Hafen aus gesehen, keinen besondern Anblick. Die Sonne schien wieder; allein der Luftzug war noch immer so lebhaft, daß die Barke hin- und herschwankte. Die äußerste Spitze des Molo ist durch aufgehäufte Felsenstücke gegen die Gewalt des Wassers geschützt. Die Brandung war hier so heftig, daß unsre Barke umzuschlagen drohte, Thompson erzählte uns, daß hier erst vor 14 Tagen ein Schiff gestrandet sei. Da das Wetter immer stürmischer wurde, so kehrten wir nach der Stadt zurück, wo wir noch die überaus einfache armenische Kirche in Augenschein nahmen.

Die Aussicht aus unserm Zimmer über das Meer war anfangs ziemlich einförmig. Mehrere Seeschiffe und Barken zogen langsam vorüber. Der Hafen und die Stadt lag zur Linken versteckt; wir sahen hier nur einige Häuser, zur Rechten aber einen schma-

len Streifen der flachen Küste, die ein Paar gelbe Kornfelder*) und spärlich mit graugrünem Grase bedeckte Wiesen zeigte und von Kanälen durchschnitten war. Hier verliehen ein Paar einzeln stehende hohe, oben abgestumpfte, alte Thürme dem Bilde einigen romantischen Reiz. Einer derselben, der Torre di Mazocco, erhebt sich ganz in der Nähe des Ufers aus dem Meere, der andere steht am Strande, soll aber oft von den Meereswellen benetzt werden. Der Gasthof ist so nahe an der Küste gelegen, daß nur eine Straßenbrücke und ein Theil der vom Wasser bespülten Festungswerke der Stadt ihn vom Meere trennen. Am Fuße des einen Walles ist ein kleiner, eingezäunter länglichter Platz befindlich. Ueber der Eingangsthür steht mit großen Buchstaben: giuoco di palla (Ballspiel). Es mochte vier Uhr Nachmittags sein, als sich hier mehrere anständig gekleidete Männer einfanden. Sie zogen die Oberröcke aus und begannen das Spiel. Je zwei Personen stellten sich einander gegenüber, warfen sich einen großen, ausgestopften Ball von der Größe eines Kinderkopfes mit einem breiten Schlägel gegenseitig zu, und waren dabei bemüht, ihn in der Luft schwebend zu erhalten. Das Geschrei und die Beweglichkeit der Spielenden läßt sich nicht beschreiben. Nach und nach hatten sich auch Zuschauer

---

*) Zum ersten Male erblickten wir hier das in Deutschland übliche Getreide.

eingefunden, welche sich auf die an der Eingangsseite des Platzes hingestellten Stühle niederließen, und den lebhaftesten Antheil an der Geschicklichkeit der Spieler nahmen. Bekanntlich ist das Ball- und das Amoraspiel den Italienern ein leidenschaftliches Bedürfniß und ein Nationalvergnügen. Auf der Höhe des Walles erschienen sogar einige Damen aus den nahe gelegenen Häusern, und sahen zu.

Inzwischen hatte sich der Himmel in hellgrauen Nebel gehüllt, der Wind erhob sich plötzlich mit Heftigkeit; einzelne Tropfen fielen herab, und verscheuchten Spieler und Zuschauer. Kleinere Schiffe und Barken eilten schnell nach der Stadt. Die Natur bereitete sich, eins ihrer erhabensten Schauspiele aufzuführen. Am Horizonte zur Linken stiegen schwarzgraue Wolkengebilde empor, die der Wind vor sich hertrieb. Auf der silbergrauen Wasserfläche wurden bei jedem Windstoße dunkelgekräuselte Streifen sichtbar. Und da dem blauen Himmel zuweilen ein flüchtiger Blick gelang, und die Verschiedenheit der Beleuchtung sich im Meere spiegelte, so verursachte dies ein wunderbares Farbenspiel. Während in der Entfernung die schon mächtig aufgeregten Wogen in schwarzgraues Dunkel gehüllt waren, schimmerte dicht an der Küste die noch ruhige Fläche des Wassers anfangs hellblau, und bald darauf in kurzen Zwischenräumen hellgrün, gelb, orange und roth, bis sie endlich in allen Farben des Regenbogens zitterte. Und immer höher stieg das schwarze Wol-

kenungethüm, einzelne Blitze flammten aus seinem Rachen; von der rechten Seite flogen ihm Wolken entgegen, und auch in der Nähe gerieth nun das Meer in Aufruhr. Die Farbenpracht wich dem eintönigen Schwarzgrau; die Wellen rollten schaumgekrönt daher und zerschellten im Nu an einander. Selbst in den Kanälen fluthete das Wasser. Vier Gewitter standen am Himmel, und sprühten von allen Seiten Blitze herab. Der Donner krachte und hallte wieder in der weiten Wasserwüste. Der Regen fiel in Strömen. Plötzlich tauchten gerade vor uns am fernen Horizont schneeweiße Punkte auf aus der grünlich schwarzgrauen Fluth; sie stiegen sich vergrößernd höher und höher, und ein Dreimaster durchschnitt majestätisch mit voller Segelpracht die wildbewegte Fluth, dem sichern Hafen zueilend. Und je näher er kam, je deutlicher bemerkten wir, daß die Wogen das Riesengebäu nach vorn und hinten unablässig hinauf und hinabschleuderten. Die Blitze erleuchteten die Segel und den weißen Schaum der Wellen. Bald verschwand das Schiff im bergenden Hafen; allmälig legte sich der Wind, das Meer beruhigte sich, und das erhabene Schauspiel schloß mit dem Anblick eines gleichförmig mattgrauen Himmels, von dem der Regen in Strömen herabrauschte. Es war schön; aber man braucht nicht nach Italien zu reisen, um die Wunderpracht des Meeres kennen zu lernen. Und so verhält es sich auch meistentheils mit den andern Dingen, die uns in Italien wirklich gefal-

len haben. Wollte doch kein Reisender dies außer Acht lassen! —

Auf Aenderung des Wetters war heut nicht mehr zu rechnen; wir entschlossen uns daher zur Rückfahrt. Unterweges sahen wir auf einer Strecke von zwei Miglien hinter Livorno die Landstraße und die Gegend, so weit wir sehen konnten, mit zahllosen kleinen Fröschen bedeckt, die lebhaft umhersprangen. Ist ein Froschregen möglich, so hat heute ein solcher Statt gefunden.

In Pisa war unterdessen ein deutscher Monarch, auf seiner gewöhnlichen alljährlichen Reise nach dem südlichen Italien, angekommen und in unserm Gasthofe zum Husaren unter uns abgestiegen. Es wurde uns nach dem Abendessen das Vergnügen zu Theil, ihn eine ganze Stunde lang auf dem Fortepiano phantasiren zu hören.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Abreise von Pisa. Ein redlicher Wirth in Italien! — Die Reisenden sollen noch einmal nach Livorno, um ihre Pässe nach Sardinien visiren zu lassen. Verschmähter Rath. Lucca. Bettlervolk. Der bettelnde Landsmann. I passaporti! Die Olivenwälder Lucca's. Italienische Weinlaubgallerien. Die nordwestliche Seite Italiens zeigte Kultur. Massa. „I passaporti, i passaporti!!“

Massa, den 8. Juli.

Heute Mittag verließen wir Pisa. Zum ersten Male in Italien erhielten wir eine Rechnung, die nach den Anforderungen der Billigkeit angesetzt war. Ueberhaupt benahm sich der Wirth zu Pisa gegen uns als ein redlicher Mann. Wir beabsichtigten über Lucca, Massa, Sarzana und Pontremoli nach Parma und über Piacenza weiter nach Meiland zu gehen. Unsere große französische Specialcharte von Italien zeigt eine Extrapostroute von Sarzana über Pontremoli: von Pisa aus offenbar der gradeste Weg nach Meiland. Allein der Wirth sagte uns, daß

wir von Sarzana über Genua nach Meiland gehen müßten, indem der Weg über Pontremoli durch das Gebirge nur zu Fuß oder auf Mauleseln passirt werden könne. Der Charte vertrauend wollten wir dies nicht glauben, und wir entschlossen uns um so mehr, den Versuch zu wagen, weil die Entfernung von Pisa nach Meiland über Genua wenigstens um ein Drittheil weiter ist, als über Pontremoli. Der Wirth wiederholte seine Versicherung und setzte hinzu, daß wir insbesondre mit unserm breitspurigen Wagen unter keiner Bedingung über Pontremoli gehen könnten. Bei Zurückgabe unserer Pässe machte er uns auf ein neues Hinderniß aufmerksam. Wir führen nämlich 3 Pässe. Der meines Bruders ist in der Heimath von der sardinischen Gesandtschaft visirt worden, der, welcher auf mich und meine Frau lautet, so wie der unseres gemeinschaftlichen Freundes, ermangelt dieser Förmlichkeit; wir hielten bei unserer Abreise von Berlin für hinreichend, falls wir das Königreich Sardinien berühren müßten, unsere Pässe von einem sardinischen Gesandten in Italien visiren zu lassen. Schon in Rom waren wir entschlossen gewesen, auf dem nächsten Wege die Rückreise zu machen, und über Pontremoli zu gehen, in welchem Falle man nur die äußerste Spitze des Königreichs Sardinien und die kleine Grenzstadt Sarzana zu passiren hat. Wir hatten daher das Visum des sardinischen Gesandten in Rom für überflüssig gehalten, und unser Wirth eröffnete uns nun,

daß wir bei dem Mangel dieser Förmlichkeit nicht durch Sardinien kommen würden, und daß wir schleunigst nach Livorno schicken sollten, um unsre Pässe durch den preußischen und sardinischen Consul daselbst auf Sardinien visiren zu lassen. Leicht hätte dies gestern bei unsrer Anwesenheit in Livorno geschehen können, und es entstand nach unsern Erfahrungen in Italien unwillkürlich der Gedanke in uns, daß uns der Wirth, der im Besitz unserer Pässe gewesen war und ihren Mangel schon gestern kannte, nur noch einen Tag länger bei sich aufhalten wolle. Diese Meinung einerseits und auf der andern die feste Ueberzeugung, daß, da der Paß meines Bruders von der sardinischen Gesandtschaft in Berlin beglaubigt war, mein Bruder als völlig legitimirt, für uns bürgen könne, diese Bürgschaft aber für hinreichend erachtet werden müsse, bewogen uns, den Rath des Wirthes zurückzuweisen. „Sie werden es zu spät bereuen!“ waren seine letzten Worte, als wir uns in den Wagen setzten, vor den man in Folge seiner Verwendung nur drei Pferde gelegt hatte. — Nun, wir wollen sehen.

Das Wetter war heut wieder freundlich und schön. Unser Weg führte an den Bädern und dem Grenzthurm des Lucheser Gebiets vorbei in die angenehme Ebene, in welcher die Stadt Lucca am Flüßchen Serchio liegt. Diese Ebene ist von Bergen umgeben, die mit Oelbäumen bewachsen sind, und deren Gipfel auch niedrige Steineichen tragen. Die Stadt hat mehrstö-

ckige, mittelmäßig gebaute Häuser und enge Straßen, und ist rings von baumbesetzten Wällen umgeben. Wiewohl wir Lucca nur des Pferdewechsels wegen berührten, mußten wir doch die Pässe vorzeigen; allein wir bezahlten nichts dafür, so anhaltend auch der Ueberbringer Geld verlangte. Gesindel umstand unsern Wagen und gaffte uns so verwunderungsvoll an, als ob wir Baschkiren wären. Ein Kerl bot uns Wachsfiguren zum Kauf. Die gesunde Vernunft lehrt, daß ein Reisender auf der Straße nicht so zerbrechliche Waare kaufen kann; wir äußerten dies auch, allein um so zudringlicher blieb er an unserm Wagen stehen, und das hämische Lachen der Umstehenden überzeugte uns, daß es darauf abgesehen war, uns so lange zu peinigen, bis wir den Geldbeutel gezogen hätten. Bettlervolk mischte sein durchdringendes Geschrei in die Lobpreisungen des Wachskünstlers. Auf der andern Seite nahete ein ärmlich gekleideter Mann, der uns in deutscher Sprache mit deutscher Bescheidenheit um eine Gabe bat. Es war ein deutscher Bildhauer, hier im fremden Lande brotlos. — Wir gaben ihm mit vollen Händen. Endlich erschienen zwei Postillone mit vier Pferden. Nun begann in Gegenwart des Gesindels ein energischer Streit mit dem Stalliere*), der Post, der

*) Der Extrapostreisende bekommt in Italien den Postmeister oder Posthalter nur wenig zu sehen. Der Stalliere (Stallknecht) tritt, wie in Deutschland der Wagen-

indessen mit unsrer Niederlage endigte. In einer so großen Stadt, wie Lucca, würde man allerdings Schutz bei der Obrigkeit finden; allein mit welchem Zeitverlust würde es verknüpft gewesen sein, und mit welchem Aergerniß, wenn wir die Behörde angerufen hätten. Wir geboten also, mit einigen kräftigen Flüchen den Postillonen zuzufahren, und der Pöbel jauchzte hinter uns her.

Der Weg führte durch dasselbe Thor zurück, welches wir hineingekommen waren. Eine halbe Stunde mochte seitdem vergangen sein. Wird man nicht glauben, es sei mein Scherz, wenn ich versichre, daß man uns am Thore die Pässe abermals abforderte? — Wir waren noch vier Posten, also 8 Meilen von Massa entfernt. Auf diesem Wege, der über Berge und am Abhange derselben dahinführt, erblickt das Auge fast überall nur den Olivenbaum in dichten Anpflanzungen. Die Form und Gruppirung dieser Berge, die bis zum Scheitel mit dem Graugrün der Olivenwälder bedeckt sind, wird schöner, je

meister, an den Wagen und kassirt das Postgeld und das ihm zustehende Trinkgeld ein. Hat er Beides empfangen, so ruft er den Postillonen mit lauter Stimme zu: lo stalliere è pagato! (Der Stallknecht ist bezahlt!) Bevor dies Losungswort nicht ausgesprochen ist, fahren die Postillone nicht von der Stelle. Einige Mal vertrat der Posthalter die Stelle des Stallknechts, vermuthlich um das dem Letztern gebührende Trinkgeld in seine Tasche gleiten lassen zu können.

mehr man sich Massa nähert, und bietet dem Auge die reizendste Verschiedenheit. Zuweilen erblickt man von der Höhe herab zur Linken das blaue Meer. Wo die auch hier vortreffliche Chaussee an Abhängen dahin führt, ist die Bergwand oft zwanzig Fuß hoch mit zerschlagenen Felsstücken gemauert; hier und da bilden diese Mauern die Grundlagen von freundlicher Häusern und Gärten, die durch Weinlaubgallerien mit einander verbunden sind. Wir haben in ganz Italien solche Gallerien angetroffen. Sie sind eine von den wenigen Zierden, die das Land wirklich besitzt, und die man nicht erlogen hat. Bei den Villen der Vornehmen bestehen sie aus zwei Reihen schön gearbeiteter, in gleichen Zwischenräumen von einander entfernter Säulen, an denen sich der Wein emporrankt und oben ein dichtes schattiges Blätterdach bildet; allein auch an den Gartenwohnungen des gemeinen Mannes dürfen sie nicht fehlen. Statt der Säulen genügen dann steinerne, ganz grob vierkantig behauene schmale Pfeiler, wie wir sie heute sahen. Diese Art ist die gewöhnlichste. Auch heute bemerkten wir übrigens hier und da einzelne Häuser, reinlich abgeputzt und mit Farben angestrichen. Die nordwestliche Seite Italiens zeigt wirklich Kultur.

Wir kamen Abends um 7 Uhr nach Massa, einem freundlichen Städtchen am Abhange der sich noch immer in geringer Entfernung vom Meere dahinziehenden Bergkette, die sich nördlich von der Stadt und kaum eine Meile von derselben in schöner

Wellenform zu den gewaltigen grauschwarzen, nackten Riesen von Carrara emporhebt, und nach der Meeresseite eine fruchtbare, mit Bäumen besetzte Ebene beherrscht. Aus unserm Gasthofe haben wir eine wirklich sehr angenehme Aussicht: vor uns liegt die ein Paar Miglien breite Ebene, aus deren Baumgruppen die Kuppel einer ganz isolirt stehenden Kirche hervorblickt; rechts beschränken die gigantischen Felsenberge Carrara's, links niedrige Hügel den Blick, und jenseits der Ebene breitet sich der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres aus. Die Stadt liegt hinter uns. Im Gärtchen hinter dem Hause befinden sich einige Citronenbäume im Freien; ich erwähne dieses Umstandes, weil man die jetzt sich noch zeigenden Citronenpflanzungen in der Regel nur noch am Spalier erblickt, wo sie im Winter mit Matten bedeckt werden können.

Unsere Pässe haben uns übrigens heut nicht blos in Lucca Aufenthalt, Unbequemlichkeit und Geldkosten gemacht, sondern auch anderwärts, da wir von Pisa an auf der kurzen Strecke bis Massa im Ganzen 5 Mal verschiedener Herren Gebiet zu berühren genöthigt waren! —

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Die Reisenden durch ein magisches Fernrohr betrachtet. Ihr Jammer. Schlaflose Nacht in Massa. Gegend von Carrara. Die Marmorbrüche. Die Schönheit von Carrara. Die Reisenden sind angeführt. Lavenza. Die sardinische Grenze. Sarzana. Der hinkende Bote kommt nach. Der Wirth zu Sarzana. Die Pässe werden für mangelhaft erachtet. Der Kommandant. Die Reisenden werden Gefangene. Der Schnellläufer. Elende Mittagsmahlzeit und Regenwetter. Flohfang, als Amüsement der Gefangenen.

Sarzana, den 9. Juli.

Wer in der Heimath ein magisches Fernrohr anlegen und uns mit Hilfe desselben ausfindig machen könnte, würde, wenn er uns endlich hier in Sarzana, an der äußersten Grenze des Königreichs Sardinien, attrapirt hätte, uns schwerlich für fröhliche Reisende, sondern er würde uns für melancholische Einsiedler halten, die sich entschlossen haben, schweigsam wie Karthäuser, ihre Zeit in stiller Beschaulichkeit zuzubringen. Wir befinden uns in einem kleinen Zim-

mer des einzigen Gasthofes dieses Städtchens; der Regen fließt in Strömen; der Eine sitzt in dieser, der Andre in jener Ecke; unsere Gesichtszüge verrathen bittern Verdruß und Langeweile. Hätten wir doch auf deinen Rath gehört, freundlicher Wirth zu Pisa! — Doch ich will unsre Leiden erzählen.

Vergangene Nacht haben wir zu Massa kein Auge geschlossen. Zwar gab es daselbst nur eine bescheidene Anzahl von Flöhen, allein der Teufel wollte, daß zum Eselsmarkte, welcher heute dort statt findet, Hunderte von Eseln eingetrieben und neben unserm Gasthof untergebracht wurden. Jeder neue Ankömmling wurde nun von seinen Kameraden mit lautem Yah begrüßt, und so erschütterte ein fortwährendes Gebrüll die Luft. Am frühen Morgen gesellte sich zu diesem Lärm noch stundenlanges Trommelschlagen, indem ein Tambour mehrere Rekruten dicht unter unsern Fenstern im Trommelschlagen unterrichtete.

Verstimmt setzten wir uns in den Wagen. Wir fühlten uns wieder zu abgespannt, als daß wir über die vier Pferde und zwei Postillone, die uns erwarteten, Einwendungen hätten erheben mögen. Der Morgen war schön, wir hatten Carrara's Gebirge vor uns, links das Meer. Der Weg hob sich empor. Die Straße nach Sarzana führt eigentlich von Massa unmittelbar auf Lavenza; kein Reisender versäumt indessen Carrara zu besuchen, welches rechts vom Wege in einer Gebirgsschlucht liegt. Die Höhen des

Gebirgszuges, über den man in das kleine Thal von Carrara gelangt, waren überall dicht mit edlen Kastanienbäumen bewachsen. Bisher hatten wir im Ganzen nur wenig solcher Bäume und nur schwach damit besetzte Anhöhen angetroffen; hier aber bildeten sie eine wirklich schattige Bergwaldung. Auf einer trefflichen Chaussee wanden wir uns den steilen Berg hinab. Durch das Laub und die Stämme der Kastanienbäume erblickten wir mehrmals das tiefe Thal und die jenseits desselben sich erhebenden riesigen, schwarzgrauen Felsenberge. Diese Gegend war entzückend schön. Plötzlich zeigte sich tief unten das Städtchen; allein schwarz, rußig und räucherig zerstörte es sofort den Eindruck, welchen die schöne Natur hervorgebracht hatte. Hier angekommen, bestiegen wir Pferde, um die Marmorbrüche zu besehen. Wir durchritten Carrara, und gelangten hinter der Stadt in eine nur wenige Schritte breite, schauerlich öde Schlucht, welche von den himmelanstrebenden grauschwarzen Apenninen begrenzt wird. Ein blaues Flüßchen strömt rauschend über die schneeweißen Marmortrümmer, mit welchen dies enge Thal angefüllt ist, und treibt die Mühlen, auf denen der Marmor geschnitten und polirt wird. Bevor man den Bruch erreicht, passirt man ein unbeschreiblich elendes, schmutziges Dörfchen, aus schwarzgrauen Steintrümmern bestehend, welches wie Carrara von Arbeitern bewohnt ist. Allmälig steigt der Pfad durch Marmorgeröll bergan. Hier und da begegne-

ten wir niedrigen, mit hölzernen Bohlen belegten und von Ochsen gezogenen Wagen, auf denen ungeheure Marmorblöcke aus dem Bruche hinabgefördert wurden. Die Sonne brannte da die Schlucht gegen jeden Luftzug geschützt ist, unausstehlich. Ein Führer, den wir in Carrara genommen hatten, unterhielt mich mit großer Geschwätzigkeit. Die erhabene Natur fesselte indessen mein Gemüth so ganz, daß ich nur mit Zerstreuung auf ihn hörte. Er erzählte unter andern sehr weitläufig, ein deutscher Prinz sei vor mehrern Jahren in Carrara gewesen, und habe ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit, welches hier lebe, mit sich nehmen wollen, der Vater des Mädchens dies aber nicht zugegeben. „Ach welche Schönheit," schloß er seine Erzählung, „welch blondes seidnes Haar, welche blaue Augen; Augen wie Türkisse!" Noch immer zerstreut, fragte ich, ob man denn diese italienische Schönheit nicht sehen könne, worauf er erwiederte, daß wir den Rückweg an ihrer Wohnung vorübernehmen könnten. Ich theilte nun meinen Reisegefährten in deutscher Sprache mit, daß wir hier in Carrara sehen würden, was wir bis jetzt in ganz Italien vergeblich gesucht, nämlich ein vollkommen schönes Mädchen, und Alle zeigten sich gleich neugierig.

Wir erreichten bald darauf die Marmorbrüche. Die Schlucht endigte hier, etwa drei Viertelstunden von der Stadt entfernt, in hohen Felsen und in Marmorgeröll. Wir mußten absteigen und auf der

linken Seite einige Schritte weit, bis zu dem neuesten Bruch emporklimmen, wo wir die Arbeiter in voller Thätigkeit trafen. Wer sich die Marmorberge Carrara's weiß denkt, irrt. Es sind grauschwarze, schauerlich öde, nackte, zerrissene Felsen. Die äußerste Bekleidung liefert auch noch keinesweges weißen, sondern einen schmutzig gestreiften, grau weißen Marmor; erst tiefere Aussprengungen führen zu den köstlichen, schneeweißen Marmoradern, wegen welcher Carrara so berühmt ist. Hier, wo die Arbeiter beschäftigt waren, sahen wir einige viereckige, durch Pulver ausgesprengte Höhlen, in denen der weiße Marmor zu Tage lag.

Auf dem Rückwege zeigte uns der Führer, zurückblickend, fast an der äußersten Höhe der in grotesken Formen wild gegen den Himmel emporragenden Felsenberge mehrere gewaltige Zerreißungen, Furchen und Schründe, die gegen die schwarzgraue Umgebung abstachen, mit der Bemerkung, daß dort die Marmorbrüche der alten Römer gewesen seien.

In der Stadt hielten wir vor der Wohnung der uns gepriesenen Schönheit; der Führer ging hinein, um uns anzumelden; kam aber mit der Erklärung zurück, sie sei unwohl und nicht zu schauen. In der Locanda genossen wir ein Frühstück, man setzte uns Eier und einen Schöpsenbraten vor. Als wir bei Tische saßen, erschien der Führer, um uns anzuzeigen, daß die Schönheit vor der Thür sei, und

uns aufzuwarten wünsche. Dies befremdete uns nicht wenig. Die Herzen unserer unverheiratheten Reisegefährten geriethen in Bewegung; ich steckte meine Hand mechanisch in die Geldbörse; wir Alle aber hingen mit neugierigen Blicken an der Thür, durch welche die Besiegerin eines deutschen Prinzenherzens eintreten sollte. Und die Thür öffnete sich und hereintrat — ein junger Mensch von etwa 20 Jahren, in einen blauen Ueberrock gekleidet, der sich vor uns verbeugte. Wir starrten ihn, er uns an. Der Jüngling war blond, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut und hübsche blaue Augen. Seine deutsche Abkunft ließ sich nicht verkennen, ist auch in Carrara, dem Sammelplatz fremder Bildhauer, nicht zu bezweifeln. Keiner sprach; er erwartete, daß wir ihm erklären sollten, was uns bewogen habe, ihn rufen zu lassen; wir schwiegen, weil wir noch nicht recht wußten, ob man uns mystificirt, oder ob ich falsch verstanden. Die Verlegenheit trieb dem armen Jungen das Blut in die Wangen. Ich dankte ihm endlich, und that einige gleichgültige Fragen; er fühlte sich verletzt und mir blieb nichts übrig, als ihm zu gestehen, daß wir offenbar den Führer falsch verstanden hätten, was dieser denn auch bestätigte. Nun lachte er herzlich. Wir aber schämten uns doch etwas, für unsre Neugier nach einer hübschen Italienerin so angeführt zu sein. Warum ist auch dieses Land so arm an weiblichen Schönheiten? Warum lügen die Reisebeschreiber so frech, daß es deren so

viel hier gebe? — Das Mißverständniß ist übrigens leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß giovane im Italienischen Jüngling und Mädchen heißt; daß der Führer sich oft des Ausdrucks bellezza (Schönheit) bediente und mit der Eigenschaft die Person bezeichnete; dann aber sich stets des Pronomens ella (sie) bediente.

Wir verließen Carrara und erreichten in kurzer Zeit Lavenza, eine aus wenigen aber zierlichen Steingebäuden gebildete kurze Straße, welche Flecken genannt wird und nicht weit vom Meere gelegen ist. Hinter Lavenza befindet sich die sardinische Grenze. Nachdem wir die Qual des Aufenthalts und der Durchsuchung an der modenesischen Grenze überstanden hatten, erwarteten wir nicht ohne einige Sorge das sardinische Grenzhaus. Hier fragte man uns blos, ob wir steuerbare Gegenstände bei uns hätten, und — erwähnte des Passes mit keiner Sylbe. Voller Freude reichten wir dem höflichen Beamten ein erkleckliches Trinkgeld, welches er anfangs nicht einmal nehmen wollte, und dahin rollten wir, sehr glücklich, ohne Weitläuftigkeiten davon gekommen zu sein.

Der Weg führte durch eine baumbewachsene, fruchtbare Ebene bis Sarzana. Hier stiegen wir, selbst am Thore nicht angehalten, im Gasthof ab, und glaubten nun alle Hindernisse beseitigt; allein der hinkende Bote kam nach. Der Wirth, ein liebenswürdiger Mann, erschien, und bat um die Pässe.

Er flößte uns Vertrauen ein, und ich gestand ihm offen, daß zweien Pässen die Unterschrift der sardinischen Gesandtschaft fehle. Sein bis dahin freundliches Gesicht wurde sofort ernst, und er erklärte uns, daß wir dann nicht darauf rechnen könnten, durch Sarzana zu passiren. Ich entwickelte ihm nun die ganze Lage der Verhältnisse, sagte ihm, daß wir nicht in das Innere des Königreichs gehen, sondern nur die schmale Spitze desselben zwischen Massa und Pontremoli passiren wollten, und erbat mir seine Verwendung bei der Polizeibehörde. „Wie, über Pontremoli wollen Sie?“ fragte er nun verwunderungsvoll. „Das ist unmöglich,“ fuhr er fort, „Sie finden dort keine fahrbare Straße; es ist ein wilder Felsenpaß, den man nur zu Fuß oder zu Pferde durchreisen kann. Sie müssen über Genua gehen oder umkehren.“ — Also hatte der Wirth zu Pisa in doppelter Hinsicht Recht. Je größer unsere Verlegenheit war, um so bestimmter rechneten wir auf die Nachsicht der sarzaner Behörde. Der Wirth versprach bereitwillig, sich unser anzunehmen, doch versicherte er uns, daß er an einem günstigen Erfolge zweifele. „Sarzana hat,“ setzte er hinzu, einen unerbittlich strengen Kommandanten, der den Fremden wegen dieser dem Passe mangelnden Förmlichkeit rücksichtslos die Durchreise verweigert und nur in sehr seltenen Fällen eine Ausnahme gestattet. Ich will indessen sehen, was sich thun läßt, wir wollen die Pässe zu ihm schicken, vielleicht bemerkt

er nichts, da wenigstens Ihr Herr Bruder durch unsre Gesandtschaft in Berlin legitimirt ist." —

Die Pässe wurden fortgesandt; schon nach einer Viertelstunde brachte man sie mit der Erklärung zurück, daß zwei davon ungenügend seien. Wir begaben uns nun sämmtlich in Begleitung des Wirthes nach dem Geschäfts-Büreau des Hauptmanns Napalli, welcher Kommandant dieses Grenzstädtchens ist. Sein Schreiber empfing uns sehr vornehm und erhob Schwierigkeit über Schwierigkeit; die demüthige Bitte unsers Wirthes wies er entschieden zurück. Während wir hin- und hersprachen, öffnete sich die Thür, und der Kommandant, ein ältlicher, hagerer Mann in Civilkleidern mit bleichem Gesicht und grauschwarzem Haar, trat ein. Er maß uns mit stechenden Blicken aus schwarzem, tiefliegendem Auge, und fragte, was wir wollten. Mit äußerster Höflichkeit setzte ich ihm unsre Verhältnisse auseinander; ich eröffnete ihm, daß wir ursprünglich gar nicht durch das Innere des Königreichs, sondern über Pontremoli zu gehen beabsichtigt, daß uns unsre Charte betrogen und wir hier erst die Gewißheit erhalten hätten, daß wir den Weg nach Genua einschlagen müßten, und bat inständigst, uns die Durchreise zu gestatten, zumal wir im Uebrigen durch unsre Pässe legitimirt seien, auch Einem von uns, der für uns gut sagen könne, die Erlaubniß der sardinischen Gesandtschaft nicht fehle.

Der Kommandant ließ sich nieder, und sah uns

lächelnd an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fragte er: „Und was meinen Sie, das ich thun soll?“ —

„„Haben Sie die Güte,““ antwortete ich, „„den Inhabern der mangelhaften Pässe zur ausdrücklichen Pflicht zu machen, Genua nicht eher zu verlassen, als bis auch sie sich vollständig legitimirt haben.““

„Meine Instruktion,“ entgegnete er, „ist bestimmt und gemessen. Ich darf nur dem den Eintritt in unsre Staaten bewilligen, der die Erlaubniß einer sardinischen Gesandtschaft oder eines sardinischen Consulats nachweiset.“

„„Aber mein Bruder,““ wandte ich ein, „„hat ja diese Erlaubniß; die Bürgschaft einer vollkommen unverdächtigen Person muß uns ja legitimiren, zumal wir im Uebrigen sogar Kabinetspässe besitzen. Sie respektiren sonach nicht einmal die Empfehlung eines Ihrem König befreundeten Monarchen.““

„Nein,“ war seine kurze Antwort.

„„Was sollen wir denn aber anfangen?““ fuhr ich fort.

„Senden Sie,“ erwiederte er, „Ihre Pässe nach Livorno, und lassen Sie sie dort vom sardinischen und preußischen Konsul visiren.“

„„Und woher sollen wir,““ fragte ich ferner, „„das Geld nehmen, welches erforderlich ist, um hier mehrere Tage auf die Zurückkunft des Boten harren und diesen bezahlen zu können, da wir nur noch für die kurze Reise über Pontremoli nach Meiland mit

Gelde versehen sind und unsre Creditbriefe auf Mei=
land lauten?""

„Was geht das mich an?" antwortete er mit
äußerstem Befremden.

„„Stellen Sie sich,"" sagte ich nun, „„unsere
außerordentliche Verlegenheit vor; wir sind Unter=
thanen einer Ihrem Landesherrn befreundeten Macht,
und werden Ihre Humanität zu rühmen wissen,
wenn Sie unter den obwaltenden besondern Umstän=
den eine Ausnahme gestatten. Hätten wir gar keine
Pässe, würden Sie gegen Ihre Pflicht handeln; wir
haben aber vollgiltige, durch des Königs von Preu=
ßen Majestät und durch viele Gesandtschaften beglau=
bigte Pässe und Einer der Reisegesellschaft hat sogar
das Visum der sardinischen Gesandtschaft.""

Statt aller Antwort lächelte er höhnisch.

„„Warum haben Sie denn,"" fuhr ich empört
fort, „„bei andern Reisenden eine Ausnahme ge=
macht?""

Er sah mich wüthend an, wandte sich aber
schnell darauf, wieder Kälte affektirend, an meinen
Bruder. „Sie sind auch in preußischen Diensten,"
sagte er lächelnd; „das interessirt mich; ich habe
auch in Preußen gelebt, war lange Zeit in Schlesien;
das ist ein schönes Land."

Mein Bruder pflichtete seiner Meinung bei.

„Ja," fuhr der Kommandant fort, „ich war
dort in Bunzlau als Kriegsgefangener."

„„Aha,"" dachte ich, „„nun begreife ich Ihre

Ungefälligkeit gegen uns arme Preußen, Herr Kommandant!““

Noch einmal versuchte ich mit den höflichsten Bitten ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen; allein es war vergebens. Die Geduld schwand, meine Worte wurden heftiger, seine Antworten drohender, und zitternd vor Aerger verließen wir den rachsüchtigen Italiener, der schon manchem Preußen es mag haben empfinden lassen, daß er vor 20 Jahren einst bei uns als Gefangener lebte.

Unser Wirth hatte zuweilen versucht, ein Wort zu unsern Gunsten mit einfließen zu lassen, es blieb aber unbeachtet. Ich halte ihn für aufrichtig; meine Reisegefährten sind indessen anderer Meinung und behaupten, sie hätten gesehen, daß er während meines Gesprächs mit dem Kommandanten, heimlich dem Sekretair desselben mehrmals zugewinkt und gelacht habe. Freilich muß es dem Wirth in Sarzana lieb sein, wenn Reisende bei ihm aufgehalten werden. Ich will nicht behaupten, daß er falsches Spiel mit uns gespielt; allein that er es, so läßt sich auch das Benehmen des Kommandanten erklären, und unser Unwille muß dann noch größer sein.

Beim Zurückgehen nach dem Gasthofe suchte uns der Wirth zu trösten. „Es giebt hier einen Schnellläufer,“ sagte er, „der davon lebt, die Pässe der hier aufgehaltenen Reisenden nach Livorno zu tragen. Wenn ich ihn jetzt fortschicke, ist er morgen Abend um 10

Uhr wieder hier, und Sie können dann übermorgen früh abreisen. Keine Gelegenheit ist schneller."

Wir baten, den Mann augenblicklich abzusenden, und kamen überaus mißmüthig nach dem Gasthofe zurück, wo wir uns nun, um 4 Uhr Nachmittags, zu Tische setzten. Wie überall in Italien, wurden uns auch hier außer der Suppe und dem dazu gehörigen geriebenen Parmesan-Käse mit Dessert 12 Schüsseln aufgetragen, wir konnten aber vor Aerger nichts genießen. Ueberdies war die Bereitung der Speisen elend.

Inzwischen hatte sich das Wetter völlig geändert. Wir können nicht einmal spazieren gehen; sondern wir müssen den Rest des Tages im Zimmer zubringen, wo, nachdem wir uns jetzt in unser Geschick ergeben haben, wieder Heiterkeit zu herrschen beginnt und der eifrige Fang bissiger Flöhe genügende Unterhaltung gewährt.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Die Flohlegion. Fortdauer des Regenwetters. Guter Wein. Die Orangenwälder von Sarzana. Das Wetter klärt sich auf. Spazierfahrt. Ruinen von Luni. Oekonomische Notizen. Kopfputz der Weiber. Die Gefangenschaft der Reisenden hört auf.

Sarzana, den 10. Juli.

Noch eine Nacht sollen wir hier zubringen? Wir haben auf Ameisenhaufen gelegen, so wimmelt es hier von Flöhen. Es bleibt dabei: Aerger und Hunger bei Tage, und Nachts kein Schlaf; das sind die Freuden Italiens! — Auch den heutigen Vormittag zwang uns das noch immer schlechte Wetter, im Zimmer zu bleiben. Wir betrachteten uns als arme Gefangene. Um zwei Uhr erhielten wir eine höchst elende Kost; doch lieferte man uns zum Nachtisch gute Pflaumen und Feigen. Der Wein ist gut. Der Wirth, welcher sich alle erdenkliche Mühe giebt, uns aufzuheitern, erzählt uns, daß dieser Wein in der Umgegend Sarzana's in außerordentlicher Menge

gewonnen werde und daß die Flasche nur einen Soldo (Sous) koste *). Er setzte uns aber außer diesem gewöhnlichen Tischweine noch eine, wie er sagte, von ihm selbst gezogene Sorte Muskateller vor, die er zwar sehr theuer gab, die indessen vortrefflich war. Hinter seinem Hause zieht er auch ein Paar Citronenbäumchen am Spalier. —

Nach Tische hatte sich das Wetter aufgeklärt. Der Wirth machte uns nun den Vorschlag, spazieren zu fahren, und die Umgegend Sarzana's in Augenschein zu nehmen. Man legte Postpferde vor einen kleinen, schlechten Wagen und unser Ausflug begann.

Sarzana ist rings von grauschwarzen, aus Felssteinen zusammengefügten Mauern und Mauerthürmen umgeben, die Felsentrümmern gleichen, und an vielen Stellen bereits völlig verwittert sind. Die Stadt muß, hiernach zu urtheilen, uralt sein; we-

---

*) Man rechnet im Königreich Sardinien nach scudi (1 Rthl. 10 Sgr.) lire, soldi (écus, livres, sous); hier in Sarzana nach francs und sous; im lombardisch-venetianischen Königreiche nach lire austriache (Zwanzigkreuzern), carantani und centesimi; im Großherzogthum Toskana nach lire, soldi, paoli und denari; im Kirchenstaate nach scudi zu 100 bajocchi, deren jeder 5 quatrini hat; und in Neapel nach ducati, carlini, grani und cavalli. (Ein Dukaten etwa 1 Rthl. 4 Sgr. preußisch, hat 10 carlini, ein carlino 10 grani und ein grano 12 cavalli). In ganz Italien aber gilt der Piaster.

nigstens tragen die Mauern derselben, um welche sich ein Graben hinzieht, weit unverkennbarere Spuren des Alterthums an sich, als das Koliseum zu Rom. Sarzana liegt in einem sehr freundlichen und gut angebauten weiten Thale. Wir fuhren zu dem Thore hinaus, welches nach Carrara führt, und schlugen hier einen Nebenweg ein, um nach den Ruinen der alten Stadt Luni zu gelangen, die nicht weit von Sarzana im freien Felde liegen. Ueberall zeigten sich niedrige Rüstern und Gärten mit Wein, Feigen und gewöhnlichen Obstbäumen bepflanzt. Auch die Raine der Felder waren mit Obstbäumen besetzt, an denen Weinreben hingen, während die Felder selbst der schilfartige Mais bedeckte. Zur Linken zog sich eine langgedehnte, niedrige Hügelkette, auf der hier und da eine kleine Ortschaft wie ein graues Nest am Felsen klebte, bis zu den zwei Meilen entfernten hoch in die Luft ragenden schwarzgrauen Felsenbergen Carrara's hin; rechts beschränkte ein niedriger Höhenzug die Aussicht auf das nah gelegene Meer, und hinter uns, jenseits der Stadt, erhob sich in dunkelblauer Färbung die mehrere Meilen entfernte Gebirgskette, welche bei Spezia ins Meer abfällt.

Wir hielten an einem Maierhofe und gingen von hier zu Fuße nach den Ruinen. Sie sind nicht der Ansicht werth. Ein altes rundes Loch, von Trümmern umgeben, wird mit der Bezeichnung Amphitheater beehrt; außerdem erblickt man noch

ein Paar andre Steinhaufen und ringsumher niedriges Gestrüpp.

Unser guter Wirth, dem daran gelegen sein mochte, den Tag mit Ehren hinzubringen, schleppte uns sodann noch durch Dick und Dünn nach einem Feldgarten, welcher näher an der Stadt lag, um uns auch hier — noch ein Paar alte Grundmauern zu zeigen. Daran war nun zwar eben so wenig zu sehen; inzwischen benutzten wir diesen Spaziergang, uns einige ökonomische Notizen zu sammeln. Der Wirth erzählte uns auf Befragen, daß der Boden hier sehr fruchtbar sei, daß man alljährlich darauf zwei mal Mais, und dann noch Rüben gewinne. Von Jagd weiß man auch hier nicht viel; höchstens giebt es Hasen und Kaninchen.

Wir haben in Sarzana einen wunderlichen Kopfputz der gemeinen Weiber bemerkt. Sie tragen nämlich ein Strohhütchen, in Form eines winzigen Männerhutes, welches mit Strohschleifen geschmückt und so klein ist, daß es mit den Rändern grade nur den Wirbel des Kopfes bedeckt. Wir riefen laut, als wir des ersten Weibsbildes ansichtig wurden, welches so lächerlich geputzt war: Ehrfurcht! Dort nahet ein italienisches Kostüm! —

In der Dämmerung kamen wir zurück, und dem Himmel sei Dank — jetzt haben wir unser Tagewerk vollbracht! —

Am 11. Juli, Morgens.

Der Bote ist seit gestern Abend um 11 Uhr zurück, unsere Pässe sind visirt; die Rechnung ist bezahlt; die Postillone klatschen mit der Peitsche. Wir sind erlöset; es geht auf dem Landwege an der Meeresküste nach Genua! —

Vier und vierzigstes Kapitel.

Wirthsrechnung in Sarzana. Betrachtungen über den Schnellläufer. Abreise von Sarzana. Der Golf von Spezia. Borghetto. Erhabene Schönheit der Gegend. Materano. Felsgebirge. Bracco. Die Reisenden gerathen in Gefahr, in Abgründe hinabgerissen zu werden. Sestri. Chiavari. Agaven. Rapallo. Recco. Ankunft in Genua. Albergo de' quattro Nazioni. Der flohfangende Schneider. Schöne Musik. Beschreibung von Genua. Prächtige Palläste. Die Kathedrale; die Kirchen dell' Annunziata und Carignano. Blick von der Kuppel der letztern Kirche. Die Gegend von Genua ist schöner, als die von Neapel. Die Brücke von Carignano. Palazzo reale. Piazza de' Banchi. Säulenvestibüle des Universitätsgebäudes. Von schönen Frauen auch in Genua keine Spur. Lukullisches pranzo. Französische Weine. Regen. Spazierfahrt im Hafen. Das Admiralschiff. Der Leuchtthurm.

Genua, am 12. Juli.

Der Himmel hat es gut mit uns gemeint, daß er uns gezwungen, über Genua zu gehen. Auf diese Weise haben wir den reizendsten Theil Italiens

kennen gelernt; ist uns endlich doch einige Entschädigung für unaufhörliche Qualen zu Theil geworden.

Unser trefflicher Wirth in Sarzana brachte uns gestern früh eine Rechnung über — 100 Francs. Das war denn doch für einen und einen halben Tag gar sehr theuer; dazu forderte und erhielt er 30 Francs für den Boten nach Livorno und 3 Piaster für das Visiren der Pässe, und uns blieb um so mehr überlassen zu glauben, was wir wollten, weil man uns, aller Aufforderungen ungeachtet, den Boten gar nicht vorgestellt hat, und es nicht wohl begreiflich ist, wie er nach Livorno hin und zurück, im geraden Wege zusammen ungefähr 30 Meilen innerhalb 31 Stunden gelaufen sein und außerdem noch die Unterschrift der beiden Konsuln erlangt haben kann. Diese Unterschriften sind aber auf unsern Pässen wirklich vorhanden. Meine Gefährten lachen, indem ich noch jetzt meine Verwunderung zu erkennen gebe, und äußern, sie wüßten sich Alles sehr wohl zu erklären; auch könne, wie es der gute Wirth zu Sarzana mit uns gemeint habe, nun wohl nicht mehr zweifelhaft sein.

Wir erreichten um 10 Uhr Vormittags das Städtchen Spezia, welches an einem von grünen Bergen eingeschlossenen reizenden Golf gelegen ist, auf dem wir indessen nur Fischerbarken wahrnahmen. Am Ausgange des Golfs zeigte sich rechts an der äußersten Spitze der Anhöhen Porto-Venere mit der

uralten Festung. Wir mußten schon in Spezia unsre Pässe wieder visiren lassen; auch legte man uns hier vier Pferde vor. Hinter der Stadt galt es indessen freilich die Berge empor zu klimmen, welche, als Fortsetzung der an dem weiten Golf von Genua sich hinziehenden penninischen Alpen, sich hier aus dem Meere emporheben. Die Anhöhen, welche Spezia umgeben, sind sämmtlich mit Oliven, Obstbäumen und Landhäusern bedeckt. Im Emporsteigen übersahen wir die ganze Ausdehnung des Golfs. Er glich einem schmalen, grünen Becken, in dem die krystallhelle Fluth perlt.

Wir blieben längere Zeit in diesen Bergen. Das Meer verschwand, da sich der Weg von Spezia nach Borghetto rechts abwendet. Die Chaussee war meilenweit mit einem bräunlich-blauen und mit gelben Fasern überzogenen Gestein überschüttet, in dem ich Serpentin und Asbest erkannte, der hier in Menge gefunden wird. Gebirgsflüßchen verschönten die Gegend. Vor Borghetto, welches im Thal liegt, mußten wir quer durch das Steingeröll eines seichten Flusses fahren. Hier erhielten wir, aller Protestationen ungeachtet, abermals 4 Pferde; allein die Straße ging dann auch unablässig bergan. Die Gegend entfaltete erhabene Schönheiten; nackte und in der Sonnenbeleuchtung röthlich graue Felsengebirge umgaben uns nah und fern rings umher, und ragten mit gähnenden Klüften und grotesk gestalteten Häuptern, schauerlich wild und majestätisch in die

Luft empor. Bei drückender Mittagshitze erreichten wir Materano, eine elende Ortschaft, aus einer Reihe Häuser bestehend. Wir hatten gedacht, hier Mittagsbrot zu uns nehmen zu können. Als wir aber den schweinestallähnlichen Gasthof sahen, und sich uns ein schmieriger Kerl mit der Frage näherte, was wir denn eigentlich zu haben wünschten, verging uns der Appetit und wir fuhren weiter über die furchtbar öden Felsgebirge dahin. Oft windet sich der Weg auf der Mittelhöhe des Gebirgs am steilen Abhang hin, links das Meer, rechts unmittelbar vom Wege emporsteigend, die höheren Felsenmassen, so daß man glaubt, der Wagen müsse in die Fluth hinabrollen. Aus der Entfernung bemerkt Niemand eine Spur dieses an die steilen Felsen geklebten und selbst durch eine Felsengallerie führenden Weges; die ganze Straße ist erst in neuerer Zeit angelegt und ein Meisterstück des Wegebaues. Früher mußte man von Spezia aus zu Wasser nach Genua reisen. Um 2 Uhr kamen wir verschmachtet nach Bracco, einem Posthause, welches auf den kahlen Bergen liegt, die hier in wellenförmigen Terrassen gegen das Meer abfallen, und einen entzückenden Blick über ein hügeliges Thal und das tief unten liegende, etwa eine Meile entfernte Meer gewähren. Wir erhielten hier einen in Oel gesottenen Eierkuchen; Kartoffeln, welche roh in Stücken geschnitten und gebraten worden waren; ein Jammergebäck als Brot, und eine trübe, gelbe Jauche als Wein. Dennoch mußten

wir übermäßig bezahlen. Bei der Abreise zankten wir uns über das vorgelegte vierte Pferd und den zweiten Postillon so lange und energisch, bis es abgenommen, und unser Wagen einem Postillon mit drei Pferden anvertraut wurde. Ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß in ganz Italien niemals drei oder vier Pferde neben einander, sondern daß stets zwei und zwei, oder eins und zwei hinter einander gespannt werden. Als wir daher später wieder bergab fuhren, konnte unser Postillon, daran gewöhnt, das Vorderpferd von einem Kameraden leiten zu lassen, dasselbe nicht regieren; es lief bald links und rechts und brachte uns mehrmals in die Gefahr, in einen Abgrund gerissen zu werden.

Allmälig zeigte sich wieder Vegetation; mit Freude begrüßten wir hier ein kleines Häuflein vaterländischer Kiefern, bis jetzt noch nie in Italien gesehen. Plötzlich öffnete sich dem Blick ein schmales, nach dem Meere hinabführendes, freundliches Thal; die Hügel, welche es einschlossen, prangten mit edlen Kastanienbäumen; unten lag am Ufer der kleine Ort Sestri.

Von Sestri begaben wir uns über das freundliche Städtchen Chiavari nach Rapallo, indem wir fast unausgesetzt mehrere Meilen weit dicht am Gestade hinfuhren. Hier sahen wir das Meer in unendlicher Pracht. Weit her rollten die mächtigen Wogen, und brachen sich schäumend an den Felsenklippen, so daß der Gischt oft in unsern Wagen

sprützte. Genua war durch die vorspringende Bergzunge von Porto fino noch unsern Blicken entzogen. In der Nähe der Ortschaften, wo fruchtbare Uferstrecken angebaut und bepflanzt waren, sahen wir hart am Strande, gleichsam als Befriedigung gegen den Wellenschlag in langen Reihen die Agave angepflanzt, die hier indessen keine Stämme hat, sondern die schwertförmigen Blätter nur ein Paar Fuß in die Höhe streckt.

Es war schon acht Uhr Abends, als wir in Rapallo ankamen, und noch hatten wir fast fünf deutsche Meilen bis Genua zurückzulegen. Da wir eingesehen, daß es gefährlich ist, im Gebirge mit drei Pferden und einem Postillon zu fahren, und wir jetzt bei einbrechender Nacht abermals hohe Bergrücken hinansteigen mußten; so machten wir keinen Einwand mehr gegen vier Pferde und zwei Postillone. Noch sahen wir das Meer zur Linken, bald aber verschwand es hinter den Bergrücken von Porto fino. Als wir es wieder erblickten, war es völlig dunkel. — Auf der letzten Station von Recco nach Genua, welche dicht am Meere hinführt, kamen wir durch mehrere volkreiche, kleine Ortschaften, welche, wenn wir dem Scheine unserer Wagenlaternen trauen dürfen, sehr hübsch gebaut sein müssen.

Erst gegen Mitternacht erreichten wir Genua. Unser Gasthof, das Albergo de' quattro nazioni, ist in einer schmalen Gasse gelegen und geht hinten nach dem Hafen hinaus. Noch immer finden wir

den glatt polirten braunen Estrich in den Zimmern; doch hören die Gitterbrüstungen vor den Fenstern an vielen Orten schon auf. Man hat hier freie Balkons mit Glasthüren und Mauerbrüstungen in den meisten Fenstern. Als wir heut früh auf das Gewühl der engen Gasse hinabblickten, wo Kaufläden an Kaufläden den lebhaftesten Verkehr veranlassen, glaubten wir, Genua sei ein so schmutziger Ort, wie alle übrigen italienischen Städte. Die außerordentlich hohen, gewaltigen breiten Häuser sind mit Spinnengeweben behangen. Auf dem Balkon eines dieser Häuser uns gerade gegenüber ist eine Schneiderwerkstätte aufgeschlagen. Der Meister rührte rüstig seine Nadel; nur zuweilen legte er seine Arbeit bei Seite. Dann krempelte er, ohne auf uns zu achten, seine Beinkleider in die Höhe und fing Flöhe, die er über den Balkon hinab auf die Straße warf. Dieses Schauspiel wurde von einer entzückenden Musik begleitet, welche das Musikkorps eines hier garnisonirenden, sardinischen Garde-Regiments mit meisterhafter Vollkommenheit in einem nahe gelegenen Saale ertönen ließ. So ist in Italien das wenige Schöne, welches man findet, stets dem Ekelhaften vergesellschaftet, und man kann nie zur rechten Freude gelangen. Hinten heraus hatten wir von einem Balkon die Aussicht über Hunderte von Seeschiffen, die im Hafen lagen, und auf den rechts in der Entfernung über die Masten hinaus ragenden Leuchtthurm.

Wir begaben uns in die Stadt, in der festen Ueberzeugung, wie immer bisher, auch hier enttäuscht zu werden. Allein wir haben uns geirrt. Genua ist sehr schön! —

Der Zufall hat uns in einen Gasthof geführt, der offenbar absichtlich, und zwar deshalb in einer engen Gasse angelegt worden ist, um den einkehrenden Fremden den Anblick des in der Nähe befindlichen Hafens gewähren zu können. Im Uebrigen besteht Genua fast nur aus breiten, herrlichen Straßen, und aus hohen und prächtigen Marmorpallästen, unter denen besonders die Palläste Balbi, Durazzo, Brignole, Spinola, Palavicini und Doria zu bemerken sind. Nirgend beleidigt das Rußige und Trümmerhafte der faulenden Kloakenstadt Venedig in Genua das Auge. Alle Gebäude prangen in frischen, vielleicht zu bunten Farben. Während man in Venedig ungläubig das Haupt schüttelt, wenn der Cicerone einen schwarzen, verödeten Steinklumpen mit dem Namen eines berühmten Pallastes bezeichnet, hält man in Genua unwillkürlich eine Menge der einfachsten Privatwohnungen für Palläste; so groß sind sie, so schön gebaut und so sauberen Aussehens. Wohin wir gingen, fragten wir uns staunend, ob wir in Italien seien? Die Straßen sind so reinlich, daß wir in dieser Beziehung keine Stadt im deutschen Vaterlande damit zu vergleichen wissen. Insbesondre entzückt der Anblick der Balbistraße und ihrer Fortsetzung der strada nuova und

nuovissima. Allerdings giebt es in Genua auch einige enge Gassen; indessen weht überall die gesundeste, reinlichste Luft; nirgend wird die Nase durch ekelhafte Stinkwaaren beleidigt. Die engeren Straßen dürfen nur von Fußgängern betreten werden, und sind am Ein- und Ausgange durch Pfähle für Wagen und Reiter gesperrt.

Wir besahen die schöne, gothisch gebaute Kathedrale des heiligen Laurentius, so wie die mit den zierlichsten Säulen und Bogen geschmückte Kirche dell' Annunziata, und begaben uns dann nach der Kirche von Carignano, welche auf dem erhöht in das Meer vorspringenden Theil der Stadt gelegen ist und von deren Kuppel man sich einer Aussicht erfreut, die einzig in der Welt genannt werden muß. Ich kenne Konstantinopel aus einem trefflichen Panorama, und habe erst vor wenigen Wochen Neapel gesehen; allein beide Städte stehen rücksichtlich der Schönheit ihrer Lage weit hinter Genua.

Der Hafen von Genua bildet einen Halbzirkel, welcher von der Meeresseite durch zwei befestigte Dämme, die in der Mitte eine Einfahrt offen lassen, vertheidigt wird. Vom Ufer aus heben sich rings die Vorberge der Meeralpen amphitheatralisch empor; Hügel an Hügel reiht sich in wellenförmigen grünen Terrassen bis zur Höhe der nackten Gebirge, welche rings, etwa eine Meile von der Stadt, in mahlerischer Form den Horizont begrenzen. Am Fuße der untern Hügel und am Abhange derselben dehnt sich längs dem

Ufer die prächtige Stadt aus mit ihren Pallästen, ihren zahlreichen Kuppeln und schlanken viereckigen Thürmen; die rechts vorspringende Spitze des Halbzirkels, eine Anhöhe, die in das Meer hineinragt, endigt mit der Kuppel und den beiden schlanken Thürmen der Kirche von Carignano; die linke mit dem Leuchtthurm, der auf einem Felsen am Ufer des Meeres steht. Genua ist überall stark befestigt, hohe Böschungen und Bastionen mit vielfach ausgezackter Brustwehr bilden den Rand des Hafenbeckens. Das Meer ist hier ein anderes als bei Neapel und Livorno. Es hebt sich unaufhörlich in schäumenden Wellen, die schneeweißen Gischt umhersprützen und sich gegen die Felsen und Bastionen der Stadt und des Molo brechen. Sowohl innerhalb des Hafens als außerhalb desselben wimmelt es von Kriegs-, Kauffahrtei- und Transportschiffen, zwischen denen Feluken und Barken schnell dahin gleiten. Das Meer verschwindet fern am Horizont; links jenseits des Leuchtthurms flacht sich das vorspringende Gestade allmälig ab; bei hellem Wetter soll man die Vorberge von Nizza erblicken können. Mit Entzücken ruhte unser Auge bald auf dem unermeßlichen Meere, bald auf dem göttlichen Amphitheater am Ufer. Dort rollten die mächtigen Wellen in stets erneuerter Wuth gegen die Felsen des Leuchtthurms, und hüllten ihn in Schaum; hier zog ein Dreimaster majestätisch durch die Fluth; dort schaukelte mit ausgespanntem lateinischem Segel ein kleines Boot kühn auf dem

unruhigen Element. Unter uns und in unserer Nähe brausete und wogte das Meer; in weiter Ferne glich es einem polirten dunkelblauen Stahlspiegel. Allein noch schöner war das Bild, welches die Stadt bot. Unten am Saume des Hafenbassins dicht gedrängte Häusermassen, darüber hinaus auf den Wellenhügeln am Fuße des Gebirges Gärten und unzählige Villen, die in verschiedenen Reihen die terrassenförmigen Höhenzüge schmücken. Hier sehen wir wieder das saftige Grün unsers Vaterlandes, hier prangen die Häuser in freundlichen Farben; nirgend zeigen sich die höhlenhaften Wohnungen und schwarzen Fensterlöcher des übrigen Italiens; überall erblickt man die herrlichsten, freundlichsten Gebäude, Glasfenster und grüne Jalousien. Wenn Genua rothe Dächer hätte, würde der Anblick der Stadt noch schöner sein; leider aber herrscht auch hier, wie in Wien der Gebrauch, die Dachziegel mit einer zu großen Menge von Kalk zu verbinden, so daß derselbe überall hervorquillt und die Dächer in der Entfernung weiß erscheinen. Allein nichts desto weniger haben die Gebäude Genua's keinesweges das Todte, welches der Stadt Wien, aus einer gewissen Entfernung gesehen, eigenthümlich ist, indem dort das Weiße der Mauern und der Dächer eine unerfreuliche Monotonie hervorbringt; — sondern die bunten Farben der Häuser und die grünen Jalousien geben der Stadt ein so einladendes Ansehen, daß man sich hier unwillkürlich heimathlich und wohl fühlt. Einzelne

Mauern ziehen sich hier und da die Berge hinan, die selbst auf den höchsten Gipfeln am Horizonte noch Häuser und Kastelle zeigen. Wahrlich: Genua ist schöner, als es die kühnste Phantasie sich zu ersinnen vermag!

Aber das wundert mich nicht; denn — Genua sollte eigentlich gar nicht mehr zu Italien gerechnet werden. Ganz Sardinien schließt sich in den Sitten mehr den Franzosen an. Fast Jedermann spricht in Sardinien französisch und nur sehr schlecht italienisch. Die charakteristischen Kennzeichen Italiens beginnen eigentlich erst da, wo auf der Landcharte der Stiefel anfängt; was nördlich darüber hinaus liegt, erinnert mehr an Deutschland oder an Frankreich. Schon zur Römerzeit grenzte Norditalien mit dem Rubikon und der Magra, welche letztere wir hinter Sarzana bereits passirt haben.

Unser Cicerone zeigte uns die zu unsern Füßen liegende, auf drei gewaltigen Bogen ruhende, breite Brücke von Carignano, welche zwei Anhöhen mit einander verbindet, und unter deren Bogen sich eine kleine Gasse hinzieht. Außerdem machte er uns auf einen Festungswall am Meere aufmerksam, wo vor vier Wochen mehrere Mitglieder der sardinischen Verschwörung erschossen worden sind. Er erzählte uns frei und offen den Hergang dieses Ereignisses, von dem wir bis jetzt in unserer Abgeschiedenheit von dem gesellschaftlichen Leben noch nichts erfahren hatten.

Wir begaben uns hierauf nach der Brücke hinab,

die nur für Fußgänger zugänglich ist. Auch von ihr erfreut man sich einer angenehmen Aussicht über das Meer. Als wir über die massive Brustwehr der Brücke auf die unter derselben gelegenen Häuser hinabblicken wollten, und zu dem Ende auf eine steinerne Bank stiegen, zog uns eine Wache, die hier aufgestellt ist, zurück. Unser Cicerone erzählte uns, daß sich hier vor Kurzem einer der Verschwornen hinabgestürzt habe, und daß es seitdem verboten sei, auf die Bank zu steigen. Da nun die Brustwehr zu hoch ist, um stehend bequem darüber hinabzublicken, so haben wir von der eigentlichen Höhe der Brücke keine rechte Vorstellung.

Noch besichtigten wir den ehemaligen Dogenpallast, jetzt Palazzo reale, mit dem schönen Marmorsaal, in dem der Rath einst seine Versammlungen hielt; die zierlich gebaute Säulenhalle auf der piazza de' banchi, das wunderwürdige Bauwerk der Säulenvestibüle des Universitätsgebäudes, der ich an Zierlichkeit und Geschmack kein anderes Bauwerk an die Seite zu setzen weiß; endlich aber das schöne von Karl Felix erbaute Theater. Die Stadt ist sehr groß, gewiß eine deutsche halbe Meile lang, und zählt 80,000 betriebsame Einwohner. Sie hat einen Erzbischof, eine Universität, eine Marineschule und ein Jesuiter-Collegium. So weit wir kamen, fanden wir hier nirgend die Handwerker auf den Straßen; wenn gleich noch immer Gesindel genug, um nicht zu vergessen, daß wir wirklich noch in Italien wären. Von schö-

nen Frauen sahen wir auch hier keine Spur. Wie die Frauen Venedigs schwarze, tragen die Damen hier weiße Schleier, so daß sich selbst in dieser geringfügigen Aeußerlichkeit noch jetzt der schroffe Gegensatz offenbart, in dem die beiden mächtigen Republiken einst einander gegenüberstanden. Und noch jetzt ist rußig und schwarz, wie der Schleier seiner Weiber, Venedig; rein und glänzend, wie der Schleier der hiesigen Frauen, das herrliche Genua. — Die sardinischen Truppen gleichen, durch Schnitt und Farbe der Uniformen, noch mehr als die neapolitanischen, dem preußischen Militair; so daß wie uns beim Anblick der hiesigen Garnison in unser Vaterland versetzt wähnen. —

Im Gasthofe erwartete uns eine Mittagstafel, auf der ein lukullisches Mahl prangte. Was die verwöhnte Zunge eines Gourments nur wünschen mag, wurde uns hier geboten; zu unbekannt mit den Kunstausdrücken der Küche, erwähne ich, daß man uns achtzehn Schüsseln, darunter treffliche Austern, Hummernsalat, frische Sardellen in pikanter Salzsauce gebraten, leckere Mehlspeisen und eine Pastete von Farce, Trüffeln, Hühnerkämmen und Hühnerlebern vorsetzte. Doch auch hier wird noch mit Oel, nicht mit Butter gekocht. Außerdem kredenzte man uns die feinsten französischen Weine, die, da Genua Freihafen ist, hier um billige Preise zu haben sind. Ich darf hierbei nicht unbemerkt lassen, daß sich die Gastwirthe in den großen Hauptstädten

Italiens sämmtlich französische Weine halten, da sie wohl wissen, daß die inländischen, mit wenig Ausnahme, nicht zu trinken sind.

Nachmittags hatte sich der Himmel wieder überzogen, wir wanderten indessen abermals in die Stadt und achteten nicht des Regens, der auf der Brücke Carignano uns durchnäßte. Wir fuhren, als er nachgelassen, in der entzückend schönen Umgebung der Stadt spazieren. Wohin das Auge schaut, erblickt es auf den grünen Anhöhen die köstlichsten Villen. Gegen Abend bestiegen wir eine Barke, und fuhren im Hafen umher. Es war kalt und stürmisch; die Wellen gingen schon innerhalb der Befriedigung des Molo sehr hoch; außerhalb des Molo aber war die Fahrt wirklich gefährlich. Im Hafen lag das völlig armirte Admiralschiff der sardinischen Flotte vor Anker. Wir legten bei dem Koloß an und baten um die Erlaubniß, ihn besichtigen zu dürfen. Dies wurde gestattet. Der Hochbootsmann*) empfing uns an der Stelle der abwesenden höhern Offiziere und zeigte uns alle Theile des Schiffs. Welch ein Unterschied im Vergleich mit dem Kriegsschiff, welches wir in Venedig gesehen haben! Es ist ein Linienschiff von 80 Kanonen, mit drei Decken, drei Masten und drei Reihen von Stückpforten. Die Planken des Rumpfes sind grün angestrichen; am

*) Ein Offizier, der die Aufsicht über die Matrosen und die Takellage führt.

Spiegel *) prangt der Name des Schiffes in goldenen Buchstaben. An der Steuerbordseite **) führt eine mit einem messingenen Geländer eingefaßte, bequeme Treppe auf das oberste Deck. Dies liegt etwa 18 Fuß über dem Wasser und ist ungefähr 25 Schritte breit und 80 Schritte lang. Vom Spiegel des Schiffes bis zum großen Mittelmast erstreckt sich das erhöhte Hinterkasteel oder die Schanze, an deren Seiten ein Paar Kanonen von leichtem Kaliber stehen; der hintere und noch mehr erhöhte Theil der Schanze aber bildet das Hüttendeck. Der Schanze gegenüber am Bug ***) befindet sich die erhöhte Back, oder das Vorderkasteel. Die Fläche zwischen dem Deck der Back und dem der Schanze, oder die Kuhl ist in der Mitte durch zwei Treppenluken und durch Vergitterungen (Rösterwerk) zum Abziehen des Rauches, und zum Einlassen der frischen Luft; an den Seiten aber durch Schiffskanonen unterbrochen. Diese ruhen auf Laffeten, welche mit Rollen versehen sind. Ueber den Kanonen gehen die sogenannten Laufplanken hart am Bord vom Deck der Back bis zu dem der Schanze fort. Mit Freude ruht das Auge emporblickend auf den hohen Masten, dem Besaanmast hinten, dem großen Mast in der Mitte

---

*) Der hintere Theil des Schiffes.

**) Die rechte Seite des Schiffes, vom Spiegel aus gesehen.

***) Der Vordertheil des Schiffes.

und dem Fockmast vorn, auf die Menge von Raen *) und Stengen **), auf die Schnüre des Takelwerks ***) und die eingerefften, weißen Segel. Auf dem Hinterverdeck stand das messingene Rad, welches durch künstlichen Mechanismus mit dem Steuerruder zusammenhängt und dies in Bewegung setzt; auch befinden sich hier mehrere nautische Instrumente, Boussole, Kompaß und Astrolabium, von höchster Vorzüglichkeit. Gegenüber nach dem Bug hin erblickten wir die große Schiffsglocke und die beiden Gangspille ****). Nach der Kajüte des Admirals in der Schanze führt eine schöne Treppe von Mahagoniholz, ebenfalls mit massivem, blankpolirtem Messinggeländer. Die Kajüte nimmt die ganze Breite des Schiffs am Spiegel ein, ist etwa 6 Schritte tief, 6 Fuß hoch, und wird durch fünf lukenähnliche Fenster, durch welche der Kommandeur des Schiffs in See schauen kann, erleuchtet. Der Ort, wo das Steuerruder an der Fensterseite durchläuft, ist durch einen Spiegel verkleidet. Oben in der Decke befindet sich ein silberner Kompaß. Das zu diesem Zimmer gehörige Schlafgemach und eine Kammer sind mit Mahagoni getäfelt. Unter den niedrigen Fen-

---

*) Segelstangen.

**) Stenge heißt der zur Verlängerung eines Mastes aufgesetzte dünnere Theil desselben.

***) Die sämmtlichen Seile eines Schiffes.

****) Ankertauwinden.

stern der Kajüte ist eine Bank von demselben Holze befestigt; das übrige Ameublement besteht aus einem reichverzierten Sopha, aus Polsterstühlen von Ebenholz, einem Tisch und dem schon erwähnten Spiegel. Rings sind Wandschränke angebracht, in denen Geräthschaften aufbewahrt werden. Wir stiegen zum zweiten Verdeck hinab. Hier sahen wir einen ungeheuern, die ganze Länge und Breite des Schiffs einnehmenden, aber außerordentlich niedrigen Saal, den die durchlaufenden Masten in der Mitte beschränken, und der durch die Kanonenluken an beiden Seiten, so wie durch das Rösterwerk, erleuchtet wird. Er ist 5 Fuß 8 Zoll hoch; große Männer können also hier nur gebückt gehen. Rechts und links erblickt man die Schiffskanonen der zweiten Batterie, und zwischen ihnen die Kriegsmunition an Kugeln in den Kugelbacken*) aufgeschichtet. Dies Deck wimmelte von Soldaten, welche ihre Gewehre putzten. Unter der Schanze und zwar unter der Kajüte befindet sich hier ein hübscher Saal, der durch eine Menge von Fenstern im Spiegel erleuchtet wird; vor demselben aber ein düsteres, nur durch eine Oeffnung nothdürftig erleuchtetes, geräumiges Gemach, worin ein runder Tisch und einige Stühle standen. Es war das Speisezimmer der Offiziere. An den Seiten dieses dunkeln Zimmers liegen kleine Kämmerchen, nur so groß, daß ein Bett und einige Geräthschaften

*) Einfassungen von Stricken, welche aufgenagelt sind.

darin aufbewahrt werden können; es sind die Zimmer der Offiziere *). Vorn am Bug bemerkten wir rechts und links in der Nähe des hier durchlaufenden Bogspriets **) Verschläge für vierfüßiges und für Federvieh. Weiter hin nach der Mitte umschließt ein Verschlag die große Kambüse oder die Schiffsküche. Zwei vorn und hinten gelegene Treppen führen weiter hinab zum ersten Deck, welches durch die unterste Reihe der Luken erleuchtet wird. Hier befindet sich die Batterie vom schwersten Kaliber. Die Hangematten der Soldaten und Matrosen sind sowohl im ersten als im zweiten Verdeck zwischen den Kanonen oben an den Querbalken befestigt. Eine Menge von Galeerensclaven in Ketten reinigte das unterste Deck und bat uns nicht vergebens um ein Almosen. Unter dem Speisesaal und den Kammern der Offiziere sind hier ganz dunkle Verschläge angelegt. Man sagte uns, daß es die Krankenzimmer und die Arrestbehältnisse seien. Vorn am Bug er-

---

*) Bei dem Schiffe, welches wir in Venedig besahen, zeigte man uns hier im zweiten Verdecke, neben den Zimmern der Offiziere, eine Art Loch oder einen Winkel, der seitwärts durch eine Ritze etwas Licht und Luft einließ, mit dem Bemerken, daß es das Gemach des Schiffsgeistlichen sei. Der fromme Mann, der es einst bewohnte, hat sich daselbst unzweifelhaft in ascetischer Zurückgezogenheit den erbaulichsten Betrachtungen hingeben können.

**) Der am Vordertheil des Schiffes in schräger Richtung vorragende Baum.

blickten wir die hier durchlaufenden, gewaltigen Ankertaue. Dann stiegen wir noch tiefer hinab in den Raum über der Kuhbrücke *), wo wir uns schon unter dem Wasser befanden. Hier verbreiteten die Treppenluken nur noch wenig Hellung. Vom hintern Theil des Schiffs leuchtete uns aus der Dunkelheit ein trübes Flämmchen entgegen. Näher kommend bemerkten wir, daß es eine, in einer vergitterten Laterne neben einer eisernen Doppelthür hängende Lampe war. Diese eiserne Thür führte zur — Pulverkammer. Nicht ohne Schauder betrachteten wir den Eingang zu den Schrecken des Todes. In der Mitte der Kuhbrücke führte endlich eine vierte Treppe hinab in den untersten Raum, der noch von bedeutender Tiefe war und wo wir im Halbdunkel, welches die Treppenluken hier noch bewirken, die bauchige Form des Rumpfes, die ungeheuern Rippen des Kolosses, die Schiffspumpen und einige von den Abtheilungen erblickten, in denen hier unten mit weiser Oekonomie die Proviant- und Wassertonnen aufgestellt, auch Holz, Nothmaße, Taue, Stricke u. s. w. aufbewahrt werden. Jede weitere Entfernung im Raume war in schauerliche Dunkelheit gehüllt. — Wahrlich, es giebt kein wunderwürdigeres Gebäu, als ein Linienschiff! —

Und wiewohl dieser Koloß mit einer Last von

*) Kuhbrücke, ein Verdeck unter der untersten Batterie, welches sich unter dem Wasser im Raum befindet.

etwa 1500 Tonnen (30,000 Centnern) innerhalb des Molo sich befand und also gegen die Wuth der Wellen geschützt war, so schwankte er doch unaufhörlich der Länge nach von vorn nach hinten langsam hin und her, so daß wir nur mit ausgebreiteten Füßen zu stehen vermochten. Mit den Augen war dies Schwanken nicht zu bemerken; das Schiff schien vielmehr wie ein Felsen zu stehen; allein der Körper fühlte es; uns war, als ob ein Erdbeben den Fußboden unter uns bewege, oder vielmehr, wie dem zu Muthe, der sich beim Schwindel vor dem Fallen zu schützen sucht.

Wir begaben uns in der kleinen Barke nach dem Ufer zurück. Der Himmel war mit trüben Wolken bedeckt, der Wind noch heftiger geworden und die Kälte so groß, wie wir sie uns im Juli in Italien wahrlich nicht vorgestellt hatten. Allein gerade in diesem Wetter beschlossen wir den Leuchtthurm (la lanterna) zu besuchen, weil jetzt das wild bewegte Meer im Kampfe mit dem Felsen des Thurms einen erhabenen Anblick gewähren mußte. Wir fuhren durch die Stadt, am Pallast Doria vorbei, zu dem schönen Thore hinaus, welches Karl Felix erbauen lassen. Der Leuchtthurm Genua's ist ein Meisterstück der Baukunst. Viereckig und so schlank und zierlich gebaut, daß er bei seiner Höhe, und da er stets der Gewalt der Stürme Preis gegeben ist, zusammenzubrechen droht, trotzt er dennoch, fest wie der Felsen unter ihm, den Elementen. Ich

kenne keinen Anblick, der mehr geeignet wäre, in eine romantische Stimmung zu versetzen, als der eines menschlichen Bauwerks auf einem festen Felsen in bewegtem Meere! Wir gaben uns mit Entzücken diesem Eindruck hin, und fuhren dann noch dicht am Strande durch die Vorstadt spazieren, wo die vom Winde gepeitschten in wilder Fluth daher rollenden und sich überschlagenden, graugrünen und schäumenden Wogen unausgesetzt mit dumpfem Rauschen zerschellten und ächzend bis zu unserm Wagen hin zerstäubten.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Wiederholung der schönen Musik in Genua. Paganini und der flöhfangende Schneider. Der Pallast Doria. Trüber Himmel. Spazierfahrt im Thale. Vergleich der Gegenden von Genua und Neapel. Die Reisenden verlassen Genua mit Betrübniß. Sardinisches Postwesen. Die Bocchetta. Ponte decimo. Strömender Regen. Ronco. Die durchnäßten Reisenden am Kaminfeuer. Flohwein. Kegelspiel im Koth. Isola del Cantone. Der Gebirgsfluß Scrivia. Arquata. Die Ebene von Novi. I passaporti! Albergo reale zu Novi.

Novi, am 13. Juli.

Heute früh hörten wir in Genua mit wahrem Vergnügen die Wiederholung der gestrigen Militairmusik. Es mag auffallen, daß ich eines so geringfügigen Umstandes erwähne; allein nachdem ich mich mehrmals über den kläglichen Zustand der Musik im Lande der Töne ausgelassen habe, darf ich nicht verschweigen, daß Pisa und Genua hierin eine Ausnahme zu machen scheinen. Auch hat Genua in der Person Paganini's ein musikalisches Phänomen hervorgebracht, und es bilden sich die Genueser au-

genscheinlich etwas darauf ein, daß der bewunderungswürdige Violinist ihr Landsmann ist; denn wir haben dort mehrmals sein Bildniß gesehen. Es prangte sogar in der Stube unsers flöhfangenden Schneiders.

Wir besuchten heut Vormittag noch den Pallast Doria, der am Hafen nicht weit vom Leuchtthurm gelegen ist, und ebenfalls einen reizenden Blick über die herrliche Stadt gewährt. Ein baumloser Garten mit einem Springbrunnen, den eine schlechte Marmorstatue Neptuns ziert, führt hinter dem Pallaste bis an die Böschung des Hafens, auf der hier eine Platform von Marmor errichtet ist, die oft vom Schaum der Meereswogen genäßt wird. Ein zweiter Garten zieht sich jenseits der Straße, welche den Pallast von einem der amphitheatralisch die Stadt umgebenden Berge trennt, an dem Abhange des Berges hinauf, und ist durch eine Gallerie mit dem Pallast verbunden. Steht man auf der Terrasse am Meere, dem Rücken der Fluth zugekehrt, so übersieht man den Pallast und den hinter ihm aufsteigenden grünen Berg; auf der Höhe desselben steht eine kolossale Marmorstatue, welche die Gegend beherrscht.

Noch immer war der Himmel mit Wolken bedeckt und der Wind sehr lebhaft. Wir begaben uns daher noch einmal nach der Lanterna und dem schäumenden Gestade der Vorstadt. Dann machten wir eine Spazierfahrt in dem reizenden Thale, welches sich

auf dieser Seite an Genua anschließt. Hunderte von freundlichen Villen, die mit bemahlten Mauern und grünen Jalousien prangen, und reizende Gärten mit Weinlaubgallerien schmücken die grünen Hügel. Genua ist, ich wiederhole es, sehr schön! Nach der bittern Enttäuschung, die uns in Italien geworden, nach so vielfachen Unannehmlichkeiten, hat diese Stadt durch ihre Herrlichkeit und durch die unbeschreibbare Lieblichkeit und Erhabenheit ihrer Umgebungen heilenden Balsam auf unsere Wunden geträufelt.

Ich begreife nicht, wie die Gegend von Neapel für schöner gehalten werden kann, als die von Genua. Man rühmt als besondern Vorzug des Golfs von Neapel die darin liegenden Inseln. Allein gerade sie geben dem Golf gleichsam das Ansehen eines großen Binnensees, zumal das Meer bei Neapel fast stets spiegelglatt ist; wogegen es bei Genua in seiner Unermeßlichkeit und wilden Erhabenheit erscheint. Ja, aber der Vesuv! werden die Enthusiasten schreien. Der Vesuv ist merkwürdig, aber nicht schön. Ein nackter, einzeln stehender Kegel, kann nicht ein so schönes Bild gewähren, als ein Halbkreis von Bergen, die sich in den reizendsten Formen und Wellenlinien vom Meere aus emporheben. Der Anblick der Stadt und Umgebung von Neapel ist afrikanisch; der von Genua europäisch. Doch genug!

Nachdem wir zeitig zu Mittag gespeist, eine

wirklich billige Rechnung und unsere Pässe bezahlt hatten, verließen wir Genua mit aufrichtiger Betrübniß. Wir begrüßten zum letzten Male den Leuchtthurm und das schäumende Meer, und fuhren dann in dem lieblichen mit Villen und Gärten prangenden Thal durch die kultivirteste Gegend, die man sich denken kann, nach Ponte decimo.

Das sardinische Postwesen ist von dem im übrigen Italien sehr verschieden. Wo nämlich vier Pferde genommen werden müssen, kann man drei für den Preis von vier Pferden erhalten, wobei man den zweiten Postillon spart. Die Postillone dürfen keine unverschämten Forderungen machen, weil sie, wenn sie zu Klagen Anlaß gegeben haben, hart bestraft werden. Die Entfernungen der Posten von einander sind indessen auch geringer, als im übrigen Italien, da man im Sardinischen nur zwei französische Lieues ($1\frac{1}{5}$ geograph. Meile), im übrigen Italien aber 8 Miglien oder zwei geographische Meilen auf die Post rechnet. Deshalb ist ein sardinischer Postillon mit 2 Franks Trinkgeld zufrieden. Er fährt indessen auch nur sehr mittelmäßig, und wir werden nun nicht mehr so große Tagereisen machen können, als bisher.

Vormals führte die Landstraße von Genua nach Novi über die steile öde Bocchetta, einen der höchsten Punkte der sich längs der Küste des ungeheuern Golfs von Genua hinziehenden Meeralpen. Jetzt aber gelangt man auf einer vortrefflichen Chaussee,

die, wenig ansteigend, sich fast immer in den lieblichsten Thälern dahinzieht, über Ponte decimo, Ronco und Arquata nach Novi.

In der Gegend von Ponte decimo fing es an zu regnen. Von hier aus führt der Weg über den mit der Bocchetta zusammenhängenden Kamm, auf dessen entgegengesetzter Seite der Flecken Ronco gelegen ist. Je höher wir kamen, je mehr nahm der Regen zu, der endlich in ein wolkenbruchähnliches, stundenlanges Herabströmen ausartete. Ein ähnliches Wetter habe ich nie erlebt. So gut unser Wagen geschlossen war, steckten unsre Füße doch schon nach einer halben Stunde im Wasser und fühlten wir uns theilweise auch am Körper durchnäßt. Ueber die Gegend von Ponte decimo bis nach Ronco vermag ich, da uns die strömende Fluth nicht zehn Schritte weit sehen ließ, nichts zu berichten, doch bemerkte ich, daß die Höhenzüge mit Laubholz bewachsen waren. Vor Ronco erblickten wir rechts am Wege einen furchtbar angeschwollenen, gelbschäumenden Bergstrom. Der Regen hatte hier nachgelassen; wir stiegen im Posthause ab. Der Koffer wurde abgepackt, denn unser Freund, völlig durchnäßt, mußte sich umkleiden; wir alle wärmten uns an dem Feuer, welches der aufmerksame Wirth im Kamin emporlodern ließ. Um dem Manne etwas zu verdienen zu geben, forderten wir eine Flasche Wein. Er brachte uns eine italienische Bauchflasche mit langem Halse und einige Gläser. Als wir eingeschenkt

hatten, verging uns sogleich der Appetit, denn in dem Weine schwammen eine Menge darin abgegohrner Flöhe von Wanzengröße. Im tiefen Koth vor der Hausthür spielten mehrere Bewohner der Ortschaft auf freier Straße Kegel, wobei sie die Kugeln nicht schoben, sondern dieselben aus geringer Entfernung auf die Kegel warfen. — Als wir nach einer halben Stunde wieder aufbrachen, überließ der Wirth klüglich unserer Generosität, zu zahlen, was wir wollten.

Der Weg zog sich nun durch anmuthige Thäler, zwischen Hügeln, die zum Theil mit Laubholz geschmückt waren, über Isola del Cantone nach Arquata hin, während uns der vom Regen furchtbar angeschwollene Gebirgsfluß Scrivia stets rechts zur Seite blieb und die Gegend verschönte. Hinter Arquata weitet sich das Thal zu einer beträchtlichen Ebene, in der Novi am Fuße des Gebirges liegt. Kurz vor Novi bemerkten wir abermals zu unserer Verwunderung die heimische Kiefer. Es war neun Uhr Abends, als wir dies Städtchen erreichten, wo wir, nachdem wir uns über das gewöhnliche „I passaporti!“ geärgert und den üblichen Zoll dafür entrichtet haben, im Albergo reale auf der Straße Ghirardenghi abgestiegen sind. Wiewohl Novi nur 6000 Einwohner zählt, wimmelt es hier doch überall von lärmendem Gesindel. Die Stadt ist übrigens wie alle italienische Städte gebaut und Stapelplatz der über Genua aus der Levante kommen-

den Waaren. Die reichen Genueser haben hier viele Häuser, in denen sie den Herbst zubringen. Sie verlassen ihre Marmorpalläste und ihre entzückende Gegend, für welche sie sonach keinen Sinn haben müssen, und finden Erholung und Erquickung — im räucherigen Novi. Das ist ächt italienisch! —

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Die Nacht in Novi. Unterhaltung zwischen zwei Weibern und einem Lumpenkerl. Gewissenlosigkeit der Aerzte, die Kranke nach Italien schicken. Piemontesische Ebene. Tortona. Die Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts in der Entfernung. Voghera. Casteggio. Der Po. Pavia. Das Mauthamt. Die Brücke über den Ticino. Der Garten von Meiland. Beschreibung von Pavia. Der Gasthof zur Post. Straße nach Meiland. Die Karthause. Die langweilige Lombardei. Ankunft in Meiland. Paßtortur am Thore. Spaziergänge. Die deutsche Locanda bei Reichmann.

Meiland, am 14. Juli.

Nachdem uns in Novi der unausstehliche Lärm, welcher die ganze Nacht währte, und Schaaren von hungrigen Flöhen nicht einen Augenblick Ruhe vergönnt, und endlich gegen Morgen der ersehnte Schlummer auf uns herabzusinken schien, erschreckte uns plötzlich ein verwirrtes, durchdringendes Geschrei auf der Straße. Es war, als ob mindestens zwan=

zig wüthende Menschen unter unsern Fenstern einander in den Haaren lägen. Ich sprang aus dem Bette und öffnete die Jalousien der auch hier wieder mit Mauerbrüstungen versehenen Fenster. Mit höchstem Erstaunen bemerkte ich nun, daß nur ein Paar ekelhafte Weiber mit irgend einem Lumpenkerl in freundschaftlicher Unterhaltung begriffen waren. Diese drei Menschen machten einen größern Lärm, als bei uns zwanzig aus der Hefe des Volks. Ja, wir sind noch in Italien: es läßt sich nicht bezweifeln! Die Leute standen fest; die letzte Hoffnung auf Schlaf war dahin; wir verließen daher das Schmerzenslager. Die beste, reinlichste und ruhigste Wohnung des Reisenden ist in Italien der eigene Reisewagen auf freier Landstraße. — Ich habe mich schon hundert Mal gefragt, wie es möglich ist, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien schicken. Es giebt hier des Aergers und der Beschwerlichkeiten so viel, daß selbst der Gesunde allmälig unterliegen muß.

Hinter Novi tritt man in die ungeheuere Ebene Piemonts, welche vom Po und mehreren kleineren Flüssen bewässert wird und mit der Ebene des lombardisch-venetianischen Königreichs zusammenhängt. Der Weg nach Meiland führt über Tortona, Voghera, Casteggio und Pavia. Das Land ist kultivirt; mit Freude sahen wir hier zum zweiten Mal in Italien unser heimisches Getreide. An der Landstraße und auf den Feldern befinden sich zahlreiche Anpflanzun-

gen von Maulbeerbäumen, ein Beweis, daß die Seidenzucht hier sehr stark getrieben wird. Sie waren ihres Blätterschmuckes nicht beraubt. Ueberall lagen freundliche Dörfer zerstreut umher. Eine Menge von Landleuten begegnete uns, da heute grade Sonntag ist, in festlicher Kleidung; sie schienen zur Kirche zu gehen. Es war hier so durchaus gar nicht italienisch, und wahrlich darum so sehr hübsch! —

Zwischen Tortona und Voghera erblickten wir links in weiter Entfernung mit unbeschreiblichem Entzücken die ganze Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts, oder die grajischen und einen Theil der penninischen Alpen. Von der Morgensonne beschienen, glänzten die schneebedeckten Höhen wie goldne Wolkengebilde, die tief am Horizonte ruhen, und aus dem schmalen Gürtel, den sie, vermöge der weiten Entfernung, bildeten, erhoben sich in Zwischenräumen mehrere höhere zackige Gipfel, ungeheuern goldnen Kronen vergleichbar; die Charte belehrte uns, daß wir den Monte Viso, den Mont Cenis, den Iseran, den großen St. Bernhard und Europa's höchsten Berg, den Mont blanc, vor uns sahen! —

Hinter Casteggio passirt man auf einer Schiffbrücke den Po, und bald darauf bei Pavia einen Arm des Ticino. An beiden Ueberfahrtspunkten mußten wir ungebürliche Zölle entrichten. In der Vorstadt von Pavia wurden uns die Pässe abgefordert und man fuhr mit unserem Wagen ohne Weiteres in das östreichische Mauthamt hinein. Hier durchsuchte

man uns, ungeachtet unserer Versicherung, daß wir keine zollbaren Gegenstände mit uns führten, äußerst strenge; dennoch nahm einer der Unterbeamten nicht nur selbst sehr gern einen Piaster Trinkgeld, sondern er forderte sogar noch eben so viel für seinen Kollegen. Dicht an der Stadtmauer Pavia's fließt ein sehr breiter, tiefer Arm des Ticino, über den man auf einer 340 Schritt langen, bedeckten Brücke in die Stadt gelangt. Pavia hat 24,000 Einwohner, war früher bekanntlich Residenz der lombardischen Könige, liegt in einer besonders fruchtbaren Ebene, welche der Garten von Meiland genannt wird, und kann durch eine alte Citadelle vertheidigt werden. Sie hat einige hohe, ächt italienische Thürme *) und so schwarze und räucherige Gebäude, wie alle übrige lombardischen Städte. Nur eine Straße, welche die ganze Länge der Stadt durchläuft, ist breit und enthält einige hübsche Häuser. Das Straßenpflaster ist gut, die Geleise sind, wie wir dies schon theilweise in Genua gesehen und auch hier in Meiland wieder gefunden haben, mit schmalen Steinplatten belegt, auf denen die Wagen wie auf der Diele dahinrollen.

Wir fanden in der Post eine vortreffliche Aufnahme,

---

*) Das heißt hohe, schlanke, viereckige Thürme ohne Haube, mit bogenförmiger Fensterdurchbrechung, unter einem kleinen, niedrigen und in einen stumpfen Winkel zusammenlaufenden Dache.

und können dieselbe mit gutem Gewissen als Gasthof empfehlen. Auch war man billig genug, uns auf dem ebenen Wege nach Meiland nur zwei Pferde vorzulegen. Am Thore wurden wir der Pässe wegen abermals angehalten. Von hier bis Meiland fährt man auf einer herrlichen breiten Landstraße unausgesetzt durch eine bruchartige, mit grünem Rasen und Bäumen bewachsene Gegend; ein schiffbarer Kanal läuft längs der Straße hin, die vielfach von Gräben durchschnitten wird. Hier sahen wir die lombardische Pappel in ihrer Schönheit, auch dichtes Weidengebüsch von schöner saftgrüner Farbe. Weinfestons fehlten ganz. Der Tag war warm; allein die schattigen Baume verbreiteten Kühlung. Leider verschlossen sie jede Aussicht in die Ferne.

Ungefähr fünf Viertelmeilen hinter Pavia bogen wir rechts von der Straße ab, um die weltberühmte Karthause zu besuchen, welche hier ganz abgesondert im freien Felde gelegen ist. Sie wird für die prächtigste Karthause in ganz Europa gehalten. Schon äußerlich gewährt das Gebäude durch seine Größe, insbesondere aber durch seinen merkwürdigen, in Absätzen, ich möchte sagen terrassenförmig, sich erhebenden Thurm einen imposanten Anblick. Von außen und innen strahlt die Kirche von Marmor und prangt mit köstlichen Bildhauerarbeiten und Malereien. Ein goldglänzendes, bronzenes Gitter trennt, quer durch das Schiff der Kirche laufend, das Allerheiligste vom übrigen Raume des Gotteshauses. Schon vor lan-

ger Zeit hat Kaiser Joseph II. den Convent aufgehoben. Von allen Mitgliedern der Brüderschaft ist nur noch eins übrig. Fast achtzig Lebensjahre zählend, versieht dieser ehrwürdige Greis noch immer den Gottesdienst für die umliegende Gegend. Am merkwürdigsten war es mir, die ehemaligen Wohnungen der Klosterbrüder zu besichtigen. Die Karthäuser haben bekanntlich ihren Namen von dem in Frankreich gelegenen Orte Chartreux, wohin sich der heilige Bruno, der Stifter dieses strengen Ordens, am Ende des eilften Jahrhunderts in die Einsamkeit begab. Sie beobachten ein fast beständiges Stillschweigen, enthalten sich der Fleischspeisen, tragen weiße Kutten und eine schwarze Kappe, unter der Kutte ein hårenes Hemd und wohnen einzeln in abgesonderten kleinen Häuschen. Um einen viereckigen Friedhof bei der Kirche sahen wir hier nun 14 solcher, an der Seite mit einem Thürmchen versehener kleiner Häuschen, in der Art hinter einander aufgeführt, daß die Thürme nach einer Richtung hingehen und zwischen allen Häusern ein Zwischenraum von gleicher Breite befindlich ist. Ein solches Häuschen enthält zwei Stockwerke und in jedem derselben eine Zelle nebst Schlafgemach; die untere Wohnung wurde von dem Einsiedler im Winter, die obere im Sommer bezogen. Eine Thür führt von dem Friedhofe in das Haus und ist mit einer vergitterten Oeffnung versehen, durch welche der Bewohner Nahrungsmittel erhielt. Hinter jedem der

Häuschen befindet sich ein kleines, mit einer hohen Mauer umgebenes Gärtchen, welches der Einsiedler bearbeitete. An der einen Seite zieht sich hinter den Häuschen, die man richtiger Einsiedeleien nennen kann, ein größerer Garten hin; hier kamen die Brüder, wie der uns herumführende Küster erzählte, an einem Tage der Woche auf kurze Zeit zusammen, um sich mit einander zu besprechen, worauf sie ihr abgesondertes, ascetisches Leben von Neuem begannen. In der Sakristei befinden sich die Gemälde des Stifters des Ordens und mehrerer Aebte des Klosters. Eins dieser Bilder erschütterte uns tief. Ein bleiches, schmerzensvolles Antlitz hebt das thränenschwere Auge mit Resignation empor, das weiße Ordensgewand vermehrt die gespenstische Blässe des Leidenden. Wie war es möglich, wie konnten Menschen, die Gott schuf, ihres Daseins sich in nützlicher Thätigkeit zu freuen, auf den Abweg gerathen, sich in thatenloser Abgeschiedenheit selbst geschaffenen Qualen zur Ehre der Gottheit hinzugeben? — Hat Kaiser Joseph dies Bild gesehen, so begreife ich, daß seine große Seele die Aufhebung des Convents augenblicklich verfügen mußte. —

Nachdem wir uns wohl anderthalb Stunden in der Karthause, in welcher sich auch noch andere Fremde befanden, aufgehalten hatten, setzten wir unsern Weg nach Meiland fort. Sehnsüchtig blickten wir die Straße hinab, um die Stadt aus der Entfernung wahrzunehmen. Endlich zeigte uns der

Postillon am Ausgange der Straße den Thurm des Doms, der auf dem blauen Gebirge, welches fern hinter Meiland emporsteigt, mit weißgrauer Farbe getuscht erschien. Erst kurz vor Meiland wird die Gegend etwas lichter, und wir sahen nun ein Paar Gebäude und einen Theil der fernen, von grauen Regenwolken umlagerten Schweizergebirge; in der Nähe aber unangenehme Schilf= oder Reisfelder. Wirklich, diese lombardische Ebene ist unerträglich langweilig.

Abends um 8 Uhr erreichten wir die Stadt. Am Thor, wo wir die erst in Pavia überstandene Paßtortur abermals aushalten mußten, wollte man uns auch visitiren. Allein durch einige wohl angebrachte Flüche und die Erklärung, daß dies erst vor ein Paar Stunden an der Grenze geschehen sei, schreckten wir die habgierigen Italiener. Der schöne Sonntag hatte eine ungeheure Menge von Menschen beiderlei Geschlechts vor's Thor gelockt; diese kehrten jetzt nach der Stadt zurück, so daß wir von dem geselligen Leben und Treiben der Meiländer einen guten Begriff bekamen. Man erkennt hier, wie in Venedig, schon deutsche Sitte und den Einfluß einer deutschen Regierung, da man, wie ich schon erwähnt habe, im übrigen Italien, mit Ausnahme Neapels, das weibliche Geschlecht fast nur bei Gelegenheit öffentlicher Kirchenfeste oder bei Verrichtung der Andacht in der Kirche zu sehen bekommt. Die Straßen, durch welche wir fuhren, zeigten leider das Enge, Krumme, Rußige und Finstere aller andern italienischen Städte, mit dem Unterschiede, daß

die steinernen Häuser hier nicht so hoch sind, was sich daher erklären läßt, weil Meiland, wie die Geschichte lehrt, mehrmals verwüstet, und im neuern Geschmacke wieder aufgebaut worden ist.

Wir sind in Reichmanns wohlbekannter deutscher Locanda abgestiegen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Es heißt Meiland, nicht Mailand; auch ist Meiland kein Mailand. Die Reisenden hören ihre Muttersprache wieder. Wanderung durch die Stadt. Der Dom. Das Grabmal des heiligen Borromeo. Unterhaltung an der Wirthstafel. Alle aus Italien zurückgekommene Reisenden sind enttäuscht. Anhaltendes Regenwetter. S. Maria della passione. Welch ein nüchternes Land ist dies Italien! — Langeweile.

Meiland, den 15. Juli.

Ich möchte wohl wissen, weßhalb man in Deutschland allgemein Mailand und nicht Meiland schreibt. Es sind abermals die Enthusiasten, die diese falsche Schreibart aufgebracht haben. Meiland, der Anfang Italiens, der göttlichen hesperischen Gefilde, die ich, da ich sie kenne, die höllischen nennen möchte, konnte es anders bezeichnet werden, als Land des ewigen Frühlings, Land des Mai's und mußte man sonach nicht Mailand schreiben? — Hier ist nun aber sicherlich noch weniger, als im übrigen Ita-

lien, vom ewigen Frühling etwas zu finden; denn in den Zimmern unsers Gasthofes sehen wir schon wieder Oefen und die Kamine sind verschwunden. Der Ort und das Gebiet heißt Milano, lateinisch Mediolanum, französisch Milan; der kühnste Etymolog soll mir hier den Frühling heraus klauben oder den Monat Mai; also schreibt nur hübsch Miland oder Meiland, ihr lieben Leute; es wird am richtigsten sein.

Es thut uns wohl, in unserer deutschen Locanda die langentbehrte Muttersprache wieder zu hören. Auch ist es der deutschen Reinlichkeit in diesem Hause gelungen, die Flöhe wenigstens auf das, was billig ist, zu beschränken.

Heut Vormittag durchwanderten wir einen Theil der Stadt. Sie ist sehr groß, hat fast 2 deutsche Meilen im Umfang und zählt 140,000 Einwohner. Die Häuser sind sämmtlich mit italienischer Zierlichkeit erbaut, allein die grauschwarze Steinfarbe, welche ganz gleichmäßig überall verbreitet ist, bringt eine unerfreuliche Monotonie hervor, die man fast düster nennen kann. Doch klafft kein Gebäude mit offenen Fensterlöchern; nirgend widert das Ruinenhafte Venedigs an; — man sieht vielmehr überall Spuren von Reichthum und Gesittung, in allen Straßen reihen sich Kaufläden mit den Erzeugnissen einer lebhaften Industrie an einander, prangen Manufaktur- und Fabrikwaaren aller Art hinter Glasfenstern, und dies, wie der Umstand, daß die Straßen mit den

Wagengeleiseplatten in der Mitte sauber gehalten werden, giebt der Stadt nichts desto weniger etwas Anziehendes. Selbst Neapel hat nicht eine solche Menge von Kaufläden, und bietet nicht eine solche Auswahl von Waaren, als Meiland, dessen geographische Lage, in der Mitte zwischen Deutschland, Frankreich und Italien dem Handel ungemein günstig ist. Wer aber freilich wieder glauben sollte, daß Meiland in dieser Beziehung einzig und unübertroffen dastehe, weil es in dem vergötterten Italien liegt, der irrt, und wisse, daß Wien und Berlin (London, Paris und Lyon brauchen hier gar nicht erwähnt zu werden) weit schönere und zahlreichere Kaufgewölbe aufzuweisen haben, als Meiland. Wer endlich diese Stadt eine prächtige nennt, der beweiset, daß er sie nicht gesehen hat.

Unter den Gebäuden Meilands gebührt dem Dom die erste Stelle. Er ist im Jahr 1386 gegründet, und ganz aus weißem Marmor erbaut, welcher am Lago maggiore gebrochen wird. Ursprünglich von verschiedenen Meistern nach und nach im altdeutschen Styl aufgeführt, erhielt er von Pellegrino Tibaldi in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Entwurf der Façade, welche jedoch erst in der neusten Zeit von Napoleon vollendet wurde. Der Anblick dieser kolossalen, an einem freien Platze gelegenen Façade macht einen unbeschreiblichen Eindruck. Noch ist der Marmor, der hier tausende von gothischen Verzierungen, Spitzthürmchen, Schnörkeln

und Bildsäulen bildet, nicht vom Alter geschwärzt; das Auge wird vom weißen Glanze geblendet, und oben hinter der Façade erhebt sich in der Mitte der eigenthümliche, schlanke Marmorthurm. Selbst wir, die wir St. Peters erhabenen Dom bereits gesehen hatten, konnten diesem Bauwerk unsre Bewunderung nicht versagen. Noch mehr aber wurden wir ergriffen, als wir das Innere der Kirche erblickten. Zwei und funfzig ungeheure Pfeiler tragen die Decke. Hohe, mit köstlichen Farben und alten Bildern prangende Bogenfenster verbreiten in dem weiten Raume jenes magische Helldunkel, welches so tief das Gemüth ergreift. Der Hochaltar und die beiden Kanzeln sind mit trefflichen Bronzeverzierungen geschmückt. Man bewundert hier ferner das schöne Mausoleum Johann Jakobs von Medicis, von Buonarotti, mit Statuen und Bronzeverzierungen von Leoni. Die symmetrische Anordnung des Chors, der beiden Orgeln und des Souterrains (scurolo) ist von Pellegrini. In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grabmal des Schutzheiligen von Meiland, Karls Borromeo. Diese Kapelle ist sehr klein, aber reich an Kostbarkeiten. Rings an den Wänden stellen silberne Hautreliefs Ereignisse aus dem Leben des Heiligen dar. Ueber dem Altar befindet sich eine prachtvolle Vergitterung. Durch eine Maschinerie wird dieselbe fortgeschoben, und man erblickt einen quer stehenden, im Schein der Kerzen strahlenden Krystallsarg, und in demselben

einen mumienartig zusammengetrockneten Leichnam, in erzbischöflichem Ornate. In dem Sarge strahlen über dem Todten die köstlichsten Edelsteine, die frommer Glaube selbst gekrönter Personen ihm geopfert. Oben in der Kirche kann man durch eine Vergitterung im Fußboden in die Kapelle und auf das Grabmal hinabschauen. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl erblickte ich diese menschlichen Ueberreste, die Schauer der Vernichtung in der strahlenden Umgebung menschlicher Eitelkeit! — Das Haupt sah schwarzbraun aus; Nase und Augen waren eingesunken, der fleischlose Mund grinzte schädelartig unter der Mitra hervor. Warum gönnt man dem Heiligen nicht, das traurige Geheimniß seiner irdischen Auflösung den Blicken der Neugier zu entziehen; warum wird es — für Geld enthüllt ?? — Selbst ein wohlthätiger Zweck kann diese Verletzung der heiligen Scheu, die man den Ueberresten ehrwürdiger Menschen schuldig ist, nicht entschuldigen. Nach dem Tode gehört der Leib der Erde an, und so wie die Bildung der Menschen vor der Geburt in Dunkel gehüllt ist; so sollte auch die Auflösung desselben unter allen Umständen dem menschlichen Auge entzogen werden. —

In unserm Gasthofe wird, was wir im ganzen übrigen Italien nicht gefunden haben, an der Wirthstafel (table d'hôte, tavola rotonda) gespeiset. Wir trafen an derselben mit Reisenden aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammen. Einige

kamen aus Italien zurück, andere wollten es erst kennen lernen. Der Unwille derer, die wie wir auf dem Rückwege begriffen waren, läßt sich nicht beschreiben. Sie waren mit uns darin einverstanden, daß nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände den Erwartungen entsprächen, die man sich davon zu machen pflege, daß Genua allein aber dieselben noch übertreffe, und daß im Uebrigen Alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge oder lächerliche Uebertreibung sei. Diese Ansicht führte zu Erörterungen, die damit endigten, daß einzelne der erst angekommenen Personen ihren Reiseplan änderten und sich entschlossen, lieber das südliche Frankreich zu besuchen.

Nachmittags besichtigten wir den Dom zum zweiten Male; dann aber zwang uns ein anhaltender Regen, das Zimmer zu hüten. Erst zur Zeit des Sonnenuntergangs zeigten sich wieder einige Lichtblicke; ich eilte nun allein auf die Straße, und gerieth umherschlendernd in die Kirche St. Maria della passione, wo ich dem Ave maria beiwohnte und Gelegenheit hatte, Physiognomien zu studiren. Rings um mich lagen die jungen Meiländerinnen auf den Knien; allein mit keiner hätte ich einen Roman anknüpfen mögen. Welch ein nüchternes,

von aller Romantik entblößtes Land ist dies Italien! Ich kehrte nach dem Gasthofe zurück, wo wir um die Wette uns angähnen; denn der Regen fällt seit einer Stunde wieder in Strömen hernieder, und von den 5 oder 6 Theatern, die hier sein sollen, ist heute keins geöffnet.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Abermaliger Besuch des Doms. Sonnenblicke. Der Domplatz. Spazierfahrt im Regenwetter. Die Goldarbeiterstraße. Die Scala. Der Corso und die öffentlichen Promenaden. Das Lazzaretto. Der Waffenplatz. Die Arena. Arco della pace. Die Thore Meilands überhaupt. Die große Kaserne. S. Maria delle grazie und Leonardo da Vinci's Abendmahl. Langweilige Umgebung von Meiland. Die Reisenden sind von Kälte erstarrt. Letztes Wort über italienisches Klima Das Haus des heiligen Borromeo. Leben des Heiligen. Das Theater della Canobiana. Donizetti vor einem Publikum von Menschen und Flöhen. Nirgend eine schöne Meiländerin. Erinnerung an Wien.

Meiland, den 16. Juli.

Auch heute Vormittag besuchten wir, auf einer Wanderung durch die Stadt, den Dom. Die Wolken gewährten einige Sonnenblicke. Auf dem Domplatze ruhten wir unter dem Zeltdache einer Sorbettobottega aus und betrachteten dann mit Vergnügen die reiche Auswahl von vergoldeten Bronze- und Quin-

cailleriewaaren, welche unter der Säulenhalle, die an der einen Seite des Platzes die Häuser mit einander verbindet, zum Kaufe ausgelegt sind.

Nachmittags fuhren wir, des wieder eingetretenen Regenwetters wegen, in einer verschlossenen Kutsche spazieren. Wir kamen durch die enge Goldarbeiterstraße, die wirklich sehenswerth ist, weil sie an beiden Seiten von Goldarbeiterläden strahlt, und in einem kleinen Raum unschätzbare Kostbarkeiten vereinigt. Dann begaben wir uns nach dem großen Theater, oder der Scala, wo in der jetzigen Jahreszeit gar nicht gespielt wird, um wenigstens das Haus kennen zu lernen. Es ist im Jahre 1778 von Pietro Marini erbaut worden, fast so groß als St. Carlo in Neapel, innerlich würdig und ohne Ueberladung verziert und hat 240 geräumige Logen. Die Länge des Parterres beträgt 64, die Breite desselben 57 französische Fuß; das Proscenium ist 10 Fuß lang und 41 Fuß breit, die Scene 120 Fuß lang und 95 Fuß breit; das ganze Gebäude aber enthält 265 Fuß in der Länge, 100 Fuß in der Breite.

Hierauf besuchten wir den Corso und die öffentlichen Promenaden außerhalb der Stadt, namentlich die mit Pappeln besetzte Straße und die mit wilden Kastanienbäumen bepflanzten Remparts vor der Porta orientale. Seit unserer Abreise von Novi haben auch die wenigen fremdartigen Bäume aufgehört, welche wir bis dahin in Italien gefunden hatten, wie z. B. der Oelbaum und die Cypresse.

Niemand, der um Meiland spazieren geht, wird glauben, daß er in Italien sei, es findet sich hier unser gewöhnliches Laubholz; nur freilich nicht die königliche Eiche der deutschen Fluren. Wir kamen vor dem berühmten Lazzaretto vorbei. Dies große Gebäude umschließt in Form eines Vierecks einen weiten Hof, innerhalb dessen rings herum ein einfacher Portikus läuft. Auf jeder Seite des Vierecks sind 74 Zimmer vertheilt; in der Mitte des Hofes steht eine von Bramante erbaute kleine Kirche; rings um das Gebäude zieht sich ein breiter Graben. Einst diente dasselbe zum Pestlazareth.

Wir erreichten den ungeheuern Waffenplatz, an dem das von Napoleon erbaute Amphitheater liegt. Dies ist in elliptischer Form von Rasen aufgeführt; doch befinden sich in der Mitte der Linie, welche die Arena einschließt, und rechts und links an den äußersten Enden steinerne Gebäude und Galerien. Zehn Rasenstufen oder terrassenförmige Sitzreihen sind bestimmt, die Zuschauer aufzunehmen, und man versichert, daß hier 36,000 Menschen Platz finden würden. Die Arena ist etwa 400 Schritte lang und 200 breit, und dient zu Wettrennen und dergleichen öffentlichen Schauspielen; auch kann sie mit Wasser angefüllt und zu modernen Naumachien benutzt werden.

Auf einer andern Seite des Waffenplatzes erhebt sich ein schöner Triumphbogen nach der Zeichnung des Ritters Cagnola von weißem Marmor erbaut, jetzt

Arco della pace genannt. Napoleon ließ den Grund dazu legen und beabsichtigte, die Simplonstraße würdig damit zu beginnen. Nach seiner Entfernung blieb der Bau mehrere Jahre liegen, bis endlich der östreichische Kaiser dessen Beendigung anbefahl. Noch wird daran gearbeitet; dies Thor dürfte, da es mit Basreliefs, Statuen und andern Ornamenten reich geschmückt ist, bald eine der schönsten Zierden Meilands werden. Ueberhaupt verdienen sämmtliche Thore dieser Stadt vorzügliche Beachtung; sie haben meistens antike Bogenform. Die Porta romana ist nach einer Zeichnung von Bassi, das Komerthor nach Moraja, das neue Thor, ein korinthischer Bogen, nach Zanoja erbaut. Die Porta Ticinese und die Porta orientale sind von besonderer Schönheit.

An der dem Arco della pace gegenüber gelegenen Seite des Waffenplatzes hat man ein altes, von Gräben umgebenes Kastell zu einer Kaserne umgeschaffen. In der Nähe des Platzes befindet sich die Kirche S. Maria delle grazie mit einer seltsam gestalteten, unter Bramante's Leitung erbauten Kuppel. In dem Refektorium des zu dieser Kirche gehörig gewesenen Dominikanerklosters erblickt man Leonardo da Vinci's unvergleichlich schönes Freskogemälde, das Abendmahl Christi. Es nimmt, wenn man eintritt, die zur Rechten befindliche kurze Wand des Saales ein, welcher ein längliches Viereck bildet. Leider fanden wir es in einem jämmerlichen Zustande der

Zerstörung. Abgesehen davon, daß früher die Mönche an der Stelle, wo Jesus am Tische sitzt, ohne Weiteres eine Thür durch die Wand haben brechen lassen, um das Herbeitragen der Speisen aus der Küche zu erleichtern, und daß auf diese Weise die Füße der Christusfigur verloren gegangen sind, ist später von östreichischen Kriegsgefangenen, die hier von den Franzosen eingesperrt waren, mit Steinen nach dem Bilde geworfen und dasselbe dadurch außerordentlich beschädigt worden. Aus Rücksichten erzählt man indessen jetzt, die Franzosen hätten dies gethan. Außerdem haben auch Feuchtigkeit und Mauersalpeter dazu beigetragen, das Kunstwerk zu vernichten. Dennoch kann man es nicht ohne Bewunderung betrachten. Der Kopf Christi ist noch nie in ähnlicher Vollendung aufgefaßt und dargestellt; die zahlreichen Kopien des Bildes, selbst die bessern, sind in dieser Beziehung den Klecksereien eines Sudlers zu vergleichen. Das Bild ist bekannt. Christus, inmitten seiner Jünger, spricht so eben schmerzlich ergriffen die Worte: „Einer unter Euch wird mich verrathen!“ Der Ausdruck in den Gesichtszügen des milden, göttlich schönen Mannes bezeichnet die tiefste Wehmuth über den Undank, mit dem ein geliebter Jünger seine himmlische Güte belohnen will, gleichzeitig aber die demüthigste Ergebung in den Willen des Vaters, der ihm nun Leiden bereitet, und diese mit der, einem Herzen voll unendlich c Liebe schmerzlichsten Prüfung, mit Freundesverrath, beginnen läßt. Unsterblicher

Leonardo, wie groß bist du noch in Trümmern! — Findet sich denn kein Maler, der danach ringt, dieses mit göttlicher Eingebung dargestellte Antlitz, ganz wie es ist, der Nachwelt aufzubewahren? —

Wir fuhren durch die große Kaserne nach Hause. Jenseits derselben befindet sich ebenfalls eine öffentliche Promenade; von hier aus ziehen sich eine Menge von Alleen, die mit Bäumen verschiedener Art bepflanzt sind, rings um den grünen Waffenplatz und das Amphitheater. Allein überall bleibt der Blick so beschränkt, daß die Lichtung dieses Platzes wirklich einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Auch die nähere Umgebung von Meiland ist daher langweilig.

Von Kälte erstarrt, kamen wir nach der Stadt zurück. Wird man es nun endlich glauben, daß in Italien dieselbe Veränderlichkeit der Witterung Statt findet, wie bei uns? — Sollte man mir auch einwenden, seit dem Eintritt jener furchtbaren asiatischen Krankheit, (von der wir in Italien übrigens keine Spur wahrgenommen haben,) seien die Witterungsverhältnisse von ganz Europa, ja der ganzen Erde, verändert, und auch der klimatische Zustand Italiens nicht der bisherige, sondern vorübergehend ein anderer; so würde doch der Beweis zu Tage liegen, daß die hesperischen Gefilde dieser Veränderlichkeit eben sowohl unterworfen sein können, als andre Länder. Was in diesem Jahre Statt gefunden hat, kann sich in jedem künftigen wiederholen; die Erfah-

rung ist nicht gegen die Möglichkeit. Was nützen uns alle Versicherungen, daß Andere es nicht wie wir gefunden haben; wir und Tausende von Reisenden, die sich gegenwärtig mit uns in Italien aufhalten, sind doch nun einmal auch in dieser Hinsicht enttäuscht; wir haben sämmtlich andere Erfahrungen gemacht, und Niemand wird uns, zumal wir fast in jeder Beziehung die Berichterstatter auf Lügen ertappen, verargen können, wenn wir an die himmlischen Reize des hesperischen Klima's nicht glauben. Alles, was wir zugeben können, ist, daß der italienische Winter nicht so rauh ist, als der unsrige, daß namentlich in Neapel Schnee eine Seltenheit ist, und daß es in Italien ein Paar Baumarten mehr giebt, die immer grün bleiben, oder die, wie man von italienischen Bäumen sagen muß, ihre grauen oder schwärzlichen Blätter auch im Winter beibehalten. Allein eben dieser angebliche Vorzug der hesperischen Gefilde ist ein Mangel mehr: der Wechsel der Jahreszeiten bei uns ist entzückend; der Frühling prangt in doppelter Schönheit, wenn man lange kein Grün gesehen. Ewiger Frühling ist nur eine poetische Idee der Phantasten; verwirklicht würde sie sich bald als ertödtende Einförmigkeit darstellen. Wer verdammt wäre, stets Honig zu genießen, würde seiner bald überdrüssig seyn, und sich herzlich nach gröberer Kost sehnen. —

Mit Ehrfurcht zeigte uns noch unser Cicerone, der, beiläufig gesagt, deutsch spricht, das alte Haus,

in dem einst der heilige Borromeo gewohnt. Karl Graf Borromeo, im Jahre 1538 zu Arona am Lago maggiore geboren, studirte zu Pavia und wurde durch die Gunst seines Oheims Pius IV. schon im 22. Jahre Erzbischof von Meiland. Sein Leben ist fleckenlos und rein. Er war ein Wohlthäter der Menschheit, ein frommer Christ und ein treuer Verwalter des bischöflichen Amtes. Meiland dankt ihm viel. Bei der Hungersnoth in Italien 1570, insbesondere aber bei Gelegenheit der furchtbaren Pest, welche diese Stadt sechs Jahre später heimsuchte, zeigte er aufopfernde Thätigkeit, und Viele dankten ihm ihr Leben. Allein Neid und Mißgunst seiner Amtsgenossen, so wie die Eifersucht der spanischen Statthalter in Meiland, welche seine bischöfliche Gewalt mit argwöhnischem Auge betrachteten, und die angestrengten Arbeiten und Kasteiungen, denen er sich unterwarf, zerrütteten seinen schwachen Körper, und er starb, erst 46 Jahr alt, am 3. Novbr. 1584. Schon im Jahre 1610 wurde er heilig gesprochen.

Abends besuchten wir das Theater della Canobiana, das größte und schönste Theater Meilands nach der Scala. Man gab vor einem zahlreich versammelten Publikum von Menschen und Flöhen, eine Oper von Donizetti und ein komisches Ballet. Die Aufführung der Oper wurde von der in Neapel, das Ballet von dem in Florenz bei Weitem übertroffen; obwohl man im Ganzen bei mäßigen Anforderungen

befriedigt sein konnte. Unter dem Frauenkranze, der rings die Logenreihen schmückte, suchten unsere Theaterperspektive vergeblich eine schöne Meiländerin. Hier übrigens zeigte sich das Publikum aufgeregt. Man unterhielt sich ziemlich laut und ungezwungen, klatschte auch sehr eifrig. Allein wie viel größer ist die Lebhaftigkeit des Wiener Theaterpublikums! — Wer den Theaterwahnsinn in seiner ganzen Glorie kennen lernen will, der muß nach Wien gehen, wo man sich beim Klatschen im eigentlichsten Sinne des Worts jämmerlich abarbeitet, und wo wir Zeugen waren, daß ein Schauspieler sieben Mal hinter einander nach einer Scene*) hervorgerufen wurde! — Offenbar richten sich die Meiländer nach ihrer Hauptstadt. —

*) Nicht nach dem Aktschlusse.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Differenz mit der Polizeibehörde zu Meiland. Abreise und noch ein guter Rath an künftige Reisende in Italien. Rho. Die Kirche der Madonna de' Miracoli. Der lombardische Postillon. Anblick der Schweizergebirge. Die Cypresse zu Soma. Sesto Calende. Grenzunannehmlichkeiten. Ankunft in Arona.

Arona, den 17. Juli.

Heute war schönes Wetter. Der Vormittag verging in Meiland unter Vorbereitungen zur Abreise. Unglücklicher Weise führt unser Freund und Reisegefährte einen Namen, der eine Nation bezeichnet, wie das z. B. bei den Namen Baier, Sachse der Fall ist. Nun kann man aber doch sehr wohl Baier oder Sachse heißen, ohne darum in Baiern oder Sachsen geboren zu sein. Die meiländische Polizeibehörde schien dies aber nicht einzusehen, und ließ, als wir die Visirung der Pässe bereits erfolgt glaubten, unsern Reisegefährten plötzlich nach der Polizeistube beordern, wo er sich seines Namens wegen einem argwöhnischen Verhör unterwerfen mußte. Man fragte

ihn, wie er heiße, und machte ihn darauf aufmerksam, daß nur sein Vorname und die Bezeichnung seines Vaterlandes angegeben sei, daß dies Land aber nicht mit dem Geburtsort übereinstimme, als welcher in dem Passe Berlin genannt werde. Wiewohl er halb unwillig, halb lachend das Räthsel löste, und man ihm seinen Paß zurückgab, schien man ihn dennoch mit mißtrauischen Blicken zu betrachten, und wir hatten daher alle Ursache, Meiland zu verlassen.

Wir genossen nun erst noch unsre Mittagsmahlzeit, zahlten dem deutschen Wirthe eine mäßige Summe, und reisten wieder ab. Ich bemerke ausdrücklich, daß wir die großen Städte Italiens immer erst nach eingenommener Mittagsmahlzeit verlassen. Ich rathe Jedem, der dies Land besucht, es eben so zu machen. Denn da man nur in den großen Städten menschliche Kost erhält und, wenn man eine solche Stadt verlassen hat, ein Paar Tage hungern muß, so thut man wohl, sich erst durch die Hauptmahlzeit zu sättigen, um möglichst lange gegen die neuen Angriffe des Hungers geschützt und gegen den Aerger physisch gestärkt zu sein. Außerdem gewinnt derjenige, der Mittags abreiset, an dem Orte der Abreise stets einen halben Tag, woran uns, da wir sehr schnell reisen, in den Hauptstädten besonders gelegen sein mußte. —

Wir befinden uns jetzt auf dem Wege zum Simplon. Die Simplonstraße ist eine Schöpfung

Napoleons. In weiterer Bedeutung wird darunter diejenige Straße verstanden, welche vom Arco della pace in Meiland über Sesto Calende, Arona und Domo d'Ossola aus Italien durch einen Theil von Wallis und Savoyen nach Frankreich führt; im engeren Sinne versteht man darunter nur denjenigen Theil dieser großen Route, der sich 14 Stunden weit von Domo d'Ossola über den Simplon bis nach dem Städtchen Brieg in Wallis hinabzieht. Der Simplon liegt in dem Alpenkamme, der vom Montblanc nach dem St. Gotthard läuft und die Schweiz von Italien trennt. Wir können uns kein größeres Meisterwerk einer Gebirgsstraße denken, als die ist, welche am jähen Abhange der Seealpen von Spezia nach Genua führt, und sind daher sehr gespannt, in wie fern die Simplonstraße dieselbe übertreffen dürfte.

Wir verließen Meiland in Folge der Fürsorge unsers gutbezahlten Cicerone mit zwei Pferden Extrapost. Auch vor dem Simplonthore (Arco della pace) zeigt sich Meiland von Bäumen umgeben, so daß es uns nicht gelungen ist, ein Bild dieser Stadt aus der Entfernung in uns aufzunehmen. Auf dem Wege nach Rho, der ersten Poststation, bewunderten wir die prächtige Kirche der Madonna de' Miracoli nach Tibaldi's Grundriß erbaut. In Rho war unser Postillon, ein ächt italienisches Spitzbubengesicht, nicht mit dem doppelten Trinkgelde zufrieden, und rächte sich, da wir unvorsichtig genug waren

ihm nicht mehr zu geben, dadurch, daß er eine dicke, schlumpige Weibsperson, die Frau Postmeisterin (einen Postmeister gab es hier nicht), bewog, uns 4 Pferde vorzulegen. Unser Verdruß läßt sich denken. Unsre Erklärung, daß wir sofort nach Meiland zurückkehren und Anzeige von dieser Willkür machen würden, so wie die Vorhaltung, daß man uns ja in der Hauptstadt selbst nur 2 Pferde vorgelegt habe, blieb nicht nur unbeachtet, sondern man entgegnete uns, daß wir in Meiland das Postreglement umgangen hätten, und daß wir verpflichtet gewesen wären, dort drei Pferde zu nehmen, daher wir hier in Rho jetzt deren vier nehmen müßten. Dabei lachte der Postillon uns schadenfroh ins Gesicht. Plötzlich trat er aber an uns heran, und bat nochmals um ein vergrößertes Trinkgeld, indem er sich bereit erklärte, die Postmeisterin zu bewegen, uns mit drei Pferden fahren zu lassen. Daß wir ihn zurückwiesen, versteht sich von selbst. Nun knirschte der Kerl mit den Zähnen; wir aber sausten im Galopp davon.

Inzwischen war die Gegend licht geworden, und wir sahen die Schweizergebirge wieder vor uns; doch noch zu fern zogen sie sich wie graublaue Wolken, aus denen hier und da, insbesondere zur Linken, einzelne Riesenhäupter hoch empor ragten, am Horizont hin. Bei einer Krümmung des Weges schien einer dieser fernen Riesenberge den Weg zu sperren: es war der St. Bernhard. Und immer herrlicher wurde das Schauspiel, als wir die zweite Station

zurückgelegt hatten und bei abendlicher Beleuchtung das auf kurze Zeit unserm Anblick entzogen gewesene Gebirge, plötzlich näher gerückt, in seiner gigantesken Erhabenheit, vor uns den Himmel zu tragen schien! Die Sonne stand bereits hinter den ungeheuern Bergen, deren unbeschreiblich schöne, wilde Formen in dunklem Purpurblau am Saume der grünen Fluren lagerten und deren zackige Scheitel der goldstrahlende Abendhimmel in eine göttliche Glorie hüllte. Wiewohl wir den Monte Rosa, den Zwillingsbruder des Montblanc, den Monte Moro, den St. Bernhard und andere Riesenberge vor uns hatten, so bemerkten wir doch nirgend Schnee: über das ganze erstarrte Gewühl der Riesenleiber war gleichförmig jene dunkelblaue Purpurfärbung ausgegossen. Sehr natürlich, da die Sonne die uns zugekehrte Seite der Berge nicht mehr beleuchtete. Schöneres haben wir auf der ganzen Reise nicht gesehen. In dieser erhabenen Herrlichkeit kündigt sich die Schweiz an! Sie wird uns hoffentlich nicht enttäuschen, sondern unsere Erwartungen erfüllen.

In dem kleinen Orte Soma stand rechts in einem Gärtchen am Wege noch eine einzelne, ehrwürdige, hohe Cypresse, die, wie die Leute wähnen, in den Zeiten des Julius Cäsar gepflanzt worden sein soll. Ist nun auch dies nicht der Fall, muß sie doch außerordentlich alt sein; denn der schon morsche Stamm ist so dick, daß ihn vielleicht 5 Menschen nicht umspannen können, und die Krone des

Baumes bildet ein so breites Schattendach, als man es bei der Pyramidenform der Cypressen sonst nicht findet.

Auf der Höhe vor Sesto Calende, dem lombardisch-venetianischen Grenzorte gegen Piemont, leuchtete uns in zauberischer Beleuchtung der Dämmerung ein Theil des Lago maggiore, in dem sich der Purpur des Himmels abspiegelte, entgegen. In Sesto Kalende hielt uns die Besichtigung unserer Pässe sehr lange auf; dann setzten wir auf einer Fähre über den Ticino, der hier in bedeutender Breite aus dem Lago maggiore tritt, wodurch wir abermals Zeit verloren. Allein am jenseitigen Ufer des Ticino ist das piemontesische Grenzamt gelegen; hier erfolgte nicht nur das Abfordern und langsame Buchstabiren der deutschen Pässe noch einmal, sondern wir mußten nun auch befürchten, daß eine Durchsuchung der Sachen unsre Ankunft im Nachtquartier noch mehr verzögern würde. Alsbald erschien denn auch ein Douanier, der indessen sehr bescheiden und höflich war und meiner, von einem gewichtigen Händedruck begleiteten, aber in Wahrheit beruhenden Versicherung, daß wir keine zollbaren Waaren bei uns hätten, Glauben beizumessen die Güte hatte. So gelang es uns denn nach einem, so spät am Abend doppelt unangenehmen, Zeitverlust von anderthalb Stunden, unsere Reise fortzusetzen. Der Weg von Sesto Calende nach Arona muß sehr reizend sein, da er durch grüne Hügel dicht am Ufer

des Lago maggiore dahin führt; zuweilen waren wir dem See so nahe, daß wir sahen, wie sich die sternenklare Nacht in der glatten Fluth spiegelte; die fernern Umgebungen verschwanden im Dunkel.

Wir sind um halb eilf Uhr hier in Arona angekommen und in der Post eingekehrt, wo man uns recht gut bewirthet hat.

Funfzigstes Kapitel.

Abreise von Arona. Flöhe. Der Lago maggiore. Die bronzene Statue des heiligen Borromeo. Stresa. Anblick von Isola bella. Baveno. Fariolo. Gravellona. Die Marmorbrüche von Ornavasco. Vogogna. Der Kretine. Die Witwe des Ermordeten. Das Anzaskathal. Der Monte Rosa. Domo d'Ossola. Die Brücke von Crevola. Die Simplonstraße. Das wilde Vedrothal. Die Gallerien. Isella. Ponte alto. Algaby. Ankunft in Simpelen.

Dorf Simpelen, den 18. Juli.

Es ist Abend. Wir befinden uns 4548 Fuß über dem Meere, rings von gewaltigen Bergen umgeben, im Gasthofe des Dörfchens Simpelen (Simplon, Sempione). Und wenn wir die elenden Steinhütten des Dorfes betrachten, und erwägen, wie fern wir sind vom Erdengewühl, begreifen wir fast nicht, wie uns so viel Bequemlichkeit geboten werden kann, als die gute, alte Wirthin hier, eine Französin, ihren Gästen bereitet. Der Salon, in dem ich schreibe, wiewohl niedrig und klein, ist mit französischen Ta=

peten geschmückt und das Abendbrot war — warm, eine große Erquickung im Hochgebirge, wo bekanntlich eisige Luft weht.

Die heutige Tagereise bot uns eine Menge merkwürdiger Erscheinungen und Naturschönheiten, und war vom reizendsten Wetter begünstigt. Wir verließen Arona sehr heiter und von einem erquicklichen Schlummer gestärkt, wozu die bequemen Lagerstätten, die wir seit Meiland wiedergefunden haben, das Ihrige beigetragen haben mögen. Flöhe gab es aber auch noch in Arona. Als wir den Aerger über die Pässe, über die Rechnung und über die Postpferde überstanden und beim Frühstück das gewöhnliche schlechte Gebäck hinabgewürgt hatten, lohnte uns der Anblick des Lago maggiore, der die Stadt bespült, mit der Wonne frohen Erstaunens. Wir begreifen jetzt, weshalb Italien von denen, die nur diesen See und höchstens Meiland gesehen, so sehr gepriesen wird. Im ganzen übrigen Italien findet sich, Mola di Gaeta, Genua und die Küstengegend von Genua bis Spezia ausgenommen, kein Punkt, der an Schönheit dem Lago maggiore zu vergleichen wäre; allein dies ist erklärlich. Der Lago maggiore und seine Umgegend liegt ganz nahe an Deutschland, welches unendlich viel schöner ist als Italien. —

In einer Ausdehnung von acht deutschen Meilen und fast überall eine Meile breit windet sich die krystallhelle, himmelblaue Fluth durch eine Kette von

grünbelaubten Hügeln *) dahin, die auf der Höhe oder am Abhange mit den freundlichsten Villen geschmückt und an deren Fuß an beiden Seiten des Ufers die steinernen Häuser der Dörfer und Städtchen gelegen sind, die hier, ganz gegen italienische Sitte, freundliche rothe Dächer haben. Es war ein schöner Morgen und die Luft so rein, daß das jenseitige Ufer in ungewöhnlicher Klarheit vor uns lag. Eine erfrischende Luft kräuselte die Wellen. An der linken Seite des Sees, an welcher wir dicht am Ufer hinfuhren, sind die Hügel niedriger, als an der gegenüber befindlichen, wo die Berge oft schroff und nackt aus dem Wasser emporzusteigen scheinen. Jenseits derselben ragten in der Richtung der italienischen Schweiz höhere und baumlose Rücken in grauschwarzer Färbung empor, die zu der Lieblichkeit des Bildes ernste Erhabenheit gesellten.

Nicht weit von der Stadt erblickten wir links auf der Höhe eines grünen Hügels die kolossale, bronzene Statue des heiligen Borromeo, modellirt von Cerrani. Wir fuhren unter derselben vorbei, nahmen sie dann aber noch geraume Zeit aus der Entfernung wahr. Sie ist durch ihren hohen Standpunkt eine Zierde der Gegend, welche sie beherrscht.

---

*) Seit dem wir den Stiefel von Italien verlassen haben, und uns eigentlich schon in der südlichen Fortsetzung unsers deutschen Vaterlandes befinden, prangen die Bäume wieder mit frischem Grün.

Vor Stresa tauchte das Zaubereiland Isola bella mit seiner grünen, pyramidalförmigen Terrasse und den kastellähnlichen Thürmen aus dem silbernen Spiegel des Sees vor uns auf. Wir begrüßten es mit lautem Freudengeschrei. Und bald zeigte sich auch Isola Madre mit einem großen Gebäude zwischen laubreichen Baumgruppen, und die Fischerinsel, ein schmaler Landstreifen mit steinernen Fischerhütten und einem kleinen Kirchthurm. Nur Isolina war nicht zu sehen. Hier und da durchschnitten kleine Barken mit ausgespanntem Segel die Fluth.

Von Baveno führt der Weg nach Fariolo. Hier verläßt man den See und wendet sich links durch eine anmuthige Gegend nach Gravellona. Man tritt nun in ein fruchtbares, weites Thal, in dem die Tosa dahinrauscht. Bei Ornavasco erblickten wir rechts die Marmorbrüche, welche ebenfalls Material zu dem Meiländer Dom geliefert haben. Wir befanden uns bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer der Tosa. In Vogogna, wo die Pferde gewechselt wurden, trat eins jener unglücklichen, thierähnlichen Wesen, welche man Kretinen nennt, bettelnd an unsern Wagen. Auf einem dünnen, zwergartigen Leibe schwankte ein ungeheurer, von der Seite hängender, platter, fast haarloser Kopf; die röthlichen Augen stierten mit dem Ausdruck des Blödsinns; am Halse trat ein unförmlicher Kropf hervor; die dünnen, kurzen Arme bewegten sich langsam hin und her; der Unglückliche war in elende Lumpen ge-

hüllt. Unsre Almosen empfing er doch mit einem Ausdruck von Freude, worauf er weiter schlich. Gleich nach ihm erschien ein kleines Mädchen, welches uns ein in französischer Sprache abgefaßtes, auf eine Papptafel geklebtes Almosengesuch, ohne ein Wort zu sprechen, überreichte. Mit ergreifenden Ausdrücken wird den Fremden, welche Vogogna passiren, darin mitgetheilt, daß der Vater des Kindes, vor ganz kurzer Zeit hier in der Nähe, mit Reisenden, die er gefahren, von Räubern angegriffen worden sei, daß er in der Vertheidigung der Reisenden, welche er glücklich gerettet, seinen Tod gefunden, und Frau und Kinder in tiefster Armuth hinterlassen habe. Am Wege stand eine kleine Hütte, die der Mildthätigkeit von Reisenden ihr Dasein dankte und worin die Wittwe jetzt mit ihren Kindern wohnt. Wir gaben, was wir entbehren konnten; müssen aber gestehen, daß wir, eben im Begriffe, die eigentliche Simplonstraße zu betreten, nicht mit besonderm Vergnügen von ihrer Unsicherheit hörten. Links öffnet sich das schmale Anzaskathal, welches von hohen Bergen begrenzt wird, über welche der Monte Rosa, ganz nahe in seiner Riesenmajestät, das mit einer Krone von neun zackigen Hörnern geschmückte, schneestrahlende Haupt in die blaue Luft hebt. Der Mont blanc ist bestiegen; die höchste Spitze des Monte-Rosa, der Pic, 14,227 Fuß über dem Meere, noch nicht. —

Die Straße führt nun durch das reizende, von

der Tosa bewässerte Val d'Oscella, in dem das Städtchen Domo d'Ossola liegt. Wir sahen hier wieder edle Kastanienbäume und schöne grüne Matten von grünen Bergen umgeben, über welche links und vor uns zuweilen ein Schneehaupt ragte. Zu Domo d'Ossola fanden wir Mittags in der Post eine sehr gute Aufnahme.

Nachmittags passirten wir die auf einem einzigen Pfeiler von hundert Fuß Höhe ruhende Brücke von Crevola, welche über den Alpenfluß Diveria führt und den Thurm des im Thal liegenden Städtchens überragt. Von hier nun beginnt allmälig aufsteigend der merkwürdigste Theil der Simplonstraße, welcher durch das von der Diveria durchrauschte wilde Vedrothal in das Hochgebirge leitet. Gleich hinter Crevola ist der Weg 90 Schritte weit durch einen Felsen gehauen. Und weiter fährt man emporsteigend durch die engen Schluchten furchtbarer Granitfelsen, während die Diveria mit gelblich schäumendem Wasser im Abgrunde über Felsenblöcke dahinbraust. Es muß unglaubliche Mühe gemacht haben, durch dies wilde Chaos einen Weg zu bahnen. Die Straße ist fast überall 25 Fuß breit, an gefährlichen Stellen am Abhange mit Felsstücken untermauert, und durch Prellsteine gegen die Abgründe geschützt. An beiden Seiten derselben zieht sich fast überall ein 2 bis 3 Fuß breiter Fußsteig hin. Vor Isella, dem am rechten Ufer der Diveria in dem schmalen Felsenthal gelegenen piemontesischen Grenz-

ort, passirten wir die 2. Gallerie, welche 24 Schritte lang ist. Isella besteht nur aus 2 oder 3 Häusern. Wir erblickten hier einige Tannen und einen schmalen Wiesenstrich. Vor uns schien ein schroff zum Himmel emporragender, magisch in dunkelblauen Duft gehüllter Felsenkegel die schmale Oeffnung des Thals zu schließen. Die Leute waren hier so unwissend, daß sie diesen Kegel für den Simplon hielten, der nach der Charte hier nicht sichtbar sein kann. Hinter Isella übersteigt man den furchtbarsten und ödesten Theil dieser Felsenschluchten, in denen man stundenlang nur einen schmalen Streifen des Himmels über und vor sich erblickt. Ein Paar Häuser, die den Namen Gondo führen, bezeichnen die Grenze des Walliser Landes. Hier mußten wir den Zoll für die Simplonstraße entrichten. Zur Linken schäumte eine Kaskade von den Höhen einer Felsenschlucht herab. Bald darauf gelangten wir zu der Galleria grande di Gondo. Hier ist der Weg 270 Schritte weit durch den Felsen gehauen. Zwei in Zwischenräumen angebrachte, weite Oeffnungen erleuchten die vom ewigen Granit überwölbte Straße. Am Eingange dieser Gallerie stürzt sich von den hohen, senkrechten Felsen zur Rechten der wasserreiche Bach Frissinone wildschäumend in die aufgewühlte Diveria hinab. Ueberhaupt erblickt der Reisende auf dem langen Wege durch die Schluchten der Simplonstraße zahlreiche kleinere und größere Wasserfälle, welche von den Bächen gebildet werden, die sich hier und

dort von den hohen Felsen ergießen. — Ich hatte geglaubt, daß die Felsengallerien der Simplonstraße durch quer den Weg verschränkende Felsenberge gehauen seien. Dies ist aber keinesweges der Fall. Die Straße führt vielmehr über unzählige Brücken, bald am rechten, bald am linken Ufer der Diveria auf dem schmalen Rande hin, den entweder Natur oder Kunst am Fuße oder am Abhange der seitwärts emporstarrenden Felsenwände hervorgebracht hat. An einzelnen Stellen ragen indessen, auf der rechten Seite der Straße von Meiland gerechnet, diese ungeheuern Granitwände unten so weit über den in der Tiefe rollenden Bergstrom, daß es schwerer und kostspieliger gewesen sein würde, sie in der bisherigen Richtung des Weges fortzusprengen und einen Rand an dem dadurch gewonnenen Abhang zu ebenen, als den überhängenden Theil der Felsenwand zu durchlöchern. Und so mithin muß man sich die Gallerie der Simplonstraße vorstellen. Die längeren Gallerien sind nach dem Flusse zu stellenweise durchbrochen; sie erhalten mithin seitwärts ihr Licht.

Hinter der großen Gallerie passirten wir den Ponte alto, die höchste Brücke, welche über die Diveria führt. Bei dem Dörfchen Algaby erreichten wir die vierte Felsengallerie, welche wenigstens 100 Schritt lang ist. Die Gegend wurde nun freundlicher. Wir erblickten in der Abenddämmerung einen lieblichen Thalgrund mit Sennhütten und weidendem Vieh, rings von grünen Bergen, Tannen

und darüber hinaus von Felsen umgeben. Hinter uns gähnte der meilenlange Felsenspalt, aus dem wir gekommen waren. Nun aber wand sich die Straße ungewöhnlich steil bergan; unsre vier Pferde stöhnten unter ihrer Arbeit. Schon befanden wir uns am Abhange des hohen Rückens, der unter dem unersteiglichen Felsenhorn des Simplon über diesen Berg führt; doch war von dem Horn selbst noch nichts zu sehen. Erst um 9 Uhr Abends erreichten wir das Dörfchen Simpelen.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Der Simplon. Das alte und das neue Hospiz. Die Refuges. Entzückender Anblick des Walliser und Berner Hochlandes von der Barriere der Simplonstraße aus betrachtet. Die Jungfrau, der Mönch, der Eiger. Schneelandschaft im Juli. Das Felsenhorn des Simplon. Kaltwasser. Das Fletschhorn. Zu Isella werden die Reisenden für Neulinge gehalten. Der Stallknecht als Postmeister. Domo d'Ossola und Flöhe. Vergleich der Simplonstraße mit der Route von Spezia nach Genua.

Domo d'Ossola, den 19. Juli.

Heute früh fuhren wir bei schönem Wetter bis zur Barriere, welche unter dem Felsenhorn des Simplon gelegen ist. Wir hatten vom Dörfchen Simpelen nun noch fünf Viertelstunden bergan zu fahren. Bald sahen wir uns wieder rings von himmelanstrebenden Felsen umgeben; auf den breiten, am Wege hervorragenden Felsenstücken blühten Alpenrosen im grünen Moose; hier und da zeigte sich Tannenwaldung; über die zackigen Felsen hinaus ragten Alpenhäupter und hinter uns das riesige Fletschhorn weit in die Luft. Nach drei Viertelstunden erblick-

ten wir in einem Thale zur Linken das frühere Spital des Simplon, ein altes, hohes, aus vielen Stockwerken bestehendes, jetzt aber verlassenes Gebäude, und bald darauf rechts am Wege das neue Hospitium, ein großes, freundliches Haus, welches die ehrwürdigen Väter des St. Bernhard im Jahr 1825 vom Kanton Wallis gekauft haben, und in dem sie, wie dort, die Pflicht der Menschenliebe oft mit großer Gefahr und Selbstverläugnung ausüben. Denn die Simplonstraße ist nur in den Monaten Mai bis September fahrbar, zu jeder andern Zeit aber die Passage darüber wegen der Lavinen gefährlich. In kurzen Zwischenräumen sind daher steinerne, im Innern ganz leere Häuser mit der Bezeichnung „Refuge" am Wege aufgeführt, um dem reisenden in Fällen der Noth ein Obdach zu gewähren. Sie bestehen nur aus einem Stockwerke, sind aber breit und geräumig und können Menschen und Thiere beherbergen.

Nicht weit von dem Hause, welches an der Barriere liegt, öffneten sich auf der linken Seite plötzlich die Berge, welche bis dahin jede Aussicht in die Ferne verhindert hatten, und wir genossen ein Schauspiel, dem ich an entzückender Erhabenheit nichts zu vergleichen weiß. Wir befanden uns hier auf dem höchsten Punkt der Simplonstraße, 6172 Fuß über der Meeresfläche, und von dieser ungeheuern Höhe erblickten wir jetzt durch die Lücke der Felsenberge, in welcher wir hielten, vor uns, etwa

zwei Meilen weit entfernt, die höchsten Schneegebirge des Walliser und Berner Hochlandes, welche im Halbzirkel den Horizont schlossen: das Bietschhorn, Nesthorn, Aletschhorn, die Jungfrau, den Mönch, den Eiger u. a. Es ist nicht möglich, ein Gebirge schöner zu gruppiren, als es hier die Natur gethan. In der Mitte des Halbzirkels thront die 12,900 F. hohe Jungfrau, wie ein unermeßlicher, oben abgestumpfter und unten breiter Felsenzacken in unbeschreiblicher Majestät. Selbst von unserm hohen Standpunkte aus gesehen, schien sie mit ihrem Scheitel den Himmel zu tragen. Der Monte Rosa hat, wie wohl er noch höher ist als die Jungfrau, dennoch keinen solchen Eindruck auf uns hervorgebracht, weil wir ihn nicht freistehend genug gesehen haben. Auf beiden Seiten der Jungfrau schließen sich ihr die übrigen Felsenkegel stufenweise an. Und alle diese Riesenleiber strahlten, die Augen blendend, bis auf die Sohle hinab, im Juwelenschmuck des Schnees, und ruheten auf der ungeheuern Fläche der tiefer liegenden Eisfelder, welche zu den Aletschgletschern gehören und das hohe Thal ganz zu füllen scheinen; wiewohl dies nur optische Täuschung war, da die hohen Felsenrücken zu unsern Füßen die grünen Tiefen des zwischen uns und jenen Eisfeldern gelegenen reizenden Rhonethals verdeckten. So hatten wir mithin, so weit das Auge durch die weite Oeffnung blickte, nur eine Schneelandschaft vor uns. Rechts von der Landstraße

wölbt sich bei dem Hause ein üppig mit Blumen und Alpenkräutern prangender, hoher, runder Berg empor, aus dessen Gipfel die nackte, grauschwarze Felsenspitze des Simplon vielleicht noch 1000 Fuß hoch senkrecht emporsteigt. Wenn also der höchste Punkt der Simplonstraße 6172 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist, so mag sich die Höhe des Piks auf etwa 8000 Fuß belaufen. Er war indessen völlig frei von Schnee. Links schied eine Felsenkluft den Simplon von dem viel höheren Simplongletscher, auch Gletscher von Kaltwasser genannt. Wir nahmen in dem Hause an der Barriere einen Führer und bestiegen unter seiner Anleitung den grünen Berg bis an die senkrechte Wand des Felsenhorns. Hier mit dem Rücken an den ewigen Granit gelehnt, überschauten wir noch einmal die erhabene Schneelandschaft vor uns; allein wiewohl wir uns gewiß 800 Fuß über der Landstraße befanden, so konnten wir doch über die näher liegenden Berge nicht fortsehen; insbesondere beschränkte zur Linken der vorspringende Rücken des Staldhorns und rechts ein von dem Simplongletscher auslaufender Bergrücken den Blick; allein auch jetzt hatten die uns gegenüberliegenden Riesen von ihrer drohenden Majestät noch nichts eingebüßt. Wir wanderten nach dem Gletscher, den die breite Kluft von uns schied. Diese Kluft erweiterte sich nach dem Rhonethale hin, und zeigte, wie die Simplonstraße in mannigfaltigen Krümmungen jenseits der Barriere ins Thal

hinabführt. Die Luft war mild, ja warm, da wir uns im Schutze der uns von drei Seiten umgebenden hohen Felsenberge befanden. Mit Wonne kühlten wir unsre Hände im Schnee des Gletschers. Wir sahen, wie die Wasser an den Orten, wo die Schneeeisdecke des Gletschers am Abhange desselben aufhört, unter dem Eise hervorströmten. Denn zahlreiche, eiskalte Quellen fließen von hier ins Rhonethal und bilden den Saltinastrom, der sich in die Rhone ergießt. Von diesen Quellen heißt der Gletscher Kaltwasser.

Auf der Rückfahrt nach dem Dorfe Simpelen, hatten wir lange das schneestrahlende Fletschhorn so dicht vor uns, daß wir die gräßlichen Zerspaltungen und Zerklüftungen erkennen konnten, welche auf dieser Seite bis an die Schneelinie reichen und durch ihre schwarze Färbung schauerlich gegen den Glanz der weichen glatten Schneedecke abstechen. Nachmittags um 4 Uhr verließen wir das Dorf. Zu Isella hielt man uns für Fremde, die erst aus der Schweiz nach Italien hineinkämen; man forderte die Pässe und legte uns, ungeachtet es nun stets bergab ging, vier Pferde vor. Ich verlangte den Postmeister zu sprechen. Der Knecht, welcher die Pferde anschirrte, erklärte trotzig, er sei der Postmeister. Ich machte ihm bemerklich, daß wir erst gestern Isella passirt und nur den Simplon besucht hätten, daß wir keinesweges Neulinge in Italien seien, und uns nicht willkürlich prellen ließen. Plötzlich er-

kannte er uns, und sofort nahm er nun zwei Pferde zurück. Wären wir also Neulinge gewesen, hätten wir dieselben ohne Widerrede behalten müssen. Später wären wir dann vier Pferde nicht nur nicht wieder los geworden, sondern man würde sie in Toskana und namentlich im Kirchenstaate allmälig verdoppelt haben.

Abends um 7 Uhr langten wir in Domo d'Ossola an. Ungeachtet wir uns hier erst gestern Quartier bestellt, auch gestern schon unsre Pässe vorgezeigt haben, sind uns diese doch gleich bei unserer Ankunft wieder abgefordert worden. Auf diese Weise kann man ja zwei Mal Geld dafür nehmen! Die Bewirthung ist hier leidlich; allein kaum angekommen, peinigt uns schon wieder das hüpfende Ungeziefer. Vergangene Nacht sind wir zum ersten Male seit langer Zeit damit verschont geblieben und haben süß und erquicklich geschlummert; aber wir befanden uns ja auch auf dem Simplon in der Schweiz, im Walliserlande, nicht in Hesperiens Flohgefilden.

Im Ganzen hat die Simplonstraße, nachdem wir die Straße von Sarzana nach Genua gesehen, nicht den Eindruck auf uns hervorgebracht, den wir davon erwarteten. Statt der lieblichen und großartigen Naturgemälde, die den Reisenden auf der Straße nach Genua entzücken, ermüdet ihn hier der mehrstündige Anblick enger und öder

Felsschluchten, die keine Abwechselung gewähren. Man fühlt sich zwischen den hohen Felsenmauern beängstigt, und athmet erst dann wieder freier, wenn man das freundliche Thal von Domo d'Ossola erreicht hat.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Das Posthaus zu Baveno. Italienische Frechheit. Die englische Familie. Die Douaniers. Die Reisenden leeren beim Ausgang aus Italien den Becher des Verdrusses noch einmal bis auf die Hefen. Ihr Wagen wird eingeschifft. Die Barken des Lago maggiore. Fahrt nach Isola bella. Mittheilungen über dies reizende Eiland. Seine Schönheit trägt dazu bei, über Italien Täuschung zu verbreiten. Auch Isola bella macht übrigens keinen ungetrübten Eindruck. Die ekelhafte Flohspelunke. Die Reisenden besteigen das Dampfschiff. Fahrt über den Lago maggiore. Reisegesellschaft. Die Hetären und das Berner Ehepaar. Grenze der italienischen Schweiz. Locarno. Die Hetären sind sehr anständige Damen. Drei junge Schweizermädchen. Schweizerdialekt. Ankunft in Magadino. Das Gewitter über dem See. Die Reisenden jauchzen laut über die Beendigung der Reise in den hesperischen Gefilden.

Magadino, den 20. Juli.

Wir fuhren heut bis Baveno am Lago maggiore zurück, um von hier aus Isola bella zu besuchen und dann mit dem von Arona kommenden Dampfschiffe nach Magadino an

der nördlichen Spitze des Sees, im Kanton Ticino, übersetzen zu können. Es war 10 Uhr Morgens, als wir im Posthause zu Baveno ankamen. Dies ist eine äußerlich freundliche Villa, welche dicht am See und am Fuße der mit Laubholz umkränzten Berge liegt. Die westliche Seite des Lago maggiore gehört zu Piemont, die östliche zum lombardisch=venetianischen Königreich, die nördliche Spitze erstreckt sich in die italienische Schweiz hinein. Alle Ortschaften, auf beiden Seiten des Sees sind sonach Grenzorte und überall hat man Douaniers stationirt, die dem Schleichhandel steuern sollen. Das Posthaus, welches sich im Innern ziemlich kothig zeigte, war mit Fremden überfüllt. Ein Mylord hatte mit seiner Mylady und mehrern schönen Töchtern und Gouvernanten die Belletage eingenommen; seine Kutschen füllten den Hofraum vor dem Hause; auch die kleineren Quartiere der Locanda waren besetzt; — mit ächt italienischer Frechheit wies man uns indessen ein Kämmerchen an, dessen Bewohner, ein Englishman, bald abreisen wollte, und der es eben auf ein Paar Augenblicke verlassen hatte. Als er erschien, war er natürlich entrüstet. Im jämmerlichen Französisch gab er uns seine Verwunderung zu erkennen. Wir entschuldigten uns, und er war so gefällig, uns sein Zimmer abzutreten. Wir mietheten darauf eine Barke, um unseren Wagen nach Magadino schaffen zu lassen, und bestellten ein Gabelfrühstück,

um so schnell als möglich nach Isola bella überzusetzen. Man hatte uns nämlich gesagt, daß das Dampfschiff Nachmittags um 3 Uhr in der Gegend von Baveno 5 Minuten anhalten und die dort und auf der Insel befindlichen Fremden aufnehmen werde.

Es dauerte lange, ehe man uns das Frühstück auftrug; während der Zeit beobachteten wir nicht ohne Interesse das Treiben dieser englischen Reisenden, welche die Reisewuth aus ferner Heimath nach Italien geführt. Mylord hatte, wie wir erfuhren, für gut befunden, auf längere Zeit seinen Wohnplatz in dieser Villa am See aufzuschlagen. Die Familie war im Salon versammelt, musicirte und — wie hätte man am Lago maggiore würdiger die Zeit verbringen können? — trank Thee. Zuweilen wurden die jungen Damen sichtbar, deren eine, beiläufig gesagt, das schönste Mädchen war, das wir in Italien gesehen haben. Aber wohl zu bemerken, es war eine Engländerin, — keine Italienerin. —

Als wir uns zu Tische setzten, sollten wir zu guter Letzt bei unserm Ausgang aus Italien noch einmal den Becher des Verdrusses bis auf die Hefen leeren. Wir sahen, vom Tische aus durch das Fenster blickend, daß unser Wagen so eben von den dazu angenommenen Leuten eingeschifft werden sollte; daß aber ein Paar wilde Kerle an denselben herantraten und Miene machten, ihn zu durchsuchen. Auch sagte uns bald darauf der Cameriere, daß die Douaniers mit uns zu sprechen wünschten. Wir zwei=

felten nicht, daß es blos auf ein Trinkgeld abgesehen sei, und es empörte uns dieser Mißbrauch der Amtsbefugnisse zu sehr, als daß wir uns hätten bereitwillig zeigen können, dem Rufe zu folgen. Bald hatten sich um den Wagen, nach wohlbekannter Art, eine Menge von gaffenden Müßiggängern versammelt, die neugierig unsre Fenster anstarrten. Endlich öffnete sich die Thür und einer der Douaniers trat ein. Wir erklärten ihm, daß wir mit ihm nichts zu sprechen hätten, und warnten ihn, unseren Wagen anzurühren. Zähnknirschend entfernte sich der leidenschaftliche Piemontese, mit der Versicherung, daß der Wagen ohne vorgängige Durchsuchung bestimmt nicht eingeschifft werden solle.

Bald nach ihm erschien der Cameriere noch einmal. Der Mann sah redlich aus; wir baten ihn daher vertrauungsvoll, uns zu sagen, ob die Douaniers das Recht hätten, Reisende, die das Land verlassen wollten, zu visitiren. Er antwortete anscheinend mit Theilnahme, die Ausfuhr der Seide sei verboten, es bestehe daher der Befehl, sich bei Kaufleuten, die von hier nach Magadino oder der östreichischen Grenze übersetzten, die Gewißheit zu verschaffen, ob sie gegen dies Verbot rohe Seide bei sich hätten. „Wir haben uns aber," wandte ich verdrießlich ein, „durch unsre Pässe als preußische Beamte legitimirt; die Douaniers wissen sehr wohl, daß wir erst vorgestern hier durchgekommen, und blos bis an die Barriere auf den Simplon gefahren

sind, wo es bekanntlich keine Seidenzucht giebt; auch hat auf der sardinischen Grenze gegen Wallis, bei Isella, Niemand uns zu durchsuchen gewagt. Es ist daher," fuhr ich fort, „lediglich auf eine Gelderpressung abgesehen, und darum eröffnen Sie den Douaniers, daß wir, wenn der Wagen nicht sofort freigelassen wird, eine ernste Beschwerde bei der Regierung anbringen werden." Der Cameriere entfernte sich. Wir sahen ihn gleich darauf unten am Wagen. Hier erhob sich erst ein lebhafter Wortwechsel; endlich aber wurden die Douaniers kriechend höflich und ließen uns um die Erlaubniß bitten, den Wagen, wie es ihre Pflicht sei, wenigstens flüchtig durchsehen zu dürfen. Um allen ferneren Weitläuftigkeiten zu entgehen (denn schon hatten wir eine halbe Stunde verloren, und die schnelle Einschiffung des Wagens war dringend nothwendig, wenn derselbe noch heut Abend Magadino erreichen sollte), gestatteten wir dies, und wirklich benahmen sich die Leute nun mit größter Bescheidenheit; man sah ihnen den Wunsch an, durch Höflichkeit ein Trinkgeld zu erhaschen. Allein unser Aerger war zu groß gewesen, als daß wir uns bewogen finden konnten, ihnen auch nur einen Sou zu geben. Man fand durchaus nichts Steuerbares und keine Waare, deren Ausfuhr verboten gewesen wäre, und bald glitt unser Wagen langsam über den See. In Folge des gehabten Verdrusses konnten wir nur ein Paar Bissen genießen. Dennoch mußten wir

lachen, als wir nach geraumer Zeit bemerkten, daß die Douaniers noch immer am Ufer standen und den schon zum fernen Punkt gewordenen Wagen, der ihre Hoffnung auf ein Trinkgeld so schmählich vereitelt hatte, in stiller Betrübniß mit sehnsuchtsvollen Blicken verfolgten.

Inzwischen hielt eine kleine Barke am Ufer, die uns nach Isola bella führen sollte. Die Barken des Lago maggiore sind nur aus Brettern zusammengefügt, kurz und schmal, der Kiel ist nicht gewölbt, sondern flach und besteht aus zwei oder drei dünnen, der Länge nach gegen die Rippen genagelten Brettern. Wenn daher die Wellen des Sees beim Rudern zuweilen den Vorder- oder Hintertheil des Nachens emporheben, hört man deutlich, wie der Boden des Gefäßes aufschlägt und gegen das Wasser klatscht. Tonnenbände oder geschmeidige Haselstäbe, welche mit Leinwand bedeckt sind, überwölben, an beiden Seiten des Bords befestigt, die Barke und bilden ein schattiges Zelt.

Auch unser Schifflein bot uns ein solches Schattendach. Zwei Mann ruderten. Sie führten uns an der Fischerinsel vorüber, die, wie Isola bella, nur eine Viertelstunde vom Ufer entfernt ist. Aus der Entfernung nimmt sich die Fischerinsel, mit ihrem steinernen Dörfchen sehr reizend aus; in der Nähe bemerkt man freilich nur Schmutz und Unflath, und die Täuschung schwindet. Wir wandten uns dann südlich an einem, mit ein Paar Bäu-

men besetzten Duodezinselchen vorbei nach Isola bella, welche uns die Nordseite mit der ältern Villa der Barromäer, einige Nebengebäude und eine Kirche zeigte. Bald hatten wir die Anfurth beim neuen Schlosse erreicht. Wir traten durch das Schloß, welches werthvolle Gemälde enthält, in den Garten. Dieser Garten mit seiner pyramidalförmig in zehn Absätzen sich erhebenden Terrasse, deren Spitze ein großes, geflügeltes Einhorn ziert, ist wirklich zauberhaft schön. Man hat indessen Isola bella so oft beschrieben, daß es hier füglich unterbleiben kann. Allein mit Freude bekenne ich: in Beziehung auf diese Insel hat Niemand die Unwahrheit gesagt. Wie im übrigen Italien die Natur weit hinter den schwülstigen Uebertreibungen der Enthusiasten, bleibt hier der Ausdruck des Enthusiasmus hinter der Natur zurück. Ja, Isola bella ist unaussprechlich schön! Man befindet sich im See, rings von dem Krystallspiegel umgeben, der von grünen Höhen und fernen Alpen eingefaßt ist. Während der in der Ferne umherschweifende Blick stets neue Schönheiten der Natur entdeckt; entzückt das liebliche Eiland selbst durch eine fremdartige Pflanzenwelt, die hier zwar nicht die Natur von selbst hervorgebracht, welche aber unter ihrer Mitwirkung durch die Kunst und Sorgsamkeit der Menschen geschaffen worden ist, und mit Mühe und Anstrengung erhalten wird. Isola bella ist das schönste Treibhaus in Italien. Noch einmal erblickt man hier einige Reihen von Orangenbäumen

im Freien; die hohe Terrasse ist mit Spalieren von Cedrat- und Limonenbäumen geziert; unter dem schützenden Obdach einer Felsengrotte werden sogar verschiedene Palmen gezogen; Cypressen, Lorbeerbäume *), Oleander, Granaten, amerikanische und indische Gewächse, Blumen und Sträucher aller Art erfreuen das Auge, und die große Blüthe des Magnolienbaumes verbreitet entzückenden Duft. Der Gärtner erzählte uns aber, daß im Winter alle diese Pflanzen, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren, mit Matten bedeckt würden. Dies ist den meisten Reisenden, welche Italien beim Lago maggiore zuerst betreten, völlig unbekannt; sie glauben gewöhnlich die Erzeugnisse der hesperischen Gefilde vor sich zu sehen. Wenn sie aber auch erfahren, daß diese Pflanzenpracht hier nur durch Kunst hervorgebracht und erhalten wird, so wähnen sie, daß ihnen die Natur im Süden Italiens jedenfalls gleiche Reize entfalten werde, und wenn sie, wie es meistens geschieht, nur bis Meiland oder höchstens bis Genua oder Florenz zu reisen im Stande sind, trösten sie sich damit, daß wenigstens Neapel wie Isola bella prange. Es ist recht übel

*) Darunter der hohe, ehrwürdige Baum, in welchen Napoleon das Wort bataglia eingeschnitten hat. Gegenwärtig befindet sich an der Stelle, wo das Wort stand, nur ein Loch, da die Verehrer des Einsiedlers von Helena die Rinde stückweise abgelöset und mitgenommen haben.

und hat zuverlässig sehr viel dazu beigetragen, eine falsche Vorstellung von Italien zu verbreiten, daß gleich anfangs im hohen Norden Italiens gerade Isola bella den Reisenden begrüßt.

Doch auch dies Eiland läßt den schönen Eindruck, den es hervorbringt, nicht ungetrübt. Nachdem wir eine geraume Zeit umhergewandert, fühlten wir das Bedürfniß, unsern Durst zu löschen. Wir fragten nach einem Wirthshause. Nicht weit vom neuen Schlosse befinden sich an dem nach der Seite von Stresa gelegenen Ufer der Insel einige scheußlich unfläthige Steinhäuser und ein Paar kleine Villen, eine ekelhafte Spelunke, die von Flöhen wimmelte und in die wir gar nicht einzutreten wagten, wurde uns als Albergo angepriesen. Wir hatten eben vergessen, daß wir noch in Italien waren; allein jetzt konnten wir freilich nicht mehr daran zweifeln.

Gegen drei Uhr erblickten wir in der südlichen Richtung nach Arona von fern das Dampfschiff. Wir eilten ihm auf unserer Barke entgegen. In der Nähe der Insel machte es Halt, die Schiffsglocke ertönte und rief noch mehrere andere Barken mit Fremden, die aus verschiedenen Richtungen herbeigekommen waren, an Bord. Eine piemontesische Militairperson nahm sogleich unsre Pässe in Empfang. Da das Schiff von Sesto Calende aus bis nach Magadino die ganze Länge des Sees zurückzulegen hat und auf diesem Wege jedesmal, sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise, aus den am piemontesischen Ufer ge-

legenen Ortschaften Reisende aufnimmt; so muß es oft in seinem Laufe anhalten, und darf sich daher nur langsam fortbewegen. Wir machten in der Stunde nur eine Meile, konnten aber auf diese Weise die reizenden Gegenden, an denen wir vorüber schwebten, um so besser in Augenschein nehmen.

Außer uns befanden sich etwa noch 20 Passagiere an Bord. Der Patron des Schiffes, der piemontesische Sergeant und einige andere italienische Herren erschöpften sich in Aufmersamkeit gegen zwei junge Italienerinnen, die wir, nach der Freiheit ihres Benehmens für ein Paar reisende Hetären aus Meiland hielten. Sie tranken Wein und spielten Karten mit den Männern, die bald ziemlich lustig wurden. Wir bildeten eine abgesonderte, und zwar die beobachtende Gruppe auf dem Deck. Uns gegenüber saß ein alter Professor aus Bern mit seiner Ehehälfte. Beide sprachen kein Wort; die Dame schnitt Gesichter; ihr schien die Wasserfahrt nicht zu bekommen, denn sie kämpfte augenscheinlich mit Uebelkeit. Auf der Gallerie am Bug befanden sich, durch die Dampfmaschine vom ersten Platze auf dem Deck und von der in der Mitte des Fahrzeuges befindlichen Kajüte geschieden, die Passagiere des zweiten Ranges, ein Paar arme Handelsleute und ein junger Franziskaner, der eifrig in seinem Brevier las. Diese Reisegesellschaft wurde während des fernern Laufs des Schiffs abwechselnd vermehrt und vermindert, indem

man einzelne Personen unterwegs absetzte und andere aufnahm. Bei Palanza erblickten wir links das Eiland Isolino. Die Fahrt auf dem Lago maggiore ist die lieblichste Erinnerung unserer ganzen Reise. Der Tag war mild und schön, der blaue Himmel spiegelte sich in den sanft gekräuselten Wellen, die, an den Seiten des Schiffs von eisernen Radschaufeln aufgewühlt, in schneeweißen Schaum sich hüllten. Rechts und links bewegten sich die reizenden Ufer mit ihren grünen Bergen, Städtchen, Dörfern und Villen langsam an uns vorüber; jeder Augenblick gewährte eine neue und lieblichere Ueberraschung. So erblickten wir nach und nach zur Linken Intra, St. Maurizio, Degagna und zur Rechten Laveno, Castello, Luvino. Bei Canero stießen wir auf ein Paar alte, mitten im See liegende Kastelle, welche die romantische Schönheit der Gegend noch vermehrten, und wandten uns dann links in die Einbiegung, die der See vor Canobia macht, so daß plötzlich die ganze bisherige Gegend hinter uns verschwunden war und sich vor uns ein neuer See zu öffnen schien. Bald durchschnitten wir nun die Grenze der italienischen Schweiz, welche über eine niedrige Gebirgskette an beiden Seiten des Ufers fort und quer durch den See läuft. Inzwischen waren hinter uns Gewitterwolken emporgestiegen; es erhob sich ein lebhafter Wind und schon fielen einzelne Regentropfen auf das Verdeck. Als wir die hinter Ascona vorspringende Landzunge umschifft hatten, erblickten wir links vor uns,

in einem vom See bespülten Thal, die nicht unbedeutende Stadt Locarno. Das Ufer ist hier und überhaupt an der Nordseite des Sees ganz flach; doch steigen in geringer Entfernung hinter der Stadt Gebirge empor. Bei Locarno legte eine Barke bei uns an und nahm die beiden Hetären auf. — Hetären? Mit nichten, wir erfuhren, daß es zwei ganz sittsame, unbescholtene und anständige junge Mädchen wären. Aber so sind die gepriesenen Italienerinnen. Wohl Euch, Ihr deutschen Jungfrauen, daß Ihr Euch züchtiger benehmt, als die von den enthusiastischen Freunden Italiens so sehr bewunderten italienischen Frauenzimmer! Statt der beiden Italienerinnen brachte uns die Barke drei junge Schweizermädchen, die, unter Obhut ihrer Mutter auf einer Reise durch ihr Vaterland begriffen, Locarno heut besucht hatten. Sie sprachen ein Deutsch, bei dem uns Hören und Sehen verging; zum ersten Male vernahmen wir den Dialekt der Schweizer, unglücklicher Weise im Munde von Damen! Es klang wie kauderwelsch. —

Der Himmel hatte sich völlig umwölkt, als wir Abends 8 Uhr im Zwielicht den an der nordöstlichen Spitze des Sees gelegenen Gasthof Magadino im Kanton Ticino erreichten. Das große Haus war so mit Fremden überfüllt, daß wir nur mit Mühe ein Unterkommen fanden. Unsere Fenster gewährten uns eine reizende Aussicht über den See nach Locarno. Ferne Blitze leuchteten zur Linken. Wir

waren etwa eine Stunde in Magadino, als das Gewitter losbrach. Der Regen stürzte plötzlich in Strömen herab, die Wellen des vom Sturm gepeitschten Sees hoben sich empor, als lechzten sie, die Wasser, welche dem Schooß der Wolken entrauschten, in sich aufzunehmen. Blitze durchzuckten nach allen Richtungen den rabenschwarzen Himmel; der Donner hallte wieder vom tausendfachen Echo der nahen und fernen Hochgebirge, und hörte nicht auf zu rollen. Wir lagen voll Entzücken im Fenster. In den Augenblicken, wo die Blitze leuchteten, überschaueten wir die wallende Fluth, die durch dichte, graue, senkrecht herabströmende Wasserstreifen mit den schwarzen Wolken zusammenhing, und in diesen Nebelgebilden zeigte sich, wie ein Gespenst, die dunkle Gestalt des vor Anker liegenden Dampfschiffes mit dem hohen Schlott. Wir konnten nicht glauben, daß wir den durch seine Lieblichkeit berühmten Lago maggiore vor uns sähen; — mit freudigem Erstaunen überzeugten wir uns, daß er auch ein erhabenes Schauspiel gewähren könne. —

Noch rollen entfernt die Donner des mehrstündigen Gewitters, das mich mehrmals bei Aufzeichnung unsrer heutigen Begebenheiten unterbrochen und ans Fenster gerufen hat. Der Regen ist sanfter geworden, der See ruhiger. Allein noch mögen wir nicht schlafen; ein Gedanke beschäftigt uns lebhaft: wir haben heut Italien verlassen; wir sind in der Schweiz und beginnen morgen durch die-

selbe die Rückreise in's Vaterland. Und indem wir nun bemüht sind, die Nutzanwendung unserer Erfahrungen zu machen, und mit Gerechtigkeit, aber auch mit Billigkeit ein Urtheil über das Land zu fällen, in welchem wir geraume Zeit zugebracht; indem wir uns die Frage, ob wir das Eldorado unserer Phantasie gefunden, aufrichtig zu beantworten bemüht sind, fühlen wir uns unwillkürlich von Unmuth, nicht sowohl gegen das Land, in dem wir uns getäuscht, als gegen die Thoren durchdrungen, die uns und Andre geäfft. Das einzelne Schöne und Merkwürdige kann uns für die schmerzliche Enttäuschung, die uns im Ganzen geworden ist, und für den Ekel und Widerwillen, mit dem wir unablässig zu kämpfen hatten, keinesweges genügend entschädigen. Und deshalb jauchzen wir mit dem rollenden Donner aus voller Brust, daß wir aus dem schmutzbespritzten Stiefel Europa's wieder in das Herz der Jungfrau zurückkehren können; wir freuen uns von ganzer Seele, daß Italien hinter uns liegt, früher das Land unserer Wünsche und Hoffnungen. Leb wohl denn, Italien, auf Nimmerwiedersehen! —

Letztes Kapitel.

Rückreise in's Vaterland durch die Schweiz, Baden, Hessen und Thüringen. — Bellinzona. Das Livinenthal. Der St. Gotthard. Das Urserenthal. Altorf, der Vierwaldstädter See, Schwyz, der Rigi, Luzern, Zürich, der Rheinfall und Schaffhausen. Der Schwarzwald. Kehl. Straßburg. Karlsruhe. Heidelberg. Die Bergstraße. Darmstadt. Frankfurt a. M. Hanau. Fulda. Eisenach und die Wartburg. Gotha. Erfurt. Weimar. Naumburg. Leipzig. Wittenberg. Potsdam. Berlin. Schlußbetrachtung.

Am Morgen des 21. Juli verließen wir Magadino, wo wir einen Fuhrmann bis nach Bellinzona (Bellenz), der Hauptstadt des Kantons Ticino (Tessin), hatten annehmen müssen, und schlugen die Straße nach dem St. Gotthard ein. Der Weg nach Bellenz führt durch ein anmuthiges Thal. Die Stadt liegt zwischen Hügeln am Flusse Ticino, und ist von drei uralten Kastellen umgeben. Noch einmal wurden wir durch die Bauart dieser

Kastelle, durch die ausgezackten alten Mauern, welche am Eingang in die Stadt rechts und links von den Hügeln herablaufen, lebhaft an Italien erinnert. Auch die Häuser der Stadt sind noch massiv und im italienischen Geschmack gebaut. Wir befanden uns aber auch noch am südlichen Abhang der hohen Schweizeralpen, welche eigentlich die natürliche Grenze der Schweiz und Italiens bilden. Erst jenseits des St. Gotthard beginnt die Schweizerbauart. In Bellinzona erhielten wir wieder Postpferde. Der Weg zog sich stets am Ticino hin. Bei Poleggio traten wir in das an Naturschönheiten so überreiche, enge Leventinen- oder Livinenthal, in dem dieser Gebirgsstrom über Felsen dahinrauscht und die schönsten Wasserfälle bildet. Kastanien- und Nußbäume, Pappeln und Wein schmücken die Gegend. Wir erreichten Giornico und Faido, und erst in der Dunkelheit das Dorf Airolo am Fuße des Gotthard, wo wir übernachteten. Hier hörten wir zum letzten Male italienisch sprechen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, als die hübsche Wirthstochter und ihre Mägde, sämmtlich blonde, blauäugige, rothbäckige Schweizermädchen, von denen man ein kräftiges Plattdeutsch erwartet haben würden, uns zierlich mit den weichen italienischen Lauten begrüßten. Um diesen Eindruck ganz zu empfinden, müßt Ihr, werthe Leser, Euch vorstellen, daß ein pommersches Bauermädchen mit Holzpantoffeln an Euch

herankloßend, französisch oder italienisch mit Euch zu sprechen anfinge! —

In Airolo hörten die Extraposten auf. Wir accordirten mit dem Wirth, der uns seine Pferde bis Hospenthal (nicht Hospital, wie alle Charten fälschlich angeben) jenseits des St. Gotthard vorlegte. Eine vortreffliche Straße führt jetzt über diesen furchtbaren Felsenriesen. Gleich hinter Airolo steigt sie im Zickzack empor, so daß man sich von dem im Thal liegenden Dörfchen bald entfernt, bald sich ihm wieder nähert. Je höher man kommt, je schöner ist der Blick über Airolo hinaus in das ferne Livinenthal. Der Morgen war freundlich und warm. Endlich verschwand Airolo; wir befanden uns zwischen hohen Felsenwänden und fühlten hier eine ganz veränderte Temperatur. Noch höher emporsteigend erreichten wir eine furchtbare Felseneinöde, mit der sich selbst die nackten Felsen der Simplonstraße nicht vergleichen lassen. Die Natur schien hier völlig abgestorben, und durch die weiten Oeffnungen zwischen den uns umgebenden ewigen Granitfelsen brausete der Sturmwind mit eisiger Kälte. Der Himmel hatte sich in graue Wolken gehüllt. Plötzlich fing es an zu schneien. Welch ein Schauspiel am 22. Juli! Von Kälte durchschauert und unvermögend, uns gegen den Sturmwind zu schützen, erreichten wir das 6390 pariser Fuß über dem mittelländischen Meere gelegene, ehemalige Kapuzinerhospiz, welches gegenwärtig nur eine schmu-

zige, elende Kneipe ist. Merkwürdig sind auf einer solchen Höhe zwei kleine Seen in der Nähe des Gebäudes. Allein auch hier noch ist der Reisende rings von 8 ungeheuern Felsenzacken umgeben, von denen sich die höchste Spitze des Gotthard, der Fibia, 9964 Fuß hoch in die Luft erhebt. Noch hatten wir in dem furchtbaren Wetter fast 2000 Fuß höher zu steigen, da die höchste Stelle des Passes 8264 Fuß über dem Meere gelegen ist. Es schneiete so heftig, daß sich die kahlen Felsen hinter den fallenden Flocken wie Nebelgebilde darstellten. Endlich hatten wir die Höhe erreicht. Wir fuhren nun den nördlichen Abhang hinab in das wilde Urserenthal hinein, wo das Schneegestöber allmälig aufhörte. Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Vegetation auf der nördlichen und südlichen Seite des Gebirges. Eine Stunde lang erblickt das Auge gar kein Gewächs, bis endlich die Tanne dürftig zum Vorschein kommt. Der gefallene Schnee vermehrte das Oede der Gegend. Zur Mittagszeit kamen wir nach Hospenthal, im Kanton Uri, wo wir mit unaussprechlicher Freude nach langer Zeit wieder nur die Töne der Muttersprache hörten. Auch ist die Bauart der Häuser hier schon ganz deutsch. Mit biederer Herzlichkeit setzte man uns im Gasthofe ein Paar einfache aber schmackhafte Speisen und genießbares Brot vor; — wir waren im Vaterlande! — Solchen Unterschied begründen Hochgebirge. — Da unsre Verhältnisse nur noch eine kurze Abwesenheit

von der Heimath gestatteten, so entschlossen wir uns, von Hospenthal aus quer durch die Schweiz nach Hause zurückzukehren und nur den Mittelpunkt, oder den sogenannten klassischen Boden derselben zu besuchen. Auch in Hospenthal waren keine Postpferde zu bekommen und wir mietheten daher die drei kräftigen Pferde und den Knecht unsers Wirthes für die ganze Dauer der Schweizerreise. Außerdem empfahl uns der Wirth einen Führer, der von Zürich einen Reisenden bis nach Hospenthal geleitet hatte. Und hiermit sei auch Dir, ehrlicher Jakob Mühlhaupt, ein Denkmal gesetzt in diesem Büchlein. Ein hagerer, muskelkräftiger alter Mann, mit grauem Haar, rothem schmalem Gesicht und hervortretenden, hellblauen, unbeschreiblich gutmüthigen Augen, in eine graue Jacke und graue Beinkleider gekleidet, stand, das Mützchen demüthig in der Hand haltend, vor uns, und bot uns in seinem etwas unverständlichen Schweizerdeutsch seine Dienste an. Wir entsprachen seinem Wunsche, und sind von ihm mit wahrer Redlichkeit und mit der aufmerksamsten Anhänglichkeit 6 Tage lang bedient und bis nach Zürich geleitet worden. Möge es ihm immer wohl ergehen! — Welch ein Unterschied zwischen diesem Schweizer-Cicerone und den Italienern! —

Der von Hospenthal bis nach Altorf bergabfallende Weg führt ununterbrochen an dem Waldstrom Reuß, der sich bei Altorf in den Vierwaldstätter See ergießt, im Thale dahin. Die Natur hat auf die-

ser kurzen Strecke, welche in einem halben Tage zurückgelegt werden kann, zahlreiche Wunder geschaffen und entzückt durch die Abwechselung furchtbarer und lieblicher Schönheit. Anfangs ist die Gegend wild und öde; man fährt durch Schluchten und gelangt hinter Andermatt zur Teufelsbrücke, die zwei Felsen mit einander verbindet, und unter welcher die von der Höhe eines Berges herabstürzende Reuß eine prächtige Kaskade bildet, ferner zum Urner Loch, einen durch den Felsen gesprengten, 80 Schritt langen Gang, zu den gefährlichen Schöllenen, hinter Göschenen zum Pfaffensprung und dann immer weiter bergab nach Amsteg. Dies ist ein freundliches Dörfchen mit rothen Dächern und sauber angestrichenen Häusern, aus Fachwerk zusammengesetzt, in lieblicher Gegend. Auf dem Wege von Hospenthal bis Amsteg erblickten wir hier und da über die nahe gelegenen nackten Felsen oder über grüne bewachsene Berge hinausragend schneeweiße Alpenhäupter, insbesondere die Furka, den Galen- und Bristenstock. Gleich rechts am Wege, hinter Amsteg, bezeichnet die alte Ruine Zwing-Uri den Anfang des klassischen Schweizergebiets. Wir traten nun in ein entzückendes Thal, welches sich bis zum Vierwaldstätter See erstreckt und von der Reuß bewässert ist. Der Abend war schön und mild; die untergehende Sonne strahlte wieder von dem blendenden Schnee des Bristenstocks hinter uns, während auf den grünen Matten ringsumher und auf den Bergen die Glocken der wei-

denden Kühe harmonisch läuteten. Ueberall sahen wir reinliche, fleißige Landleute, freundliche Hütten, Gärten und dichtbelaubte Bäume, deren saftiges Grün die Sonne vergoldete. Rechts lag Bürglen, Wilhelm Tells Geburtsort. Und bald erblickten wir vor uns, den grünen Teppich begrenzend, einen silbernen Streifen: es war ein Theil des Vierwaldstätter See's! —

Wir blieben in Altorf zur Nacht, zahlten eine sehr mäßige Rechnung und setzten am nächsten Morgen auf einem Krahn von Flülen uns über den See, dessen smaragdgrüne Fluth rings von grünen hohen Bergen und Alpen eingeschlossen ist. Hinter uns ragte noch immer das Schneehorn des Bristenstocks empor. Tells Platte, die Stelle am rechten Ufer des Sees, wo Tell im Ungewitter aus dem Bote sprang und den Tyrannen mit kräftigem Fußstoß den empörten Wellen Preis gab, und wo jetzt eine kleine Kapelle steht, so wie das Grütli auf dem grünen Abhang eines Berges am linken Ufer, wo einst der Schweizerbund beschworen wurde, erweckten in uns begeisternde Erinnerungen. Hat man die Felsenspitze umschifft, welche hinter dem Grütli in den See hineinragt, so öffnet sich zur Linken die Aussicht auf das mächtige, dunkelgrüne, 7100 Fuß hohe Pilatusgebirge. Nach mehr als zweistündiger Fahrt landeten wir zu Brunnen, im Kanton Schwyz, wo wir von dem Hügel, der hinter dem am See gelegenen Wirthshause befindlich ist, das

kleine, liebliche Thal, mit dem Flecken Schwyz und den beiden merkwürdig gestalteten Felsenhörnern, welche der große und kleine Mythen, auch Schwyzerhaken genannt werden, und auf der andern Seite den See mit dem dahinter thronenden Pilatus, rings um uns aber Kultur und Gewerbsthätigkeit mit Entzücken überschauten. Wir verfolgten dann den reizenden Weg, der über Schwyz nach Arth führt, und schwelgten freudetrunken im Anblick des kleinen Sees von Lauerz mit dem Schwanaueilande. Hinter uns schlossen die beiden nackten Felsenhaken von Schwyz den Gesichtskreis; vor uns erhob sich zur Linken der einem ruhenden Löwen vergleichbare, 5700 Fuß hohe Rigi, zur Rechten der Roßberg, bekannt durch den furchtbaren Erdfall, welcher im Jahr 1806 einen Theil des Lauerzer Sees und zwei Dörfer, darunter das Dorf Goldau, verschüttete. Und bald befanden wir uns mitten unter den Trümmern, die jenes schreckliche Ereigniß für Jahrhunderte hinterlassen. Wir sahen die ungeheuern aus Nagelflühe zusammengesetzten Erdklumpen und Felsenstücke, welche von der Spitze des vielleicht 2000 Fuß hohen Roßbergs, den Abhang desselben und die Ebene an dessen Fuß eine Stunde weit bis zur Landstraße und selbst über dieselbe hinaus, durchwühlt und überrollt hatten. Die Nagelflühfelsen bestehen bekanntlich aus größeren und kleineren runden Kieseln von verschiedenen Farben, die durch verhärteten Thon mit einander verbunden sind; sie können daher nicht die Festig-

keit anderer Felsarten haben, zerbröckeln in sich und verursachen leicht Erdfälle. Gegen Abend erreichten wir den Flecken Arth, am Zuger See, der, da es windig war, mit ungestümen, hohen Wellen das Ufer peitschte. Der Rigi steigt hier an der linken Seite unmittelbar aus dem Wasser empor; in der Entfernung aber flachen sich die Ufer ab. Wir fuhren auf dem See spazieren, und besuchten das Monument der Schlacht von Moorgarten. Am folgenden Tage, den 24. Juli, bestiegen wir den Rigi. Das Wetter war leider ungünstig; als wir eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, fing es an zu regnen. Bald sahen wir uns in undurchsichtige Nebel gehüllt. Gänzlich durchnäßt und von den Stürmen der Hochgebirge durchschauert, kamen wir Mittags 1 Uhr auf Rigikulm, der höchsten Spitze, an, wo wir ein recht gutes Wirthshaus und selbst ein Fortepiano fanden. Unterhaltung und Musik mußte uns für den übrigen Theil des Tages die Zeit vertreiben; denn es hörte nicht auf zu regnen und der Nebel war so dicht, daß wir außerhalb des Hauses, im buchstäblichen Sinne nicht 3 Schritte weit sehen konnten. Wir blieben, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, über Nacht auf dem Rigi. Leider wurde uns aber die Freude des Sonnenaufgangs nicht zu Theil; denn als wir uns am folgenden Morgen frühzeitig von unserm Lager erhoben, war der Himmel noch mit Wolken bedeckt und wir sahen nur, wie der Sturmwind mit den ungeheu=

ern weißgrauen Nebelballen spielte, die er über Berge und Thäler dahinrollte. Nur Sekundenlang erblickten wir tief unter uns die von der Sonne erleuchteten grünen Thäler. So mißmuthig uns die vereitelte Hoffnung machte, mußten wir doch über eine Kavalkade reisender Engländer lachen, die so eben auf Saumrossen Rigikulm erreichten, und die sich wahrscheinlich lange vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht hatten, um den Sonnenaufgang nicht zu verfehlen. Eine stolze Mylady zuckelte voran. Ernst und würdevoll ritt sie bis an den östlichen Rand der Bergspitze, starrte hier mit ihrer Begleitung eine Weile in das auf allen Seiten undurchdringliche Nebelmeer, kehrte dann, ohne ein Wort zu sagen, mit ihrer Familie um, und ritt eben so würdevoll, als sie gekommen, den Berg wieder hinab. Ein anderer Engländer, der schon Tages zuvor auf Rigikulm angekommen war, saß mitten im Nebel auf einer Bank, schaute bedenklich in die grauweiße Luft hinein, zog dann ein Taschenbuch hervor und zeichnete — den Sonnenaufgang! — Wir blieben bis Mittag, hörten den Kuhreigen blasen, unterhielten uns in angenehmer Gesellschaft, und hatten endlich die Freude, daß sich das Wetter aufklärte. Den Hochgenuß, den die ungetrübte Aussicht vom Rigi gewährt, schildert keine Feder. Selbst die Aussicht vom Vesuv tritt dagegen in Schatten. Rings um den seligen Beschauer und unter demselben breitet sich Europa's schönstes Land, die Schweiz, aus, mit

seinen blühenden Thälern, grünen Matten, Fruchtgärten, Getreidefeldern, freundlichen Städten und Dörfern, mit seinen gewaltigen Seen, seinen Laub- und Nadelholzwäldern auf dem Rücken der ungeheuern Gebirge, mit seinen Felsenhörnern, seinen Alpen! Sieht man vom Vesuv das Meer, so erblickt man vom Rigi herab tief unter sich zwölf der schönsten Seen von köstlich blaugrüner Farbe in mahlerischer Umgebung; die am Himmel ziehenden Wolken schweben gigantischen Schatten gleich über der Oberfläche dahin, welche getuscht und völlig unbewegt zu sein scheint, da man sich zu hoch befindet, um das Spiel der Wellen noch wahrnehmen zu können. Das Gefühl, mit dem man an der nordöstlichen Seite, wo der Berg fast senkrecht aus dem Zuger See emporsteigt, in diesen See hinabblickt, ist unbeschreiblich. Man fühlt Sehnsucht in die stille Fluth hinabzuspringen, die schweigsam, dennoch so süß anlockt! Wendet man aber das Auge nach Südost; sieht man hoch am Horizonte die Riesen der Schweiz, das Berner Hochland in herrlicher Gruppirung mit den schneestrahlenden Häuptern, schwingt sich die Seele unwillkürlich wieder empor zum Himmel. Armes Italien, wo vermöchtest du ein Bild zu gewähren, dem ähnlich, welches ich so eben, nur in flüchtigen Umrissen anzudeuten, vergeblich mich bemüht habe? —

Der übrige Theil des Tages war sehr schön. Wir stiegen hinab nach Immensee, besuchten Tells Kapelle, die hohle Gasse (ein niedriger Hohlweg,

in dem Tell den Geßler erschoß) und Küßnacht, und fuhren von hier, wo wir unsern Wagen wiederfanden, längs dem Ufer des Vierwaldstätter Sees, an der Ruine Habsburg vorbei, nach der am See gelegenen freundlichen Stadt Luzern. Die Gegend von Küßnacht bis nach Luzern ist unaussprechlich schön. Zur Linken erblickt man den See, jenseits desselben das Pilatusgebirge, zur Rechten grüne Anhöhen, überall Kultur, Glück und Frieden. Keine Gegend Italiens hat einen so zauberhaften Eindruck auf mich gemacht, als diese, deren Schönheit überdies durch die Lieblichkeit des Sommerabends noch erhöht wurde.

Der Weg von Luzern nach Zürich führt anfangs längs der Reuß, die bei Luzern wieder aus dem See tritt, durch einen Theil des Kantons Luzern, und dann auf der Grenze der Kantone Aargau und Zug bis nach dem Dorfe Knonau, an der Grenze des Kantons Zürich, durch das sogenannte flache Land der Schweiz. Wiewohl auch dies noch aus breiten Hügelrücken besteht, so glaubt man doch, bei dem Mangel höherer Berge und Alpen sich nicht mehr in der Schweiz zu befinden. Grüne Wiesen wechseln mit weit sich ausdehnenden fruchtbaren Getreidefeldern und mit üppigen Waldungen. Ueberall erblickten wir freundliche Dorfschaften und einzelne Bauernhäuser; von allen Seiten begrüßten uns fleißige, frohe und wohlgekleidete Menschen in der eigenthümlichen Tracht ihres Kantons. In Knonau war großes Scheibenschießen; wir bewunderten die Sicherheit, mit wel-

cher die Landleute ihr Ziel zu treffen wußten. Noch ist in der ganzen Schweiz die Armbrust im Gebrauch; wir sahen sechsjährige Knaben, die, nachdem sie uns ihren Spruch hergesagt und eine Kleinigkeit zum Ankauf von Bolzen erbeten hatten, uns Beweise großer Geschicklichkeit im Treffen mit der Armbrust gaben. Hinter Knonau erhebt sich zur Rechten der Bergrücken des Albis, welcher den Zürcher See versteckt. Je mehr wir uns der Stadt Zürich näherten, je schöner und kultivirter wurde die Gegend. In der milden Beleuchtung der Abendsonne erreichten wir die Stadt, wo wir im Gasthofe zum Schwert einkehrten.

Die Aussicht aus unsern Fenstern hier war vielleicht die köstlichste unserer ganzen Reise. Zürich liegt nämlich an der nördlichsten Spitze eines mehrere Meilen langen Sees, und zwar an der schiffbaren Limmat, die hier aus demselben hervortritt. Dicht am See führt eine hölzerne Brücke über den breiten Fluß; auf derselben steht der Gasthof, aus dem man nicht nur einen Theil der Stadt, insbesondere zur Linken die beiden Thürme des Münsters und rechts den spitzen Thurm einer andern Kirche, sondern auch vor sich die Ausströmung der Limmat und in der Mitte derselben, in der Entfernung eines Büchsenschusses etwa, einen mahlerisch gelegenen hohen alten Thurm erblickt, der als Gefängniß dient. Hinter demselben breitet sich der hellgrüne liebliche See aus, der rechts und links von sanft sich erhebenden, grünen

Anhöhen, an deren Fuß freundliche Dörfer, Fabrikgebäude und Landhäuser gelegen sind, eingeschlossen ist. Eine vorspringende Höhenzunge entzieht die weitere Ausdehnung des Sees in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen dem Auge. Allein da, wo der See aufzuhören scheint, schließen sich an die niedrigen Höhenzüge, welche den klaren Krystallspiegel in einen grünen Rahmen fassen, höhere Gebirge an, welche mahlerisch gruppirt, in fünf verschieden schattirten Abstufungen bis zu den Schneegipfeln der Alpen von Glarus, Schwyz und Unterwalden emporsteigen. Segelschiffe und Gondeln belebten dies zauberisch schöne Bild, und als die Sonne unterging, glühten die höchsten Gipfel der Alpen, so daß sie wie dunkelrothe Transparents gegen den dunkelblauen Aether abstachen. Und wir riefen Alle, von süßer Wonne durchschauert, wie aus einem Munde: Nein, solch eine Gegend hat Italien nicht; weit, weit bleibt Neapel, selbst Genua's Umgebung, hinter den Wundern dieser Gegend zurück! — Und als sich nun der Vollmond emporhob, leuchtete es, wie matter Silberglanz an den fernen Alpen; höher und höher stieg der Mond, die Hochgebirge im Hintergrunde zerflossen in gigantische Schatten, und die Wellen umspielten wie flüssiges Gold den schwarzen Gefängnißthurm. Entzückendes Bild, nie wird die Erinnerung an dich aus meiner Seele schwinden!

Wir blieben am folgenden Tage in Zürich und beschifften den reizenden See, wobei wir neue Wundererschei-

nungen der Hochgebirge wahrzunehmen Gelegenheit hatten. In der lieblichen, am See gelegenen Villa des edlen Schweizers Escher-Zollikoffers fanden wir eine gastliche Aufnahme.

Tages darauf reiseten wir von Zürich nach Schaffhausen und betrachteten freudig den erhabenen Rheinfall bei Laufen. In Schaffhausen erhielten wir endlich wieder Extrapostpferde, und wir schieden dann mit Schmerz von dem Lande, das unsre Erwartungen so sehr übertroffen hatte.

Auf unserm kurzen Durchfluge durch die Schweiz haben wir in jedem Kanton die demselben eigenthümliche Kleidung, insbesondre sehr hübsche Weibertrachten, wahrgenommen. Was wir dagegen von Kostümen in Italien gesehen, wo wir doch so lange Zeit verweilt haben, und wo tausend Abbildungen gar nicht vorhandener Landestrachten verkauft werden, ist den Lesern bekannt.

Alle Unannehmlichkeiten, welche uns in Italien so unaufhörlich verfolgten, waren in dem Augenblicke verschwunden, wo wir den Boden der Schweiz betreten hatten. Wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß man uns in der Schweiz überall mit biederer Herzlichkeit entgegen gekommen ist. Auf unserer ganzen Reise durch dies entzückend schöne Land sind wir nirgend betrogen worden. Es mag sein, daß es im Vergleich mit Deutschland dort etwas theuer ist; allein wir, die wir aus Italien, dem Lande der Prellerei, kamen, fanden alle unsre Rech-

nungen in der Schweiz so billig, daß wir im gelobten Lande zu sein glaubten. Selbst auf dem Rigi, wo man doch alle Lebensmittel erst mühsam hinaufschaffen muß, waren wir, ungeachtet wir sogar ein Nachtquartier zu bezahlen hatten, dennoch mit der Forderung des Wirthes sehr zufrieden. Auch in den schlechteren Wirthshäusern der Schweiz findet man reinliche und genießbare Speisen; in den größeren Gasthöfen der Städte aber sind sie ganz vortrefflich. Das Brot und die Semmel ist köstlich: die Schweizerbäcker sind berühmt. Ueberall erblickten wir die größte Reinlichkeit; die letzten Flöhe peinigten uns in Magadino; sogar auf dem Rigi nahmen saubere und weiche Lagerstätten unsre ermüdeten Glieder auf. Der Schweizer, der selbst bieder ist, hält auch jeden Fremdling so lange für redlich, bis das Gegentheil erwiesen ist. Weder beim Eintritt in die Schweiz, noch beim Austritt aus diesem Lande fragte uns Jemand nach unsern Pässen, nur in den Hauptstädten Luzern und Zürich erbat man dessen Vorzeigung, ohne dafür Geld zu verlangen, während die mißtrauischen und habsüchtigen Italiener, wie der geneigte Leser weiß, uns in der Regel mehrere Mal an einem Tage dieselben mit beleidigender Grobheit abforderten und uns unnöthigen Aufenthalt und stets wiederkehrende Geldkosten verursachten. Und neben dieser Biederkeit der Schweizer, neben dem Mangel an Unannehmlichkeiten für die Fremden, vermöge des allgemeinen Strebens in

der Schweiz, dem Reisenden seinen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, kommt die unvergleichliche Schönheit der Gegenden in Betracht. Die Schweiz ist unendlich reizender, als man sie je beschrieben, Italien degegen (ich nehme Genua und Isola bella aus) nirgend so, als es Thorheit oder Bosheit darzustellen beliebt. Wer da glaubt, daß die Schweiz nur in ernster, erhabener Schönheit prange, der irrt; es ist vielleicht nirgend ein solcher Wechsel des Lieblichen und des erhaben Schönen, als gerade in diesem Lande vorhanden. Die paradisischen Thäler der Schweiz haben wir in Italien nirgend gefunden. Hätten wir dies Alles vorhergewußt, so würden wir die schöne Schweiz und einen Theil Frankreichs, unter keiner Bedingung aber Italien besucht haben. Möge dies eine gute Lehre für Andere sein! —

Von Schaffhausen reiseten wir über Donauschingen und Hornburg durch den reizenden Schwarzwald, und über Offenburg und Kehl nach Straßburg, dessen Münster, ungeachtet wir St. Peter gesehen, dennoch tiefen Eindruck auf uns hervorbrachte, und uns lebhaft an den Stephansthurm zu Wien erinnerte. Dann besuchten wir das freundliche Karlsruhe, das in entzückender Gegend gelegene Heidelberg, einen Punkt in Deutschland, dem ebenfalls keine italienische Gegend an die Seite gesetzt werden kann, und fuhren hierauf längs der Bergstraße über Darmstadt nach Frankfurt am Main, wo wir einen Rast-

tag machten. Von dort endlich kehrten wir über Hanau und Fulda, durch den lieblichen, mit Laubholz prangenden Thüringer Wald, den wir von der Wartburg mit Entzücken überschauten, über Gotha, Erfurt, Weimar und Leipzig, durch die gesegnetsten Fluren Deutschlands, nach Berlin zurück, wo wir endlich am 14. August glücklich wieder eintrafen.

Der schönste Erfolg unserer Reise ist die Ueberzeugung, daß unser deutsches Vaterland hoch über Italien steht, und das erhebende Gefühl, in einem Lande geboren zu sein, welches in Beziehung auf Kultur, intellektuelle Bildung und wahre Civilisation mit allen andern, die wir gesehen, unbesorgt in die Schranken treten darf. Ein Deutscher, der, von fernen Reisen zurückkommend, dies nicht freudig erkennt und nur das Fremde anbetet, ist seines herrlichen Vaterlandes unwerth und verdient, als ein enthusiastischer Thor, bemitleidet, wenn nicht — verachtet zu werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bei O. Wigand in Leipzig ist erschienen:

Beschreibung
des
Königreichs Ungarn, Croatien, Slavonien und der ungarischen Militärgränze.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. 1834. In Umschlag. 1 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek
parlamentarischer Beredsamkeit, oder die politischen Redner aller Völker und Zeiten in zeitgemäßer Auswahl.

Herausgegeben
von
Lippert, Scheibe, Schröder und Wigand.

2 Hefte. gr. 8. 1833. In Umschlag. 12 Gr.

Alex. Bronikowski's
Sammlung neuer Schriften.

1 — 28. Bd. 8. 1829 — 34.

I — III. Bd. Darstellungen aus vergangener Zeit; enthaltend: 1r: Der Ehrenpunkt. Das Hospitium

des Bernhardsberges. 2r: Pleurs. Die Prätendenten. 3r: Der Wahltag. Die Grube zu Höckendorf. 4 Thlr. 16. Gr.

IV — VIII. Bd. Polen im siebenzehnten Jahrhunderte oder Johannes der Dritte, Sobieski und sein Hof. 5 Bde. 8 Thlr.

IX — X. Bd. Die Frauen von Neidschütz. Novelle. 2. Bände. 3 Thlr.

XI — XIII. Bd. Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

XIV — XVI. Bd. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bde. 4 Thlr.

XVII — XX. Bd. Die Magyaren. Erste Abtheil.: Das Verlobungsfest zu Murany. 4 Bde. 1833. roh. 6 Thlr. 8 Gr. In schönen Umschlag geheftet. 6 Thlr. 12 Gr.

XXI — XXIII. Bd. Die Magyaren. Zweite Abtheil.: Balthasar und Anna. 3 Bde. 8. 1834. 5 Thlr.

XXIV — XXVI. Bd. Novellen. 3 Bde. 8. 1834. 4 Thlr.

I. Band. Der Schreibfehler, eine mährchenhafte Historie. Monsieur le Marquis. 1 Thlr. 12 Gr.
II. Band. Der Kynast. 1 Thlr. 12 Gr.
III. Die beiden Antonine. 1 Thlr.

XXVII. Bd. Die Briten in der deutschen Hauptstadt. 8. 1834. 20 Gr.

XXVIII. Bd. Die Windsbraut. Letzte Novelle. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

Chronik des Oeil de Boeuf,

der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris.

Eine

Geschichte der Sitten und ihres Verfalles unter den Regierungen Ludwigs XIV., der Regentschaft, Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

Herausgegeben.

durch die verwittwete Gräfin von B***. In das Deutsche frei übersetzt durch L. v. Alvensleben.

8 Bände. 8. 1832. In Umschlag. 8 Thlr. 16 Gr.

Don Juan.

Dramatische Phantasie in 7 Abtheil.

Von einem deutschen Theaterdichter.

8. 1833. brosch. 2 Thlr.

Der Antichrist.

Von

Eduard Duller.

Novelle in 2 Theilen. 8. 1833. In Umschlag broch. 2 Thlr.

Der Führer zu den Heilquellen

oder

Lebensordnung beim Gebrauch der Bäder, und dem Genusse natürlicher und künstlich bereiteter Mineralwässer.

Nebst einer speziellen Darstellung der Badeanstalten Leipzigs und seiner Umgebung 2c. Von einem praktischen Arzte. 8. Leipzig, 1833. in Umschlag geh. 8 Gr.

Gaunerstreiche,
Grausamkeiten und Mordthaten
des furchtbaren Räuberhauptmanns Bückler
und seiner Genossen. "Schinderhannes"
Nach Originalquellen neu bearbeitet. 8. 1831.
In Umschlag geh. 1 Thlr.

Leben und Treiben der feinen Welt.
von
A. Glasbrenner.
8. 1833. geh. 1 Thlr.

Casanova des Zweiten
(genannt Graf Alphons)
Liebschaften und Abentheuer in Frankreich und Italien.
Von
L. Glockentreter.
2 Bde. 8. 1833. brosch. 2 Thlr. 8 Gr.

Mephistopheles,
ein politisch=satyrisches Taschenbuch auf das Jahr 1833.
von
C. Herloßsohn.
Mit 8 illuminirten Kupfern von J. P. Lyser. gr. 8.
gebunden 2 Thlr. 16 Gr.

Der Ungar.
Historisch = romantisches Gemälde aus der Zeit
Hunyadys.
Von
C. Herloßsohn.
3 Bde. 8. 1832. In Umschl. geh. 5 Thlr.

Der letzte Taborit
oder
Böhmen im 15. Jahrhundert.
Historisch-romantisches Gemälde in zwei Bänden.
Von
C. Herloßsohn.
8. 1834. brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Königin Hortensia
in Italien, Frankreich und England, im Jahre 1831.
Bruchstücke aus ihren ungedruckten Memoiren von ihr selbst herausgegeben. Aus dem Französischen. 12. 1834. brosch. 1 Thlr.

Bilder und Zustände aus Berlin,
von
J. Jacoby.
2 Thle. 8. 1833. In Umschlag brosch. 3 Thlr.

Die Poeten.
Novelle
von
Heinr. Laube.
8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

Reisenovellen.

von

Heinr. Laube.

2 Bände. 8. 1834. brosch. 4 Thlr.

Fein Velinp. 4 Thlr. 12 Gr.

Novellen

von

Lyser.

8. 1834. brosch. 1 Thlr.

Das Buch vom Rübezahl.

Eine

vollständige Sammlung aller Volksmährchen aus dem Riesengebirge.

Gesammelt und neu erzählt

von

Lyser.

Mit 6 feinen Kupfern. 8. 1834. Broschirt 1 Thlr. 3 Gr.

Das Buch der Mährchen,

für Töchter und Söhne gebildeter Stände.

von

Lyser.

Mit 8 Kupfern. 8. 1834. Steif geb. schwarz 1 Thlr.

illuminirt 1 Thlr. 8 Gr.

Des Knaben Wunderhorn,

Mährchen und Lieder

von

Lyser.

Mit 8 Kupfern 8. 1834. Steif geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Populaires physikalisches Lexikon
oder
Handwörterbuch
der gesammten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen.
Von
Dr. G. D. Marbach.
4 Bände in 24 Heften, mit Abbildungen. gr. 8. 1834 — 1835. Broschirt à Lieferung 8 Gr.

Der Jesuit.
Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nach den hinterlassenen Papieren des Grafen Orloff
von
Dr. Morvell.
3 Bde.; den 2. 3. 4. Theil, von Friedrich von Schillers Geisterseher bildend. 8. 1833. In Umschlag broschirt. 5 Thlr.

Landtagslieder für die deutsche Nation.
Von
Ernst Ortlepp.
16. 1833. Auf Velinpapier in Umschlag cartonnirt. 16 Gr.

Politisches Leben
des
Fürsten Karl Moritz von Talleyrand.
Von
A. Sallé.
Aus dem Französischen übersetzt
von
J. Sporschil.
gr. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Ungarns Weinbau
in
seinem ganzen Umfange,
oder
vollständige Beschreibung sämmtlicher berühmten Weinberge des ungarischen Reichs in statistisch-topographischer und ökonomischer Hinsicht.

Von
Franz Schams.

2 Bde. Mit Abbildungen. gr. 8. 1833. In Umschlag brosch. 2 Thlr. 16 Gr.

Schilderungen und Begebnisse eines Vielgereisten, der ausruht.

3 Bde. gr. 12. 1833. In Umschl. br. 2 Thlr. 20 Gr.

Der bisherige Kampf
der
Republikaner gegen Louis Philipp,
König der Franzosen.

Von
J. Sporschil.

gr. 8. 1834. brosch. 1 Thlr.

Wit von Dörring,
mein Jugendleben und meine Reisen.
Ergänzung der Fragmente
aus
meinem Leben und meiner Zeit.

gr. 8. 1833. 2 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Gustav

Italien wie es wirklich ist Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden als Warnungsstimme für alle, welche sich dahin sehnen
Bd.: 2

Leipzig (1834)

It.sing. 1434 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469157-0